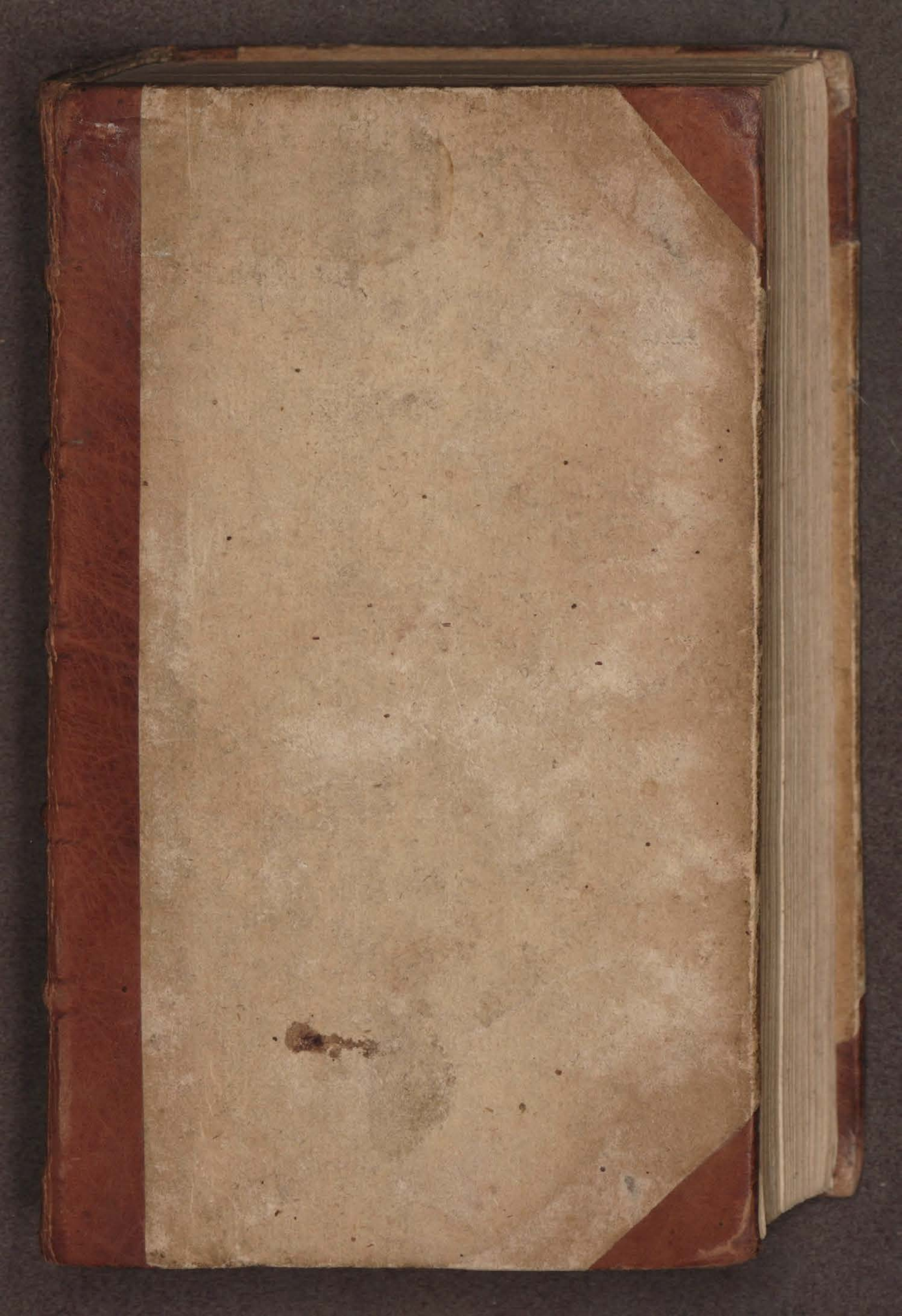
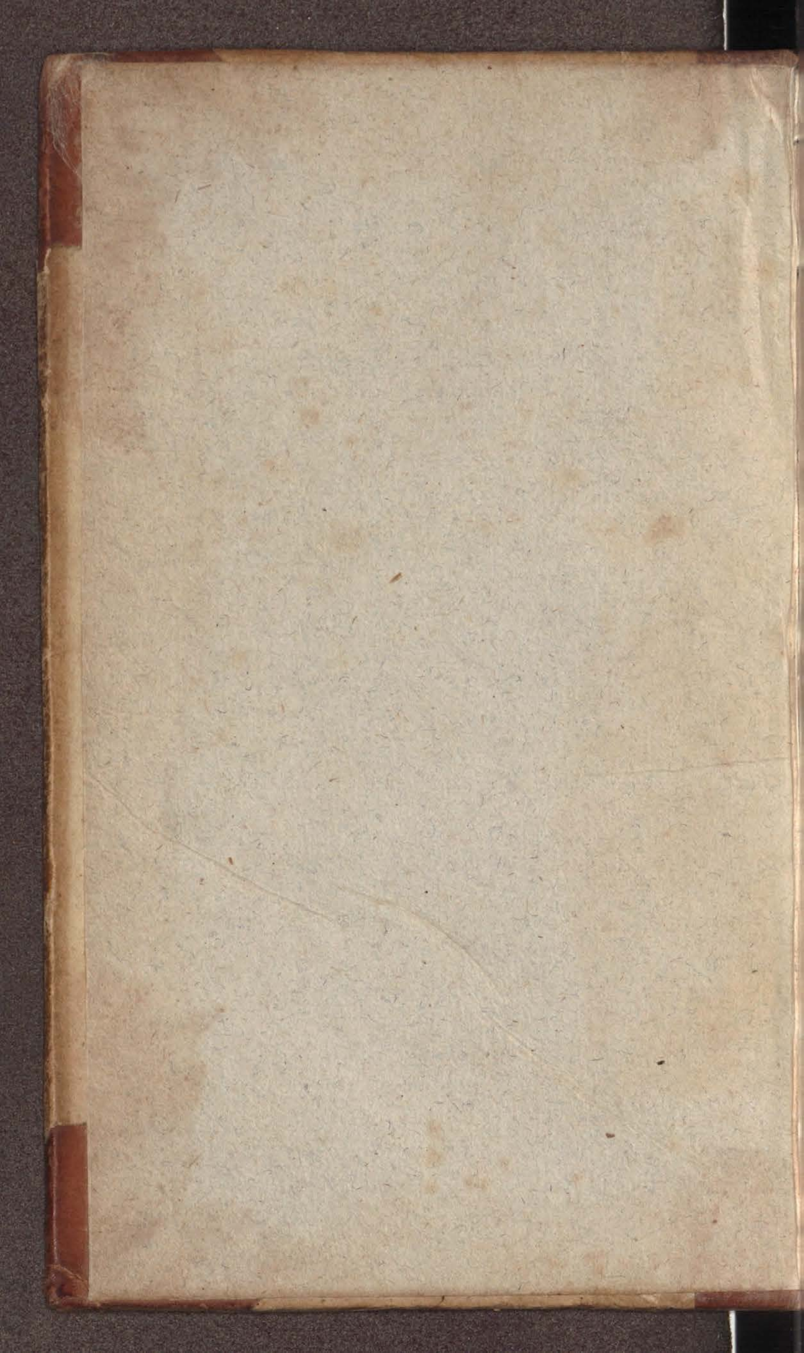
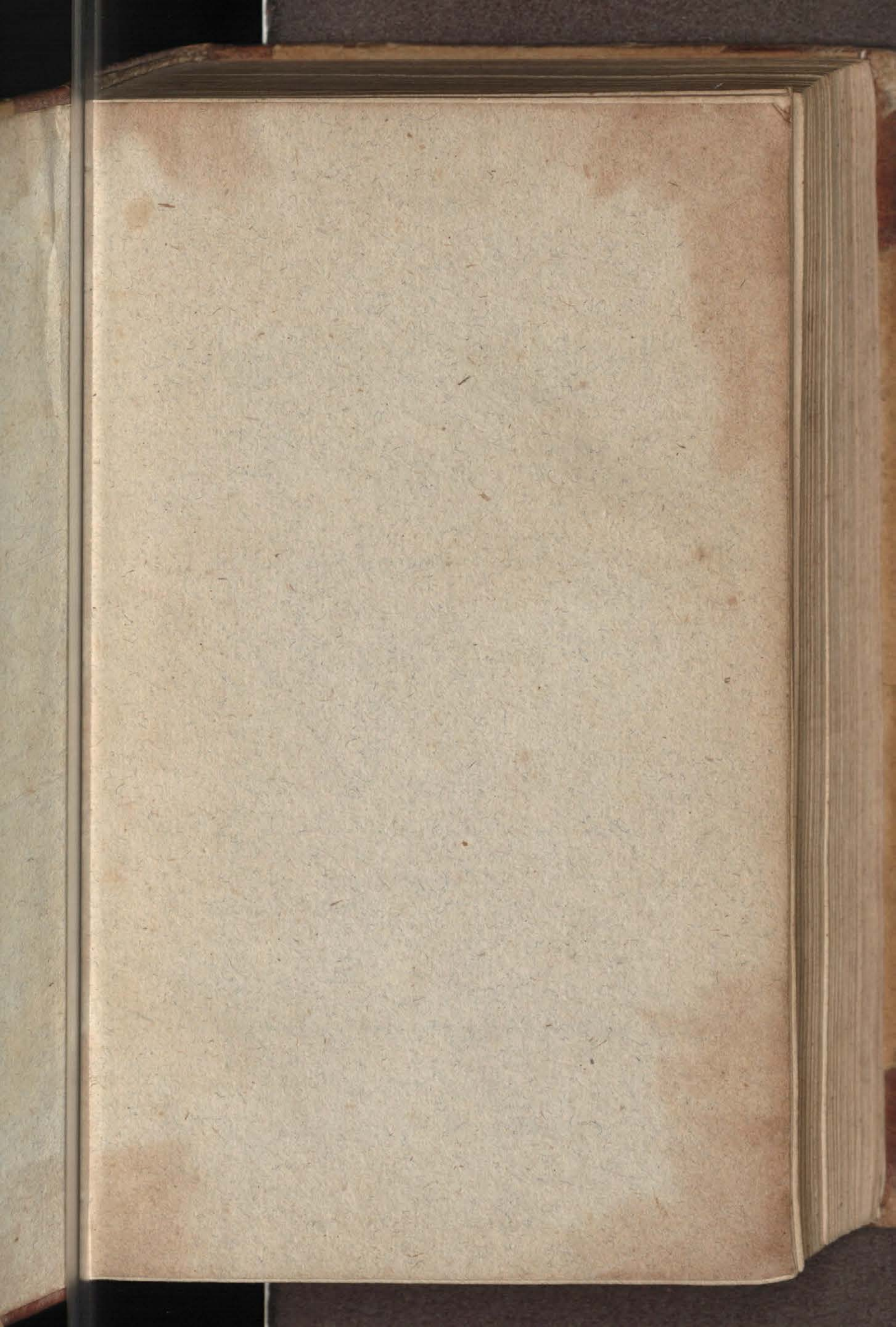
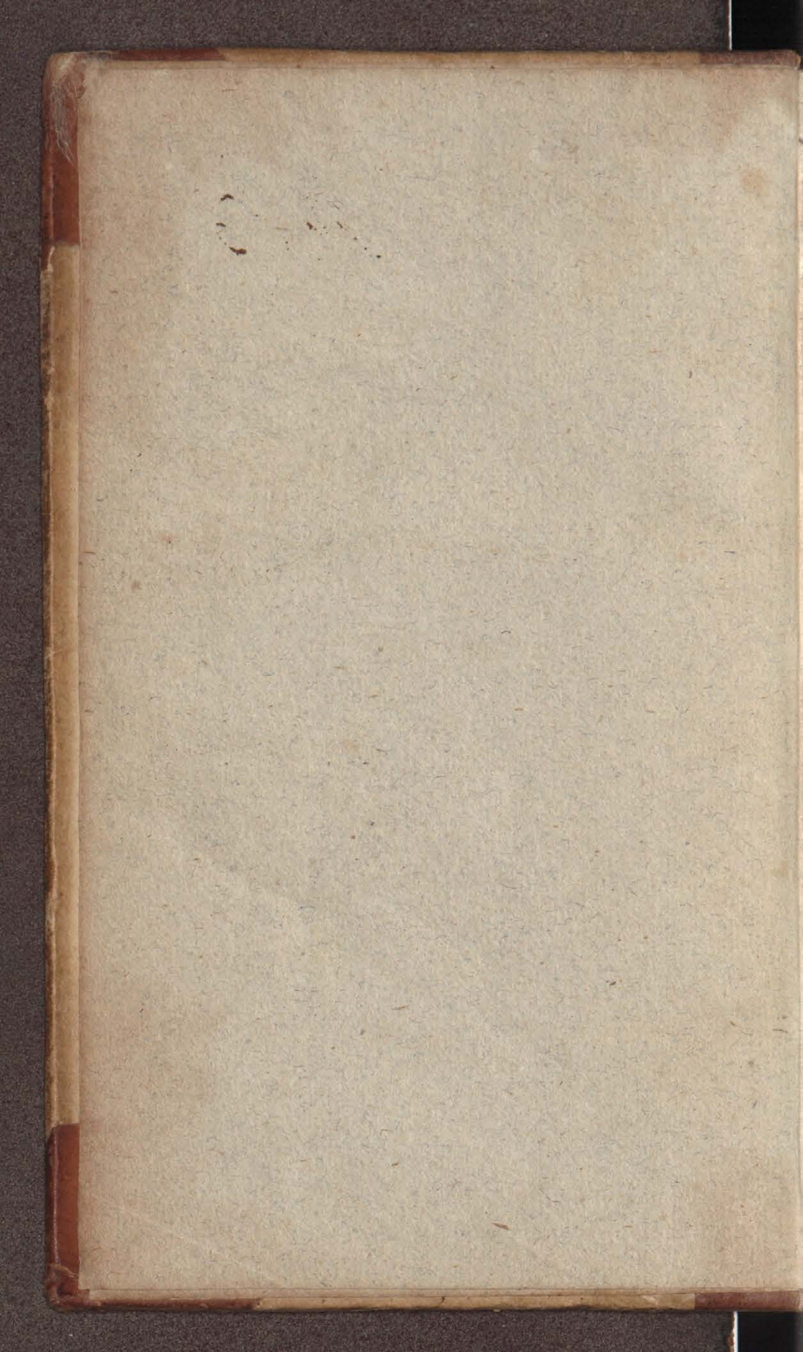








Auszug

des

Englischen Zuschauers

nach einer neuen Uebersetzung.

Vierter Band.

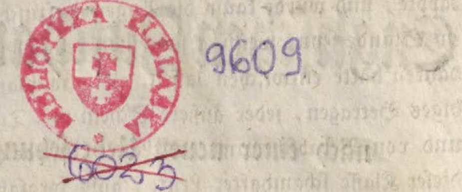
Νηπιοι ουκ ισασιν᾽ ὁσῳ πλεον ἡμισυ παντος.

Hesiod.

Berlin, 1782.

bey Christian Friedrich Himburg.

Auszug



[illegible]

nach einer neuen [illegible]

Dritter Band.

Berlin, 1788

bey Christian Friedrich Himburg.

Der Zuschauer.

Hundert vier und vierzigstes Stück.

(229)

Von der zweyten Ode der Sappho.

— Spirat adhuc amor,
Vivuntque commissi calores
Aeoliae fidibus puellae.

HORAT.

Unter den vielen berühmten Ueberbleibseln des Alterthums in Rom, befindet sich auch der Rumpf einer Statue, welche Arme, Beine und Kopf verloren hat, aber so meisterhaft gearbeitet ist, daß Michael Angelo erklärte, er habe seine ganze Kunst daraus erlernt. In der That studirte er ihn mit so großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit, daß er die meisten seiner Statuen, und selbst seiner Gemählde, in diesem Gusto machte; weshalb

denn auch diese zerstümmelte Statue noch jetzt Michael Angelo's Schule genannt wird.

Ein Fragment der Sappho, welches ich zum Gegenstande dieses Blatts bestimme, steht in eben so hohem Ruf unter den Dichtern und Kunstrichtern, als der gedachte Torso unter den Bildhauern und Mahlern. Verschiedne unsrer Landsleute, besonders Dryden, scheinen es in ihren dramatischen Werken und Liebesgedichten oft vor Augen gehabt zu haben.

Die Veranlassung dieser Ode sey gewesen, welche sie wolle, so wird ein neuerer Leser die Schönheiten derselben vollkommen fühlen, wenn er annimmt, daß sie in der Person eines neben seiner Geliebten sitzenden Liebhabers geschrieben worden. Ich will hier drey verschiedne Kopien dieses schönen Originals aufstellen: die erste ist vom Katull, die zweyte vom Boileau, und die dritte von meinem Freunde, dessen Uebersetzung der Hymne an die Venus so verdienten Beyfall gefunden hat.

Ad Lesbiam.

Ille mî par esse Deo videtur,
Ille, si fas est, superare Divos,
Qui sedens aduersus identidem te
Spectat, et audit

Dulce

Dulce ridentem, misero quod omnis
Eripit sensus mihi: nam simul te,
Lesbia, adspexi, nihil est super mî
Quod loquar amens,

Lingua sed torpet: tenuis sub artus
Flamma dimanat, sonitu suopte
Tinniunt aures: gemina teguntur
Lumina nocte.

Mein gelehrter Leser wird wissen, warum der eine dieser Verse mit Kursivschrift gedruckt ist; und wenn er diese Uebersetzung mit dem Original vergleicht, wird er finden, daß die drey ersten Stanzen fast Wort für Wort übergetragen sind, und nicht nur mit derselben Eleganz, sondern auch mit derselben Kürze des Ausdrucks, welche das Griechische Original so sehr auszeichnet, und der Sapphischen Ode so eigenthümlich ist. Ich begreife nicht, aus welchem Grunde Madame Dacier sagt, diese Ode sey uns im Longin ganz aufbehalten worden, da doch jeder, der diesen Autor nachschlagen will, augenscheinlich sehen muß, daß wenigstens noch eine Stanze dazu gehört hat, die uns nicht überliefert worden.

Die zweyte Uebersetzung dieses Fragments, die ich hier mittheilen will, ist, wie gesagt, vom Boileau.

Heureux! qui près de toi, pour toi seule soupire:
Qui jouit du plaisir, de t'entendre parler:
Qui te voit quelquefois doucement lui sourire.
Les Dieux, dans son bonheur, peuvent-ils l'égaler?

Je sens de veine en veine une subtile flamme
Courir par tout mon corps, si-tôt que je te vois:
Et dans les doux transports, où s'égare mon ame,
Je ne saurois trouver de langue, ni de voix.

Un nuage confus se répand sur ma vue,
Je n'entends plus, je tombe en de douces langueurs;
Et pale, sans haleine, interdite éperdue,
Un frisson me saisit, je tremble, je me meurs.

Der Leser wird sehen, daß dieß mehr eine Nachahmung, als eine Uebersetzung ist. Die Umstände liegen nicht so dicht zusammen, und drängen einander nicht mit der Bewegung und dem Ungestüm, wie im Original. Kurz, Boileau gibt uns zwar alle Poesie, aber nicht alle Leidenschaft dieses berühmten Fragments. Zuletzt gebe ich

ich nun meinem Leser auch die Englische Uebersetzung. *)

Bleſt as th'immortal Gods is he,
The Youth who fondly ſits by thee,
And hears and ſees thee all the while
Softly ſpeek and ſweetly ſmile.

'Twas this depriv'd my ſoul of reſt,
And raiſ'd ſuch tumults in my breaſt;
For while I gaz'd, in tranſport toſt,
My breath was gone, my voice was loſt.

My boſom glow'd; the ſubtle flame
Ran quick through all my vital frame;
O'er my dim eyes a darkneſs hung;
My ears with hollow murmurs rung.

In dewy damps my limbs were chill'd;
My blood with gentle horrors thrill'd;
My feeble pulſe forgot to play;
I fainted, ſunk, and dy'd away.

*) Der Vergleichung wegen bleibt die Englische Uebersetzung hier stehen, von welcher sonst, mit der Deutschen verglichen, eben das gilt, was ich wegen der Hymne an die Venus erinnert habe.

Herrn Ramlers Uebersetzung des Griechischen Originals.

Selig, gleich den ewigen Göttern, wer dir
Gegenüber sitzend die süßen Töne
Deiner Lippen sauget, und ach! dieß holde
Lächeln der Liebe.

Seh' ich dieß, so pocht mir das Herz im Busen;
Mir erstickt im Munde das Wort, die Zunge
Ist mir wie gelähmet; die Haut durchläuft ein
Plötzliches Feuer.

Nichts mehr sehn die Augen, die Ohren brausen;
Kalter Schweiß bricht aus; mich ergreift ein
Zittern;
Gleich dem Grase welk' ich dahin; der Athem
Fehlt mir; ich sterbe.

Statt von dieser Uebersetzung etwas zu sagen, will ich lieber den gelehrten Leser bitten, die kritischen Bemerkungen Longins über das Original nachzulesen. Hieraus wird er am besten sehen, welche den Vorzug verdient. Ich will nur hinzusetzen, daß diese Englische Uebersetzung (und noch unendlich mehr die Deutsche) ganz im Geist der Sappho geschrieben ist, und dem Griechischen so nahe kömmt, als der Genius unsrer Sprache es nur irgend verstattet.

Longin bemerkt, daß diese Beschreibung der Liebe in der Sappho eine genaue Kopie der Natur sey, und daß alle die Umstände, die in einer solchen Fluth von Empfindungen auf einander folgen, ungeachtet sie wider einander zu streiten scheinen, doch genau dieselben seyen, die sich bey der Raserey der Liebe zu ereignen pflegen.

Mich wundert, daß keiner der Kritiker oder Herausgeber, durch deren Hände diese Ode gegangen ist, dabey Gelegenheit genommen, eines Umstandes zu erwähnen, den Plutarch erzählt. In der berühmten Geschichte von dem Antiochus, der sich in seine Stiefmutter Stratonice verliebte, und, da ers nicht wagen wollte, seine Leidenschaft zu entdecken, unter dem Vorwande einer Krankheit das Bette hütete, sagt er, der Arzt Erasistratus habe die Natur der Krankheit des Prinzen aus den Symptomen der Liebe errathen, die er aus den Schriften der Sappho gelernt habe. Stratonice war in dem Zimmer des kranken Prinzen, als sein Arzt diese Symptomen an ihm bemerkte; und vermuthlich waren sie von denen nicht sehr verschieden, die Sappho hier an einem Liebhaber, der bey seiner Geliebten sitzt, beschreibt. Diese Geschichte des Antiochus ist so bekannt, daß ich den Aus-

gang derselben, der ohnedem auf meinen jetzigen Gegenstand keine Beziehung hat, nicht zu erzählen brauche.

C.

Hundert fünf und vierzigstes Stück.
(231)
Von der Schamhaftigkeit.

O Pudor! o Pietas!

MART.

Da ich die Briefe durchsehe, die ich seit kurzem von meinen Korrespondenten empfangen habe, finde ich folgenden, der mit einem so feinen Gefühl geschrieben ist, daß ich nicht zweifle, er werde meinen Lesern eben so angenehm seyn, als er mir war.

Mein Herr Zuschauer,

„Da Sie in öffentlichen Versammlungen kein Fremdling sind, so werden Sie ohne Zweifel bemerkt haben, was für eine Ehrfurcht solche Versammlungen oft denen einjagen, die irgend ein Talent

Talent vor ihnen zeigen sollen. Dieß ist eine Art von liebenswürdiger Angst, welcher wohlgeartete Gemüther am meisten ausgesetzt sind, und die daher vielleicht einige Bemerkung in Ihren Blättern verdient. Mancher brave Kerl, der auf dem Schlachtfelde seinen Feind in die Flucht geschlagen, geräth in die äußerste Verwirrung, wenn er zu Hause vor einem Haufen von Freunden reden soll. Man sollte denken, es sey etwas von Zauberkraft in den Augen eines großen Zirkels von Menschen, wenn sie zusammen auf Eine Person gerichtet sind. Ich habe einen neuen Schauspieler in einer Tragödie gesehen, der so dadurch gefesselt ward, daß er kaum sprechen oder sich rühren konnte, so daß mir bange ward, er würde schon drey Akte früher sterben, als der Dolch oder Giftbecher hereinkam. Es wäre nicht übel, wenn ein solcher zuerst als Geist oder Statue die Bühne beträte, bis er sich fassen gelernt hätte, und zu einer lebendigen Rolle geschickt wäre."

„Wie dieß plötzliche von sich selbst kommen ein Mißtrauen anzeigt, welches nicht mißfällt, so zeugt es zugleich auch von der größten Ehrerbiethung, die man für eine Versammlung nur haben kann. Es ist eine Art von stummer Beredsamkeit, die sich viel nachdrücklicher um ihre Gunst bewirbt,

als Worte vermögen. Daher finden wir denn auch, daß ihre Großmuth natürlicher Weise rege gemacht wird, diejenigen aufzumuntern, die in so großer Verlegenheit sind, sie würdig zu unterhalten. Ich freute mich ausnehmend über ein neuerliches Beyspiel dieser Art in der Oper Almahide, da man eine junge Sängerinn, deren ganz ungewöhnliche Schamhaftigkeit bey ihrer ersten Erscheinung sie nicht weniger, als ihre angenehme Stimme und ihr wahres Spiel empfahl, so edelmüthig aufmunterte. Bloße Schamhaftigkeit ohne Verdienst ist ein ungeberdiges Ding; und Verdienst ohne Bescheidenheit ist Insolenz. Das bescheidne Verdienst aber hat ein zwiefaches Recht zu guter Aufnahme, und findet gemeiniglich so viele Gönner, als Zuschauer."

Ich bin ꝛc.

Unmöglich kann eine Person sich in einer Versammlung zu ihrem Vortheil zeigen, sie habe zu singen oder zu reden, die von ihrer Bescheidenheit zu sehr niedergedrückt wird. Ich erinnere mich einer Unterredung mit einem meiner Freunde über die Gewalt der Aussprache, wobey ich alle die verschiednen Sprachorganen durchging, die ein Redner in ihrer Vollkommenheit besitzen muß, als die Zunge, die Zähne, die Lippen, die Nase, den

Gau-

Gaumen und die Luftröhre. Sie haben noch das wichtigste Organ von allen vergessen, sagte mein Freund am Ende, und das ist die Stirne.

Ungeachtet aber ein Uebermaß von Bescheidenheit die Zunge bindet und sie unfähig macht, ihr Werk gehörig zu thun, so ist doch eine gebührende Portion derselben einem Redner so nothwendig, daß Rhetoriker sie ihren Schülern als ein besondres Stück ihrer Kunst empfohlen haben. Cicero sagt, er könne den Redner nicht leiden, der nicht beym Anfange seiner Rede etwas Verwirrung blicken ließe, und gesteht, daß er selbst nie ohne Zittern und Besorgniß den Rednerplatz bestiegen habe. Es ist wirklich eine Art von Ehrerbiethung, die einer großen Versammlung gebührt, und ermangelt selten, die Zuhörer für den Redenden einzunehmen. Mein Korrespondent bemerkt, daß selbst die tapfersten Leute in solchen Fällen oft Furcht empfinden, wie man denn wirklich auch findet, daß gemeiniglich kein Geschöpf unverschämter ist, als eine feige Memme.

— Lingua melior, ſed frigida bello
Dextera —

VIRG.

Eine

Eine kühne Zunge und ein schwacher Arm sind die Eigenschaften des Drances im Virgil; und Homer bedient sich, um einen zugleich furchtsamen und naseweisen Menschen zu beschreiben, einer Art von Pointe, die man sonst höchst selten in seinen Schriften findet; er sagt nähmlich, er habe die Augen eines Hundes, aber das Herz eines Hirsches gehabt.

Eine gehörige und vernünftige Schamhaftigkeit empfiehlt nicht nur die Beredsamkeit, sondern setzt auch jedes andre große Talent, das ein Mensch besitzen kann, in ein helleres Licht. Sie erhöhet alle Tugenden, die sie begleitet; gleich dem Schatten in Gemählden, hebt und ründet sie jede Figur, und macht die Farben schöner, wiewohl nicht so glänzend, als sie ohne das seyn würden.

Schamhaftigkeit ist nicht nur eine Zierde, sondern auch eine Wache der Tugend. Sie ist eine Art von schnellem und zartem Gefühl in der Seele, welches sie vor jedem Dinge schaudern und zurückfahren macht, das sie in Gefahr bringen könnte; eine äußerst feine Empfindlichkeit, die sie erinnert, den ersten Schein alles dessen, was schädlich ist, zu fliehen.

Ich habe irgendwo in der alten Griechischen Geschichte gelesen, daß die Frauenzimmer eines

Lan-

Landes von einer unerklärbaren Melancholie befallen worden, welche so gar einige verleitet habe, sich selbst das Leben zu nehmen. Nachdem der Senat vergebens mancherley Mittel versucht hatte, diesem einreißenden Selbstmorde zu steuren, gab er endlich das Edikt, daß, wenn ein Frauenzimmer, es möchte seyn welche es wollte, sich selbst das Leben nähme, ihr Leichnam nackend auf der Straße ausgestellt, und auf die schimpflichste Art durch die ganze Stadt geschleppt werden sollte. Dieß Edikt machte dem vorhin so allgemeinen Uebel augenblicklich ein Ende. Wir sehen in diesem Beyspiel die große Gewalt der weiblichen Schamhaftigkeit, da sie so gar die Wuth der Raserey und Verzweiflung zu überwinden vermochte. Die Furcht vor der Schande war in jenen Zeiten beym schönen Geschlecht mächtiger, als die Furcht vor dem Tode.

Wenn also die Schamhaftigkeit einen so großen Einfluß auf unsre Handlungen hat, und in manchen Fällen eine so unüberwindliche Schutzwehr der Tugend ist; was kann dann wohl die Sittlichkeit mehr untergraben, als jene unter dem gedankenlosen Theil der Menschen herrschende Politesse, welche den edelsten liebenswürdigsten Theil unsers Betragens als unmodisch behandelt; welche

Unver-

Unverschämtheit als gute Lebensart empfiehlt, und einen Menschen immer eine dreiste Stirne weisen lehrt, nicht weil er unschuldig, sondern weil er schamlos ist?

Seneka hielt die Schamhaftigkeit für einen so starken Zaum des Lasters, daß er uns den Rath gibt, sie selbst im Verborgenen zu üben, und sie bey eingebildeten Anlässen, wenn es uns an wirklichen fehlt, in uns zu erregen; denn dieß ist der Sinn seiner Vorschrift, daß, wenn wir allein und in der größten Einsamkeit sind, wir uns einbilden sollen, Kato stehe vor uns, und sehe alles, was wir thun. Kurz, verbannt man die Schamhaftigkeit aus der Welt, so wird sie die Hälfte der Tugend, die noch in derselben ist, mit sich wegnehmen.

Nach diesen Betrachtungen über die Schamhaftigkeit, in so fern sie eine Tugend ist, muß ich noch bemerken, daß es auch eine lasterhafte Schamhaftigkeit gibt, welche mit Recht lächerlich gemacht zu werden verdient, und welche diejenigen sehr oft äußern, die sich am meisten auf eine wohlgezogene Dreistigkeit einbilden: dergleichen ist, wenn jemand sich schämt, seiner Vernunft gemäß zu handeln, und nichts so sehr scheuet, als in der Ausübung derjenigen Pflichten überrascht zu werden, zu deren

ren Vollbringung er doch in die Welt gesetzt wurde. Mancher unverschämte Freygeist würde erröthen, wenn man ihn über einem ernsthaften Gespräch ertappte, und würde kaum die Augen aufzuschlagen im Stande seyn, wenn er sich einen religiösen Gedanken hätte entwischen lassen. Ein wohlanständiges Betragen, jeder äußere Schein von Tugend und von Verabscheuung des Lasters werden von dieser Klasse schamhafter Leute, aufs sorgfältigste und als Dinge vermieden, die ihrer immer lustigen Laune nicht anstehen, und ihnen unfehlbar Schande machen würden. Dieß ist ein so jämmerlicher Blödsinn, eine so verächtliche Feigheit, ein so ausgearteter, verworfener Zustand der Seele, daß man die menschliche Natur desselben nicht fähig halten würde, wenn man nicht leider im täglichen Umgange so häufige Beyspiele davon fände.

Es gibt noch eine Art falscher Schamhaftigkeit, wenn nähmlich ein Mensch sich seiner Person, seiner Geburt, seines Standes, seiner Armuth, und anderer Unfälle schämt, die er eben so wenig zu verhindern die Wahl hatte, als er ihnen abzuhelfen vermögend ist. Wenn ein Mensch durch irgend einen dieser Umstände lächerlich werden kann, so wird er es gewiß noch viel mehr, so




bald er darüber schamroth wird. Sie sollten ihm vielmehr zum Anlaß dienen, einen edlen Geist und Muth zu beweisen, und Unvollkommenheiten, die nicht von ihm abhangen, durch Vollkommenheiten zu verdunkeln, die in seiner Gewalt stehen; oder, daß ich mich des Gleichnisses eines berühmten Schriftstellers bediene, er sollte den Cäsar nachahmen, der, weil er einen kahlen Kopf hatte, diesen Mangel mit Lorbern bedeckte.

C.

Hundert sechs und vierzigstes Stück.
(232)

Ueber die Bettler.

Nihil largiundo gloriam adeptus est.

SALLUST.

Mein kluger und guter Freund, Herr Andreas Freeport, theilt sich fast gleich zwischen der Stadt und dem Lande: in der Stadt ist seine Zeit dem allgemeinen Besten und der Verwaltung seines Privat-

Privatvermögens gewidmet; und hat er drey oder vier Tage auf diese Weise hingebracht, so begibt er sich auf eben so lange Zeit nach seinem Landsitze nicht weit von der Stadt, um seiner selbst, seiner Familie und seiner Freunde zu genießen. So empfehlen Geschäfte und Vergnügen, oder vielmehr, bey Hrn. Freeport Arbeit und Ruhe, eines das andre: sie wechseln so schnell mit einander ab, daß keines zur Gewohnheit wird, oder sich des ganzen Mannes bemächtigt; und so kann ihm unmöglich eines von beiden zum Ueberdruß werden. Ich sehe ihn oft in unserm Klub sehr munter und aufgeräumt, zuweilen aber doch auch mit Nachdenken und sorgsamen Ernst im Blick; auf seinem Landhause aber ist er immer heiter, und ein so angenehmer Gesellschafter, als ich ihn nur wünschen kann. Ich schlage es ihm daher selten ab, wenn er mich bittet, ihn aufs Land zu begleiten.

Neulich hatten wir uns kaum in seinen Wagen gesetzt, als schon zwey oder drey Bettler zu jeder Seite am Schlage hingen, und mit der gewöhnlichen Rhetorik von einer kranken Frau oder einem kranken Manne, von drey oder vier hülflosen kleinen Kindern, die vor Hunger und Kälte umkommen wollten, u. s. w. unsre Mildthätig-

keit anflehten. Wir sahen uns genöthigt, einige Groschen wegzugeben, um sie uns nur vom Halse zu schaffen, und setzten dann unsre Reise unter den Zurufungen und Segenswünschen dieser Leute fort.

„Nun wohl, sagte Herr Freeport, wir gehen unter dem Gebet und den guten Wünschen der Bettler ab, und vielleicht werden sie gar im nächsten Bierhause eins auf unsre Gesundheit trinken. Haben wir also ein gutes Werk gethan, so besteht es blos darin, daß wir den Absatz des Bierschenken und die Einkünfte der Accise vermehrt haben. Aber wie wenig Unzen Wolle tragen diese armen Geschöpfe auf dem Leibe! und sehen wir sie das nächste Mahl wieder, so werden sie schwerlich besser gekleidet seyn. Sie müssen immer in Lumpen gehen, damit man sie für würdige Gegenstände des Mitleidens halte. Steht es mit ihren Angehörigen wirklich so, wie sie sagen, so können die nicht besser gekleidet seyn, und müssen sich gewiß mit noch viel schlechterer Kost behelfen. Man sollte denken, Kartoffeln müßten ihr tägliches Brod, und klares Wasser ihr Trank seyn; und was für schöne Abnehmer haben dann die Pächter an ihnen für ihre Wolle, ihr Korn und ihr Vieh! Solche Abnehmer und solche Konsumtion muß

die

die Landeigenthümer ja wohl sehr reich machen, und die Pachteinkünfte der Herren treflich erhöhen.“

„Von allen Menschen in der Welt aber sollte niemand weniger die Betteley aufmuntern, als wir Handelsleute, die wir vom Kaufen und Verkaufen leben. Die Güter, die wir ausführen, sind freylich Landesprodukte, aber der größte Theil ihres Werths ist die Arbeit des Volks: wie viel aber von der Arbeit dieses Volks werden wir ausführen, so lange wir es dingen, um müßig zu gehen? Eben das Almosen, welches wir ihm geben, ist der Tagelohn für seinen Müßiggang. Ich habe oft gedacht, es sollte billig keinem Menschen erlaubt seyn, Unterstützung von dem Kirchspiel zu verlangen, oder in den Straßen darum zu betteln, der sich nicht erst, durch seiner eignen Hände Arbeit, so viel, als möglich von seinem Unterhalt erworben hätte; und dann sollte das Publikum bloß taxirt werden, das noch fehlende beyzuschießen. Würde diese Regel aufs strengste befolgt, so würden wir allenthalben eine solche Menge neuer Arbeiter sehen, daß dadurch, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Preis aller unsrer Manufakturwaaren vermindert werden würde. Das Leben des Handels ist: wohlfeil einkaufen,

 und

und theuer verkaufen. Die ausgehenden Waaren müssen dem Kaufmann so wenig, als möglich, kosten, damit er bey den Rückfrachten desto mehr gewinne; und dieß kann nicht anders geschehen, als durch eine Verminderung des Preises der Arbeit bey allen unsern Manufakturen und Fabriken. Dieß wäre auch der kürzeste Weg, die Anzahl unsrer auswärtigen Märkte zu vermehren. Der Abschlag des Preises der Manufakturwaaren würde den weiteren Transport derselben nach entlegenern Landen bezahlen; und diese Folge würde für die Landeigenthümer und für die Kaufleute gleich wohlthätig seyn. Wie nun ein so großer Zuwachs von arbeitenden Händen für beide gleich glückliche Folgen haben würde; so muß hingegen unsre Freygebigkeit gegen Bettler, wie jedes andre Hinderniß gegen die Vermehrung der Arbeiter, auch für beide gleich verderbliche Folgen haben."

Herr Freeport behauptete hierauf, die Verminderung des Preises unsrer Manufaktur- und Fabrikwaaren durch den Zuwachs so vieler neuen Hände würde keinem Menschen den geringsten Nachtheil bringen: da er aber bemerkte, daß diese Behauptung mich etwas befremdete, hielt er ein wenig ein, und fuhr dann fort: „Es kömmt Ihnen vielleicht seltsam vor, sprach er, daß der Preis

der

der Arbeit sollte vermindert werden können, ohne Verminderung des Arbeitslohns, oder daß das Arbeitslohn vermindert werden könne, ohne Nachtheil des Arbeiters; und doch ist nichts gewisser, als daß beides geschehen kann. Der Lohn der Arbeiter macht den größten Theil des Preises jeder Sache aus, die man im Leben braucht; und wenn also, im Verhältniß mit dem Arbeitslohn, der Preis aller andern Dinge auch fällt, so wird jeder Arbeiter, bey weniger Lohn, noch immer im Stande seyn, sich eben so viel Lebensbedürfnisse zu kaufen; und wo steckt da der Nachtheil? Allein der Preis der Arbeit kann schon bloß durch die Vermehrung der Hände bey einer Manufaktur oder Fabrik vermindert werden, und doch zugleich das Arbeitslohn so hoch bleiben, als vorher. Der vortreffliche Wilhelm Petty hat in einer seiner Schriften Beyspiele davon gegeben; unter andern eines von einer Taschenuhr, welches ich, so weit es zu meiner gegenwärtigen Absicht dient, aus einander setzen will. Gewiß ist, das eine einzige Uhr von einem einzigen Menschen verhältnißmäßig nicht so wohlfeil gemacht werden könnte, als hundert Uhren von hundert Menschen; denn da ein solches Werk so sehr mannichfaltig ist, so würde Ein Mensch zu allen verschiednen Theilen desselben nicht gleich

geschickt seyn; die Arbeit würde langsamer von statten gehen, und am Ende doch nur fehlerhaft ausfallen. Werden aber hundert Uhren von hundert Menschen verfertigt, so können dem einen die Gehäuse, dem andern die Zeiger, dem dritten die Räder, dem vierten die Federn, und so jeder andre Theil einem besondern Künstler übertragen werden. Da es in diesem Fall nicht nöthig ist, irgend einen durch zu viel Mannichfaltigkeit der Arbeit zu verwirren, so ist jeder im Stande, seinen besondern Theil mit größerer Geschicklichkeit und Geschwindigkeit zu verfertigen; und so können die hundert Uhren in dem vierten Theile der Zeit, welche die erste eine Uhr erfodert haben würde, verfertigt, und um den vierten Theil des Preises wohlfeiler geliefert werden, wenn gleich das Arbeitslohn jedes Menschen gleich bleibt. Die Verminderung des Preises der Arbeit vermehrt den Absatz derselben, und so werden alle diese Hände immer zu thun behalten und dabey eben so gut bezahlt werden. Eben dieselbe Regel gilt vom Kleidermachen, vom Schiffsbau, und jedem andern Gewerbe, von welcher Art es auch sey. Eine Vermehrung der Hände bey unsern Manufakturen also wird bloß den Preis der Waaren herabsetzen; der Arbeiter wird immer eben so

viel

viel Lohn erhalten, und alle werden folglich mehr Lebensbedürfnisse kaufen können; so daß jede Klasse der Nation bey der Vermehrung unsrer Arbeiter ihren Vortheil finden würde."

„Ueberdem sehe ich gar keine Ursach zu dieser Mildthätigkeit gegen Straßenbettler, weil ja jeder Bettler ein Einwohner eines Kirchspiels ist, und jedes Kirchspiel eine Steuer zur Unterhaltung ihrer Armen bezahlen muß. Für meine Person kann ich wahrlich die Gesetze nicht sehr rühmen, die dieß verordnet, und mehr für die Unterhaltung, als für die Beschäftigung der Armen gesorgt haben. Wir haben die alte Sage, daß, als das erste dieser Gesetze gegeben worden, man es durch das berufene Lied ausgehöhnt habe:

Nun jaget zum Henker die Sorgen und Grillen!
Das Kirchspiel ist schuldig uns unterzubringen.

Und wollen wir so gutherzig seyn, sie ohne Arbeit zu unterhalten, so können sie zum Dank dafür nichts weniger thun, als uns das Liedchen vom lustigen Bettler vorsingen."

„Wie denn? Bin ich etwa ein Feind aller Mildthätigkeit? Davor bewahre mich der Himmel!

mel! Ich weiß keine Tugend, deren Ausübung uns im Evangelio in rührendern eindringendern Ausdrücken empfohlen würde, als diese: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset; durstig, und ihr habt mich nicht getränket; nackend, und ihr habt mich nicht gekleidet; ein Fremdling, und ihr habt mich nicht beherberget; krank und gefangen, und ihr habt mich nicht besuchet. Unser Heiland betrachtet die Ausübung oder Vernachläßigung der Mildthätigkeit gegen einen Armen nicht anders, als wie die Erfüllung oder Verletzung dieser Pflicht gegen ihn selbst. Ich werde mich immer bemühen, dem Willen meines Herrn und Meisters zu gehorchen: und wenn daher irgend ein arbeitsamer Mann lieber die härteste Arbeit verrichtet, und sich mit der schlechtesten Nahrung begnügt, als daß er bey dem Kirchspiel um Unterstützung anhalten, oder auf der Straße darum betteln sollte, so ist dieser der Hungrige, der Durstige, der Nackende; und nimmt jemand seine Zuflucht hieher, um vor Verfolgung oder Unterdrückung Schutz zu suchen, so ist dieß der Fremdling, den ich beherbergen sollte. Geräth irgend ein Landsmann von uns in die Hände der Ungläubigen, und schmachtet da in der

elen=

elendesten Sklaverey, so ist dieß der Gefangene, und ich sollte ihn loskaufen helfen. Zu einem Hospital für Invaliden muß ich freygebig das meinige beytragen, um dem Staat so viele gute Unterthanen zu erhalten, als ich kann; aber keinen Pfennig werde ich an ein Almosenhaus für Müßiggänger schenken; und aus eben dem Grunde würde ich mir auch kein Gewissen daraus machen, wenn ich diesen Gassenbettlern ein Almosen versagt hätte."

„Doch, wir geben bessere Lehren, als wir selbst auszuüben im Stande sind; wir schämen uns, die tadelhaften Gewohnheiten unsers Landes nicht mitzumachen. Indessen aber kann ich doch nicht umhin, es für schändlicher, als das gewöhnliche Schwören und Fluchen zu halten, wenn man jedem müßigen und liederlichen Taugenichts erlaubt, im Nahmen des Himmels und alles dessen, was heilig ist, christlichen und zärtlichen Gemüthern Geld abzupressen, und zwar zur Unterstützung eines lasterhaften Lebens, welches freylich geduldet werden muß, aber nie befördert werden sollte."

Z.

Hundert sieben und vierzigstes Stück.
(233)
Von dem Sprunge der Liebenden.

— Tanquam haec sint nostri medicina furoris,
Aut Deus ille malis hominum mitescere discat.

VIRG.

Ich will mich heute meines neulich gethanen Versprechens entledigen, und meinen Lesern eine Uebersetzung des kleinen Griechischen Manuskripts vorlegen, welches eine von den Urkunden gewesen seyn soll, die in dem Tempel Apolls auf dem Vorgebirge Leukate aufbewahrt wurden. Es enthält eine kurze Geschichte des Sprunges der Liebenden, und führt den Titel: Nachricht von den Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche, in der sechs und vierzigsten Olympiade, ihre Gelübde in dem Tempel des Pythischen Apollo dargebracht haben, und dann, um sich von der Liebe zu hei-

heilen, von dem Vorgebirge Leukate ins Jonische Meer hinabgesprungen sind.

Diese Nachricht ist an vielen Stellen sehr trocken, da sie bloß den Nahmen des Liebenden, welcher sprang, und der Person, um derentwillen er sprang, anführt, und ganz kurz erzählt, daß er entweder genesen, oder umgekommen, oder durch den Fall zerstümmelt worden. In der That enthält sie so viele Nahmen von Personen, die dabey ums Leben gekommen, daß sie wie eine Sterbeliste würde ausgesehen haben, wenn ich sie der Länge nach übersetzt hätte. Ich habe daher einen Auszug daraus gemacht, und nur diejenigen Stellen gewählt, die entweder in Ansehung der Umstände, oder der Kur, oder des Schicksals der erwähnten Person etwas Außerordentliches haben. Nach dieser kurzen Vorrede ist hier nun die Nachricht selbst.

Battus, des Menalkas Sohn aus Sicilien, sprang der Tonkünstlerinn Bombyka wegen: wurde seiner Leidenschaft los mit Verlust seines rechten Beins und Arms, die er im Herabfallen zerbrach.

Melissa, in den Daphnis verliebt, wurde sehr übel zugerichtet, kam aber doch mit dem Leben davon.

Cyniska,

Cyniska, die Frau des Aeschines, in den Lykus; und Aeschines, ihr Mann, in die Eurilla verliebt (worüber dieß Ehepaar seit geraumen Jahren her einander sehr zur Last gewesen war). Beide Mann und Frau thaten den Sprung mit gegenseitiger Genehmigung. Sie kamen beide mit dem Leben davon, und haben seitdem immer sehr glücklich zusammen gelebt.

Larissa, ein Thessalisches Mädchen, von dem Plexippus, nach einer dreyjährigen Bewerbung, treuloser Weise verlassen; sie stand eine Zeitlang auf dem Gipfel des Vorgebirges in Gedanken vertieft, und nachdem sie einen Ring, ein Armgeschmeide und ein kleines Gemählde, nebst andern Geschenken, die sie vom Plexippus bekommen hatte, abgelegt, stürzte sie sich ins Meer, und wurde lebendig aufgefangen.

NB. Larissa schenkte, ehe sie sprang, einen silbernen Amor in den Tempel des Apollo.

Simätha, in den Myndier Daphnis verliebt, kam in dem Fall ums Leben.

Charixus, der Sappho Bruder, in die Buhlerinn Rhodope verliebt, an die er sein ganzes Vermögen verschwendet hatte. Seine Schwester rieth ihm gleich im Anfange seiner Liebe, den Sprung zu thun, aber er wollte nichts davon hö-

ren,

ren, bis er an sein letztes Talent gekommen war; da ihn jetzt Rhodope verließ, so entschloß er sich endlich den Sprung zu thun; der ihm aber das Leben kostete.

Aridäus, ein schöner Jüngling aus Epirus, in die Praxinoe, des Thespis Frau, verliebt, kam ohne Schaden davon, außer daß er sich die beiden Vorderzähne ausfiel, und die Nase ein wenig breit schlug.

Kleora, eine Wittwe von Ephesus, war so untröstlich über den Tod ihres Mannes, daß sie sich entschloß, diesen Sprung zu thun, um ihrer heftigen Leidenschaft für sein Andenken loszuwerden; da sie aber am Vorgebirge ankam, lernte sie hier den Dimmachus von Milet kennen, und ließ, nach einer kurzen Unterhaltung mit ihm, alle Gedanken an das Springen fahren, und ihn sich im Tempel des Apollo antrauen.

NB. Ihre Wittwenkleider sind noch jetzt in der westlichen Ecke des Tempels zu sehen, wo sie aufgehängt worden sind.

Olphis, der Fischer, hatte am Tage vorher von der Thestylis eine Maulschelle bekommen, und sich daher entschlossen, nichts weiter mit ihr zu thun zu haben; er sprang, und kam mit dem Leben davon.

Atalanta, eine alte Jungfer, deren Grausamkeit vor geraumer Zeit zwey oder drey verzweifelnde Liebhaber zu diesem Sprunge getrieben hatte; jetzt war sie im fünf und funfzigsten Jahr ihres Alters, und in einen Spartanischen Officier verliebt. Sie brach den Hals.

Hipparchus, sterblich verliebt in seine eigne Frau, die aber den Bathyllus liebte, sprang, und kam um; worauf seine Frau ihren Liebhaber heurathete.

Tettyx, der Tanzmeister, in eine Athenienische Matrone verliebt, sprang mit großer Behendigkeit von dem Felsen, ward aber durch den Fall zum Krippel.

Diagoras, der Wucherer, war in seine Köchinn verliebt; er guckte verschiedne Mahle den Abgrund hinab, wovon ihm aber so übel zu Muthe wurde, daß er heimkehrte und sie noch denselben Abend zur Frau nahm.

Cinädus, welcher, nachdem er seinen eignen Nahmen in die Pythischen Register hatte einschreiben lassen, und man ihn um den Nahmen der Person fragte, um welcher willen er springen wollte, sich schämte, ihn zu nennen, ward abgewiesen, und zum Sprunge nicht zugelassen.

Eunika,

Eunika, ein neunzehnjähriges Mädchen aus Paphos, in den **Eurybates** verliebt. Sie wurde vom Fall beschädigt, genas aber.

NB. Dieß war schon ihr zweyter Sprung.

Hesperus, ein junger Mann von Tarent, der sich in seines Herrn Tochter verliebt hatte. Er ertrank, weil die Bothe ihm nicht früh genug zu Hülfe kamen.

Sappho, die Lesbische Dichterinn, in den Phaon verliebt, kam, wie eine Braut in ein schneeweißes Gewand gekleidet, zum Tempel des Apollo. Auf dem Kopfe trug sie einen Myrtenkranz, und in der Hand das kleine musikalische Instrument von ihrer eigenen Erfindung. Nachdem sie eine Hymne an den Apollo gesungen, hing sie ihren Kranz an der einen, und ihre Harfe an der andern Seite des Altars auf. Hierauf schürzte sie, wie eine Spartanische Jungfrau, ihr Kleid auf, und stieg, mitten unter tausend Zuschauern, die für ihr Leben ängstlich bekümmert waren, und Gelübde für ihre Rettung zum Himmel hinaufschickten, geradesweges auf den höchsten Gipfel des Vorgebirges. Hier sang sie eine Stanze ihrer eignen Verse, die wir nicht hören konnten, und warf sich dann mit einer Unerschrockenheit

von dem Felsen herab, dergleichen man nie vorher bei irgend jemanden, der diesen gefährlichen Sprung wagte, bemerkt hatte. Viele von den Anwesenden erzählten, sie hätten sie im Meer untersinken sehen, und sie sey nie wieder zum Vorschein gekommen; andre hingegen behaupteten, sie sey nicht ganz herabgefallen, sondern mitten im Falle in einen Schwan verwandelt worden, in welcher Gestalt sie dieselbe in der Luft hätten schweben gesehen. Ob aber nicht vielleicht die Weiße und das Flattern ihres Gewandes die Zuschauer getäuscht, oder ob sie wirklich in diesen musikalischen und schwermüthigen Vogel verwandelt worden, darüber sind die Lesbier noch zweifelhaft.

Alcäus, der berühmte lyrische Dichter, der seit einiger Zeit in die Sappho sterblich verliebt gewesen war, kam noch denselben Abend am Vorgebirge Leukate an, um ihretwegen den Sprung zu thun; da er aber hörte, daß Sappho schon vor ihm da gewesen, und daß ihr Körper nirgends zu finden sey, beklagte er ihren Todesfall sehr edelmüthig, und soll bey dieser Gelegenheit seine hundert und fünf und zwanzigste Ode gemacht haben.

In dieser Olympiade sind gesprungen:

	250	Personen:
Männliche	124	—
Weibliche	126	—
Davon sind geheilt worden	120	—
Männliche	51	—
Weibliche	69	—

C.

Hundert acht und vierzigstes Stück.
(234)
Ein gutartiger Lügner.

Vellem in amicitia sic erraremus.

Hor.

Man hört oft Leute ein Geschichtchen, welches mit einigen unterhaltenden Zusätzen erzählt worden ist, noch einmahl mit andern Umständen erzählen, die zwar der Wahrheit der Sache ein Licht geben, aber dem ganzen Spaß ein Ende machen. Diese Art von Wahrhaftigkeit, so unwillkommen und zur Unzeit angebracht sie auch ist, hat doch

etwas liebenswürdiges, weil sie aus Liebe zur Wahrheit, selbst bey unbedeutenden Gelegenheiten, entspringt. Versprechen solche ehrliche Zurechtweisungen keinen angenehmen Gesellschafter, so versprechen sie doch einen aufrichtigen Freund; und deswegen sollten wir ihnen, wenn wir in ihre Gesellschaft gerathen, so viel von unsrer Zeit gönnen, als nöthig ist, uns Dinge von ihnen aufklären zu lassen, die uns völlig gleichgültig sind, sie mögen so oder so geschehen seyn. Lügen, die aus Uebermuth oder Prahlsucht vorgebracht werden, sollten wir zu unsrer eignen Nothwehr aufdecken, weil man nicht über sich triumphiren lassen muß; Lügen, die aus Bosheit herfließen, sollten wir der Verachtung Preis geben, sowohl um unsrer selbst willen, als andern Menschen zum Besten, weil es eines jeden Pflicht ist, sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind aufzulehnen: die dienstfertige Lüge aber suchen viele zu entschuldigen, weil sie einigen Leuten nützlich ist, keinem aber Schaden thut. Der Mann, welcher aus einem Treffen, worin die Athenienser geschlagen waren, Hals über Kopf nach Athen eilte, einen vollkommenen Sieg ankündigte, und dadurch die ganze Stadt in Freude und Frohlocken versetzte, bekam hernach für seine Lüge einen scharfen Verweis von dem Magistrat;

strat; zu seiner Entschuldigung aber sagte er: O meine lieben Mitbürger! bin ich denn euer Feind, weil ich euch zwey glückliche Tage gemacht habe? Dieser Mensch that einem ganzen Volke denselben Dienst, den einer meiner Bekannten jeden Tag seines Lebens besondern Personen thut. Er lügt immer den einen oder andern in gute Laune; und wenn es, wie Plato sagt, den Aerzten erlaubt ist, ihre Patienten zu belügen, um sie bey gutem Muth zu erhalten, so bin ich halb zweifelhaft, ob nicht meines Freundes Verfahren eben so verzeihlich ist. Er stellt sich, zum Beyspiel, als verwundere er sich über das gesunde Aussehen und die heitere Miene eines Menschen, dem ers ansieht, daß er krank zu seyn glaubt, und macht dadurch gemeiniglich diese Lüge zur Wahrheit. — Er fragt, als wüßte er nicht das geringste von der Sache, Jemanden, von dem er weiß, daß er mit einem andern zerfallen ist: Wie in aller Welt kömmt es doch, daß der und der (hier nennt er seinen Gegner) nicht mehr mit der herzlichen Freundschaft von Ihnen spricht, wie er sonst zu thun pflegte? Er sagte freylich, fährt er fort: Ich wollte den Mann lieber zum Freunde haben, als einen in ganz England; aber zum Feinde — Dieß erweicht auf einmahl den Mann, mit dem er spricht, und

welcher von der Seite her nichts als bittern Spott erwartete. Sieht er nun, daß seine List anschlägt, so läuft er auch zu dem andern, und sagt: Ich kann nicht begreifen, wie es zugeht, daß einige Leute einander so wenig kennen; Sie sprachen mit so vieler Kälte von einem Herrn, der mir doch noch heute mehr Gutes von Ihnen sagte, als — erlauben Sie mir, daß ichs sage — als irgend ein Mensch auf Erden verdient. Der Erfolg dieser Künste ist, daß, sobald einer von diesen beiden Feinden den andern wieder ansichtig wird, er ihm auf öffentlicher Straße ein vertrauliches Hem nachruft, und sie, die sich sonst aus dem Wege gingen, um einer des andern blitzendes Auge zu vermeiden, nun in dem nächsten Wirthshause, als die besten Freunde, eine Flasche zusammen ausstechen. — Der einen Schönen sagt er, die und die andre habe sie gelobt, ja, er macht ihr wohl gar weiß, sie habe ihr in einem besondern Stück, worüber sie selbst gerade am meisten bewundert wird, den Vorzug gegeben. — Die angenehmste Verwirrung von der Welt richtet mein Freund durch solche indirectte Dienste in der Stadt an. Mancher erhält, nach einer halbjährigen Abwesenheit, während dessen man von beiden Seiten nichts gespart hat, sich weidlich durchzuziehen, einen unvermutheten Besuch: man empfängt

pfängt sich mit tausend Ach und Weh, sich so lange nicht gesehen zu haben; jeder erklärt sich für den größten Verbrecher, wenn der Andre nur so gut seyn könne, ihm zu vergeben, welches er freylich nicht verdiene, und nur von seiner übergroßen Güte zu hoffen habe. Oft macht eine ganze Karavane von Lästerern beiderseits ihre Pferde müde, um Dinge wieder gut zu machen, die sie während des Krieges beider Parteyen gesagt haben; und ein ganzer Zirkel von Bekannten und Theilnehmern wird dadurch zugleich aus den Bitterkeiten des Zorns, des Neides, der Schmähsucht und der Bosheit, in tausend angenehme Gemüthsbewegungen und Empfindungen versetzt.

Das schlimmste, was, so viel ich bemerkt, die Lügen dieses Mannes je angerichtet haben, war, daß er Verläumdung in Schmeicheley verwandelte. Er kennt die Sitten der Welt von Grund aus, übersieht also was die Menschen wirklich sind, und baut seine Kunstgriffe auf das, was sie gern seyn möchten. Hat er durch dieses Mittel zwey entfernte Freunde wieder zusammengebracht, und er merkt, daß das neu angeknüpfte Band noch schwach ist, so ruht er nicht eher, als bis er neue Wahrscheinlichkeiten

auffindet, alle Ueberbleibsel des Unwillens zu zerstreuen, und sie auf diese Weise durch neue Mißverständnisse gänzlich ausgesöhnet hat.

T.

Hundert neun und vierzigstes Stück.
(237)

Ueber unsre Unfähigkeit, die göttliche Regierung der Welt zu beurtheilen.

Visu carentem magna pars veri latet.

SENECA IN OEDIP.

Es ist sehr vernunftmäßig und wahrscheinlich, daß ein Theil des Vergnügens, welches selige Geister in einem künftigen Leben genießen werden, aus einer erweiterten Betrachtung der göttlichen Weisheit in der Regierung der Welt, und aus der Entdeckung der geheimen und wunderbaren Wege der Vorsehung, vom Anfange bis zum Ende der Zeiten, entspringen wird. Nichts scheint eine der Natur des Menschen angemessenere Unterhaltung zu seyn, wenn

wenn wir bedenken, daß Wissensbegierde einer unsrer stärksten und dauerhaftesten Triebe, und Bewunderung eine unsrer angenehmsten Leidenschaften ist; und welch eine unaufhörliche Folge von Befriedigungen werden beide nicht finden, in einer so weit ausgedehnten und mannichfaltigen Scene, als sich dann vor unsern Augen eröffnen wird, und in der Gesellschaft höherer Geister, die vielleicht zugleich mit uns an einer so entzückenden Aussicht Theil nehmen werden!

Es ist, im Gegentheil, nicht unmöglich, daß ein Theil der Strafe derjenigen, die von der Seligkeit ausgeschlossen sind, nicht nur in der Versagung dieses Vorrechts, sondern auch zu gleicher Zeit in einer beständig zunehmenden Wissensbegierde, ohne die geringste Befriedigung derselben, bestehen wird. Bey diesen wird vielleicht das eitle Bestreben nach Erkenntniß ihr Elend vergrößern, und sie in Labyrinthe führen, wo sie nichts, als Irrthum, Finsterniß, Zerrüttung und Ungewißheit jedes Dinges, die Gewißheit ihres unglücklichen Zustandes ausgenommen, finden werden. So läßt Milton die gefallenen Engel, zu einer Art von Erhohlung von ihren Qualen, zusammen disputiren, und selbst unter ihren Zeitvertreiben sich neue Beunruhigungen schaffen. Er konnte die Spiele ver-

dammter Geister nicht schicklich beschreiben, ohne eine Farbe von Grauen und Melancholie, die er ihnen so meisterhaft zu geben gewußt hat:

> Andere waren beyseit auf einen Hügel entwichen,
> In erhabne Gedanken vertieft, in wichtige Fehden
> Ueber Regierung der Welt und Vorsicht und Willen und Schicksal,
> Festes Schicksal, freyen Willen, selbstwaltende Vorsicht:
> Und verloren sich hier in Labyrinthen ohn' Ende.

In unserm jetzigen Zustande, der eine Art von Mittelstand ist, herrscht in unsrer Seele ein buntes Gemisch von Wahrheit und Falschheit; und da unsre Fähigkeiten enge beschränkt, und unsre Aussichten unvollkommen sind, so ist es nicht anders möglich, als daß unsre Wissensbegierde sich oft unbefriedigt und betrogen finden muß. Da der Mensch in diesem Leben mehr handeln als wissen soll, so ist ihm auch dem gemäß sein Theil von Erkenntniß zugemessen.

Daher kömmt es, daß die Vernunft der Forschbegierigen sich so lange mit Schwierigkeiten zerarbeitet hat, wie sie die ungleiche Austheilung des Guten und Bösen unter die Tugendhaften und Laster-

Lasterhaften in dieser Welt erklären soll. Daher alle die rührenden Klagen über so viele tragische Begebenheiten, die den Weisen und Guten begegnen, und über das erstaunliche Glücke, welches oft der Lohn des Verbrechers und Thoren ist; worüber die Vernunft oft stutzig wird, und nicht weiß, was sie von einer so geheimnißvollen Veranstaltung urtheilen soll.

Plato bezeugt seinen Abscheu vor gewissen Fabeln der Dichter, welche die Götter als Urheber der Ungerechtigkeit anzuklagen scheinen; und setzt es als einen Grundsatz fest, daß alles, was die Vorsehung einem gerechten Menschen begegnen läßt, es sey Armuth, Krankheit, oder irgend sonst etwas von dem, welches uns unter die Uebel zu gehören scheint, entweder im Leben oder im Tode zu seinem Besten gereichen werde. Der Leser wird bemerken, wie sehr dieser Grundsatz mit dem übereinstimmt, was eine viel höhere Weisheit uns lehrt. Seneka hat eine eigne Abhandlung über diese Materie geschrieben, worin er, der Lehre der Stoiker gemäß, zu zeigen sucht, daß Widerwärtigkeit an sich selbst kein Uebel sey; und erwähnt eines edeln Ausspruches des Demetrius, daß nähmlich kein Mensch unglücklicher seyn würde, als der, welcher nie Trübsal erfahren hätte.

hätte. Er vergleicht das Wohlergehen mit der blinden Liebe einer zärtlichen Mutter für ihr Kind; die Liebe des göttlichen Wesens aber mit der Liebe eines weisen Vaters, der seine Söhne durch Arbeit, Selbstverläugnung, Vereitelung ihrer Wünsche und Schmerzen übt, damit sie Stärke und männlichen Muth bekommen. Bey dieser Gelegenheit erhebt der Philosoph sich zu dem berühmten Gedanken, daß kein Schauspiel des Anblicks eines auf seine Werke aufmerksamen Schöpfers würdiger sey, als ein rechtschaffener Mann, der über seine Leiden erhaben ist; und setzt dann noch hinzu, es müsse für Jupitern selbst ein Vergnügen seyn, vom Himmel herabzuschauen, und den Kato mitten unter dem Zerfall seines Vaterlandes seine Rechtschaffenheit behaupten zu sehen.

Dieser Gedanke wird uns noch vernünftiger erscheinen, wenn wir das menschliche Leben als einen Stand der Prüfung, und das Unglück als den Ehrenposten in demselben betrachten, der oft den besten und ausgesuchtesten Geistern angewiesen wird.

Worauf ich aber hier besonders aufmerksam machen möchte, ist, daß wir gegenwärtig nicht in der gehörigen Lage sind, über die Rathschläge zu urtheilen, nach denen die Vorsehung zu Werke

geht,

geht, weil nur wenig davon zu unsrer Wissenschaft gelangt, und wir selbst dieses Wenige nur sehr unvollkommen erkennen; oder, damit ich es in der schönen Figur der Schrift ausdrücke: Wir sehen es nur stückweise und dunkel, wie in einem Spiegel. Wir müssen bedenken, daß die Vorsehung in ihrer Oekonomie das ganze System der Zeiten und Dinge zusammengenommen überschauet, da wir hingegen den schönen Zusammenhang zwischen Begebenheiten, die der Zeit nach weit auseinander liegen, nicht wahrnehmen können, und also, weil wir so viele Glieder aus der Kette verlieren, unsre Schlüsse abgebrochen und dunkel werden. Auf diese Weise können diejenigen Theile der moralischen Welt, welche keine absolute Schönheit besitzen, doch eine relative haben, nähmlich in Beziehung auf andre Theile, die vor uns verborgen, aber dem Auge Dessen offenbar sind, vor den das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige sich in Einem Blick darstellt; und gerade die Begebenheiten, deren Zulassung jetzt seine Güte anzuklagen scheint, werden vielleicht, in der Vollendung der Dinge, sowohl seine Güte, als seine Weisheit verherrlichen. Und dieß ist genug, unsre Vermessenheit im Zaum zu halten, weil es vergebens und eitel ist, unsre

Maß-

Maßstäbe von Regelmäßigkeit bey Dingen ge-
brauchen zu wollen, von denen wir weder das
Vorhergegangene noch das Nachfolgende, weder
Anfang noch Ende kennen.

Zur Erhohlung meiner Leser von diesen ab-
strakten Gedanken, will ich hier eine Jüdische
Tradition vom Moses erzählen; sie ist eine
Art von Parabel, die das, was ich zuletzt sagte,
erläutern kann. Dieser große Prophet, heißt es,
ward durch eine Stimme vom Himmel auf den
Gipfel eines Berges gerufen, wo der Höchste ihn
einer Unterredung würdigte, und ihm einige Fra-
gen über seine Regierung der Welt zu thun er-
laubte. Mitten in diesem göttlichen Gespräch
erhielt er Befehl, in die Ebne herabzuschauen. Am
Fuß des Berges entsprang eine Quelle, neben
welcher ein Reiter vom Pferde stieg und trank.
Er hatte sich nicht so bald entfernt, als ein klei-
ner Knabe an denselben Ort kam, einen Beu-
tel mit Gold fand, welchen der Soldat hatte
fallen lassen, ihn aufnahm, und davon lief.
Gleich nachher kam ein schwacher Greis, durch
Alter und langes Wandern entkräftet, löschte
seinen Durst, und setzte sich dann nieder, um
am Rande der Quelle auszuruhen. Der Reiter,

der seinen Beutel vermißte, kehrte zurück, ihn zu suchen, und foderte ihn von dem alten Manne, welcher betheuerte, er habe ihn nicht gesehen, und sich auf den Himmel, als Zeugen seiner Unschuld, berief. Der Reiter glaubte seinen Betheurungen nicht, und tödtete ihn. Hier fiel Moses, voll Erstaunen und Entsetzen, auf sein Angesicht; aber die göttliche Stimme kam seinen Einwürfen zuvor: „Erstaune nicht, Moses, sagte sie, und frage nicht, warum der Richter der Welt solche That geschehen läßt. Das Kind ist Ursach, daß das Blut des Greises vergossen ward; wisse aber, daß der Greis, den du gesehen hast, den Vater dieses Kindes ermordet hat.“

C.

Hun=

Hundert funfzigstes Stück. (238)

Ueber die Schmeicheley und die Kunst zu loben; nebst einem Briefe aus dem Aristånet.

Necquicquam populo bibulas donaveris aures;
Respue quod non es —

PERS.

Unter allen Krankheiten der Seele ist keine anstekender oder verderblicher, als Liebe der Schmeicheley. Denn gleich wie da, wo die Säfte des Körpers schon vorbereitet sind, einen bösartigen Einfluß anzunehmen, die Krankheit am unbändigsten wüthet; so muß auch, in dieser Krankheit der Seele, da, wo nur irgend Hang oder Neigung ist, das Gift einzusaugen, nothwendig die ganze Ordnung eines vernünftigen Verhaltens umgekehrt werden; denn die Schmeicheley, gleich der Musik,

Entwaffnet und erweicht die Seele so,
Daß jeder kleinste Pfeil sie leicht verletzt.

Erst

Erst schmeicheln wir uns selbst, und dann ist die Schmeicheley Andrer eines guten Erfolges gewiß. Sie weckt unsre Eigenliebe, die in uns selbst im Hinterhalt lauert, und immer bereit ist, sich gegen unser besseres Urtheil zu empören, und mit dem Feinde draußen gemeine Sache zu machen. Daher kömmt es, daß die Verschwendung der Gunstbezeugungen, womit man so oft den Fuchsschwänzer überhäuft, uns von unsrer Eigenliebe als Gerechtigkeit vorgestellt wird, die wir dem Manne widerfahren lassen, der uns so angenehm mit uns selbst aussöhnt. Haben wir uns einmahl durch so süße Einschmiegungen und bestrickende Gefälligkeiten überwinden lassen, so belohnen wir mit Freuden die Kunstgriffe, deren man sich bedient, unsre Vernunft zu blenden, und die über die Schwachheiten unsers Temperaments und unsrer Neigungen triumphiren.

Wäre aber jeder überzeugt, aus was für einer verächtlichen und schmutzigen Quelle diese Leidenschaft entspringt, so würde ohne Zweifel der Mensch, welcher sie zu befriedigen sucht, eben so verachtet seyn, als er jetzt beliebt ist. Bloß die Begierde nach irgend einer Eigenschaft, die wir nicht besitzen, oder die Neigung, etwas zu seyn, was wir nicht sind, ist Ursach, daß wir uns dem Man-

ne überliefern, der uns die Charakter und Eigenschaften Andrer beylegt, die uns doch vielleicht eben so wenig passen, und so wenig für uns zugeschnitten und gemacht waren, als ihre Kleider. Anstatt aus unsrer natürlichen Komplexion herauszugehen, um die Natur Andrer anzunehmen, wäre es wohl ein besseres und löblicheres Bestreben, unsre eigne Gemüthsbeschaffenheit vollkommener zu machen, und so, statt einer elenden Kopie, ein gutes Original zu werden. Denn kein Temperament ist so roh und unbildsam, daß sich nicht von seinem besondern Schlage und Schnitt irgend ein guter und angenehmer Gebrauch in der Gesellschaft oder in den Geschäften des Lebens machen ließe. Eine Person von rauherem Wesen, und die sich an das gewöhnliche Ceremoniell im Betragen weniger binden kann, wird, wie Manly in der Komödie, durch die Annehmlichkeiten gefallen, welche die Natur jeder Handlung ertheilt, worin man ihr folgt. Dem Feurigen und Lebhaften wird es nicht an seinen Bewunderern fehlen; und selbst ein zurückhaltendes und schwermüthiges Temperament kann zuweilen gefallen.

Ist etwa in einem Menschen noch nicht Eitelkeit genug rege, um ihn zu verderben, so weiß der Schmeichler diese schlafende Schwachheit schon

aufzuwecken, und ihm Verdienste genug einzubla- sen, um ihn zum lächerlichen Gecken zu machen.

Wenn aber Schmeicheley das garstigste Ding ist, woran ein Mensch nur Gefallen finden kann; so verdient hingegen die Kunst recht zu loben, eben so viel Empfehlung, als jene Verachtung verdient. Denn es ist löblich, gut zu loben; so wie die Dich- ter zu einer und eben derselben Zeit Andern Un- sterblichkeit schenken, und sie selbst zur Belohnung empfangen. Beide genießen eines großen Vergnü- gens, der Eine, indem er die Belohnung des Ver- dienstes empfängt, und der Andre, indem er zeigt, daß er es zu unterscheiden weiß. Vor allen aber ist derjenige glücklich in dieser Kunst, der, gleich einem geschickten Mahler, die Züge und Gesichts- bildung beybehält, aber doch die ganze Gestalt ge- fälliger macht und in der angenehmsten Aehnlich- keit darstellt.

Es läßt sich, dünkt mich, kaum ein wünschens- würdigeres Vergnügen denken, als wenn man Lob empfängt, ohne alle Möglichkeit, daß es mit Schmeicheley vermischt sey. Von der Art war das Vergnügen, welches Germanikus genoß, als er, wie Tacitus erzählt, in der Nacht vor einem Tref- fen, begierig einen unverfälschten Beweis von der Achtung seiner Legionen für ihn zu haben, verklei-

det die Reden der Soldaten behorchte, und, verschlungen in den höchsten Genuß seines Ruhms, sie mit absichtloser Aufrichtigkeit, seine edle und majestätische Miene, seine Leutseligkeit, seine Tapferkeit, seine Weisheit und sein Glück im Kriege preisen hörte. Wie mußte einem Manne in einer solchen Stunde der Ehre nicht das Herz vor Freude schwellen! Welch ein Sporn, welche Aufmunterung, weiter auf dem Wege fortzuwandeln, der ihn bereits zu einem so reinen Genuß der höchsten sterblichen Wonne geführt hatte!

Es geschieht zuweilen, daß selbst Feinde und Neider die aufrichtigsten Merkmahle von Hochachtung gegen jemanden an den Tag legen, wenn sie es gerade am wenigsten willens sind. Ein solches Lob gewährt ein desto größeres Vergnügen, da es durch Verdienst abgedrungen, und von allem Verdacht der Gunst oder Schmeicheley entfernet ist. Dieß ist der Fall mit Malvoglio: er hat Witz, Gelehrsamkeit und Scharfsinn, aber mit einem starken Zusatz von Neid, Eigenliebe und Verkleinerungssucht. Malvoglio wird blaß über die gute Laune und Lustigkeit der Gesellschaft, wenn seine Person nicht der Mittelpunkt derselben ist; er wird eifersüchtig und mißvergnügt, wenn er aufhört, der einzige Bewunderte zu seyn, und be-

trach-

trachtet die Lobsprüche, die einem Andern ertheilt werden, als eine Verkleinerung seines Verdienstes, und einen Versuch den Vorzug, welchen er sich über Andre anmaßt, zu vermindern. Aber gerade hierdurch ertheilt er ein Lob, welches nie der Schmeicheley verdächtig seyn kann. Seine Unruhe und sein Mißvergnügen sind eben so viel sichre und untriegliche Zeichen, daß ein Andrer ein Recht auf den Ruhm hat, welchen er wünscht und zu seiner Demüthigung entbehren muß.

Ein guter Nahme wird sehr schicklich mit einem köstlichen Balsam verglichen, und in der That ist er, wenn wir auf eine geschickte und anständige Art gelobt werden, der süßeste Geruch, den wir kosten können; dringt er aber zu stark in ein Gehirn von minder festem und glücklichem Gewebe, so wird er, gleich andern zu starken Wohlgerüchen, die Sinne betäuben und eben den Nerven gefährlich werden, die er erquicken sollte. Edle Seelen sind vor allen andern empfindlich für Lob und Tadel; und ein großer Geist wird durch seinen gebührenden Theil von Ehre und Beyfall eben so sehr gestärkt und erhoben, als er durch Gleichgültigkeit und Verachtung niedergedrückt wird. Nur Personen, die weit über die gemeine Sphäre erhaben sind, fühlen den Einfluß eines dieser beiden Ex-

treme in so hohem Grade: so wie in einem Thermometer nur der reinste und sublimirteste Spiritus durch die Milde oder Unfreundlichkeit der Witterung entweder zusammengezogen oder ausgedehnet wird.

„Mein Herr Zuschauer,

„Ihre neuerlichen Uebersetzungen aus dem Griechischen reizten mich aufs neue, mich in einigen dieser vortrefflichen Schriftsteller umzusehen. Unter andern fiel ich auf eine Sammlung Briefe, die man dem Aristänet zuschreibt. Von allen Ueberbleibseln des Alterthums läßt sich, wie mir es scheint, keines aufweisen, das mit mehr Galanterie, Eleganz und Feinheit geschrieben wäre. Jeder Brief enthält eine kleine Novelle oder Begebenheit, welche mit allen Schönheiten der Sprache erzählt, und mit dem schwelgerischesten Witze ausgeschmückt ist. Verschiedne derselben sind schon übersetzt, aber mit so großen Abweichungen vom Original, und in einem Styl, der von dem Styl des Verfassers so ganz verschieden ist, daß der Uebersetzer mehr Winke, seine eigne Ideen und Gedanken auszudrücken, daraus genommen, als sich bemüht zu haben scheint, Aristänets Gedanken auszudrücken. Ich habe mich in der Pro-

be,

be, die ich Ihnen hier mittheile, so nahe an den Sinn des Griechen gehalten, als ich konnte, und nur wenig Worte hinzugethan, um die Sätze etwas besser zu verbinden, als in einer ganz wörtlichen Uebersetzung geschehen seyn würde. Die Geschichte scheint von der Begebenheit des Ovidischen Pygmalions und seiner Statue entlehnt zu seyn; einige Gedanken haben dieselbe Wendung, und das Ganze ist in einer Art von poetischer Prose geschrieben.„

„Philopinax an Chromation.

„Ein liebreizendes Mädchen habe ich gemahlt, und nun bin ich in mein eigenes Gemählde von Liebe entbrannt! Nicht Aphroditens Pfeil, sondern meine Kunst hat mir Zärtlichkeit eingeflößt; meine eigne Rechte hat mich verwundet. Ich Elender, daß ich doch nicht ungeschickter in der Mahlerey bin! ein schlechteres Bild hätte ich nicht geliebt. Jetzt bedauert man meine Leidenschaft so sehr, als man meine Kunst bewundert; man sieht, daß ich ein eben so unglücklicher Liebhaber, als glücklicher Künstler bin. — Doch, was jammre ich so sehr? was klage ich meine Hand an? Gab es nicht noch unglücklichere und unnatürlichere Leidenschaften, als die meinige? Kenne ich nicht aus Gemählden

eine Phädra, einen Narciß, eine Pesiphae?
Jene hatte den Sohn der Amazone nicht immer
um sich; ganz wider die Natur war die Liebe der
letztern; und berührte der junge Jäger mit seiner
Hand die Quelle, so verschwand der geliebte Ge-
genstand, und entschlüpfte seinen Umarmungen.
Die Quelle bildete Narcissen ab, und das Ge-
mählde sie und ihn, wie er nach seiner eignen
Schönheit dürstete. Meine Geliebte hingegen,
dem Anschein nach ein niedliches Mädchen, ist mir
gegenwärtig, so lange ich will; ich berühre sie,
und sie bleibt, ohne zu zerfließen, ohne ihre reizen-
de Gestalt zu verlieren. Holdselig lächelnd blickt
sie mich an; sanft eröffnet ist ihr Mund; Worte,
glaubt man, schwebten am Rande der Lippen,
und wären eben bereit hervorzudringen. Oft schon
näherte ich mein Ohr, und lauschte, was sie mir
zulispeln würde — aber ach! kein Laut ward mir
zu Theil. Dann küßte ich den Mund, die blü-
henden Wangen, die holden Augenlieder, und la-
dete die Schöne zu zärtlicher Vertraulichkeit
ein. Sie schwieg, — gleich einer Buhlerinn,
die durch Sprödigkeit ihren Geliebten nur mehr
zu reizen sucht. Ich lege sie auf mein Lager,
umarme sie, drücke sie an meine Brust, ob sie
vielleicht die brennende Liebe, die mein Herz ver-

zehret,

zehret, heilen wolle. — O des Wahnsinns, der mich in Gefahr setzt, um einer leblosen Geliebten willen mein Leben zu verlieren! — Reif zwar scheinen ihre Lippen, aber nie gewähren sie doch die Früchte des Kusses. Wozu dieses Haar, das so schön hinwallt, und doch kein wirkliches Haar ist? — Ich weine, und ächze kläglich, und heiter blickt das Bild mich an. — O möchtet ihr, goldgeflügelte Knaben Aphroditens, eine beseelte Schöne mir zuführen, die dieser gliche! möchte ich doch, nach dem Werke der Kunst, ein Werk der erhabenern Natur erblicken, das in lebendiger Schönheit glänzte! Mit welcher Lust wollte ich dann die Natur mit meiner Kunst vergleichen, und immer abwechselnd an beider Uebereinstimmung mich unaufhörlich ergetzen!“

T.

Hundert ein und funfzigstes Stück.
(239)

Verschiedne Arten der Disputirkunst.

--- Bella, horrida bella!

Virg.

Ich habe mich oft damit belustigt, die verschiednen Arten der Streitführung zu betrachten, die schon in der Welt geherrscht haben.

Die ersten Geschlechter der Menschen disputirten, wie unser gemeines Volk noch heut zu Tage thut, in einer Art von wilder Logik, die noch durch keine Regeln der Kunst gebildet war.

Sokrates führte eine katechetische Methode zu disputiren ein. Er that seinem Gegner Frage auf Frage, bis er ihn aus seinem eignen Munde überzeugt hatte, daß seine Meinungen falsch wären. Diese Manier zu disputiren treibt einen Gegner in eine Ecke, verrammelt alle Zugänge, wodurch er entwischen könnte, und zwingt ihn, sich auf Diskretion zu ergeben.

Aristo-

Aristoteles änderte diese Methode des Angriffs, und erfand eine Menge kleiner Waffen, Syllogismen genannt. Wie man in der Sokratischen Disputirart alles, was der Gegner behauptet, zugesteht, so läugnet und bestreitet man hingegen in der Aristotelischen immer das eine oder andre von dem, was er sagt. Sokrates überwindet durch Kriegeslist, Aristoteles durch Gewalt; jener erobert die Stadt durch Minen, dieser mit dem Degen in der Faust.

Die Europäischen Universitäten führten, viele Jahre lang, ihre Streitigkeiten durch Syllogismen, so daß wir die Kenntnisse verschiedner Jahrhunderte nicht anders, als in Einwürfen und Beantwortungen vorgetragen, und alle gesunde Vernunft jener Zeiten in eine fast unendliche Menge von Distinktionen zerhackt und zerschnitten sehen.

Als unsre Universitäten endlich einsahen, daß des Streitens auf diesen Fuß kein Ende sey, erfanden sie eine Art von Argument, daß sich unter keine von den Formen oder Figuren des Aristoteles bringen läßt. Man nannte es das Argumentum basilinum (andre schreiben bacilinum oder baculinum,) welches sich ziemlich gut durch Knittelargument oder Faustrecht übersetzen läßt. War man nicht im Stande, seinen Gegner zu widerlegen, so schlug man

man ihn zu Boden. Die gewöhnliche Methode bey diesen polemischen Debatten war, erst seine Syllogismen abzuschnellen, und dann zu seinen Knitteln zu greifen, bis man auf die eine oder andre Weise seinen Widersprechern das Maul gestopft hatte. In Oxford befindet sich, (daß ich mich eines militärischen Ausdrucks bediene) ein enges Defilee, wo beide Parteyen einander zu attaquiren pflegten, weshalb es noch jetzt den Nahmen **Logik-Gäßchen** führt. Ich habe einen gewissen alten Arzt sich rühmen hören, daß er, als er noch ein junger Bursch gewesen, mehr als einmahl an der Spitze eines Trupps Skotisten aufmarschirt sey, und einen Haufen Smiglesianer die halbe hohe Straße hinuntergeprügelt habe, bis sich endlich die Feinde zerstreut und in ihren Garnisonen Schutz gesucht hätten.

Dieser Geschmack ward besonders zu **Erasmus** Zeiten sehr weit getrieben. Er erzählt, daß, bey der Wiederauflebung der Griechischen Litteratur, die meisten Europäischen Universitäten in Griechen und Trojaner getheilt gewesen. Die leztern nähmlich hegten einen tödtlichen Haß gegen die Griechische Sprache, und begegneten jedem, der sich merken ließ, daß er sie verstand, nicht anders, als einem Feinde. **Erasmus** selbst hatte

das

das Unglück, einer Partey Trojaner in die Hände zu fallen, die ihn mit Ribbenstößen und Prügeln so übel zudeckten, daß er es bis an seinen Todestag nicht vergaß.

Es gibt eine Art, einen Streit auszumachen, die der vorigen nicht unähnlich ist, und deren sich Staaten und Gesellschaften bedienen, wenn sich ein hundert tausend Streiter von beiden Seiten entgegenstellen, und einander mit gewaffneter Hand überzeugen. Ein gewisser großer Monarch kannte seine Kräfte in dieser Art von Räsonnement so gut, daß er auf seine großen Kanonen setzen ließ: Ratio ultima Regum, die Logik der Könige. Aber Gott sey Dank! er ist nun so ziemlich mit seinen eignen Waffen zum Schweigen gebracht. Hat man mit einem Philosophen dieser Art zu thun, so sollte man sich an die Worte des alten Mannes erinnern, der mit einem der Römischen Kaiser über eine gewisse Sache disputirt hatte. Da sein Freund ihm sagte, er wundre sich, wie er die Sache habe aufgeben können, da er doch ganz augenscheinlich das Recht auf seiner Seite habe, gab er zur Antwort: Ich schäme mich nie, mich von einem widerlegen zu lassen, der über funfzig Legionen zu gebieten hat.

Eine

Eine andre Art jemanden zu überzeugen, die man das Votir-Argument nennen könnte, will ich nur eben berühren; so wie auch noch eine andre von gleicher Kraft, wo man Wetten als Argumente gebraucht.

Die allermerkwürdigste Art aber, einen Streit zu führen, ist die, welche man die Marterdisputirkunst nennen könnte. Dieser Methode zu überzeugen bediente man sich gegen die armen Hugenotten, und auch bey uns war sie, unter der Regierung der Königinn Maria, so sehr Mode, daß ein gewisser Schriftsteller, welchen Bayle citirt, versichert, der Preis des Holzes in England sey wegen der vielen Exekutionen in Smithfield merklich gestiegen. Diese Disputanten überzeugen ihre Gegner durch einen Sorites, den man gewöhnlich einen Scheiterhaufen nennt. Die Folter ist auch eine Art Syllogismus, der mit gutem Erfolge gebraucht worden, und unzählige Menschen bekehrt hat. Vormahls wurden die Menschen aus ihren Zweifeln herausdisputirt, durch die Stärke der Vernunft mit der Wahrheit ausgesöhnt, und durch die Redlichkeit, Billigkeit und bessern Einsichten derer, die das Recht auf ihrer Seite hatten, für eine Meinung gewonnen; allein diese Ueberzeugungsmethode wirkte zu langsam. Man

fand

fand, daß der Schmerz einen Menschen viel schneller erleuchte, als die Vernunft. Jede Bedenklichkeit ward als eine Halsstarrigkeit betrachtet, die sich nicht anders, als durch gewisse zu dem Ende erfundene Werkzeuge heben lasse. Kurz, der Gebrauch der Geißeln, Foltern, Galgen, Galeeren, Kerker und Scheiterhaufen bey einem Streit, ist nichts anders, als eine papistische Verfeinerung der alten heidnischen Logik.

Es gibt noch eine Art von Räsonnement, welche selten Fehl schlägt, wiewohl sie von ganz andrer Natur ist, als die vorige: ich meine die, da man jemanden durch bares Geld überzeugt, oder, wie das Volk es nennt, jemanden durch Bestechung für eine Meinung gewinnt. Diese Methode ist oft gelungen, wo man alle übrigen vergebens versucht hatte. Einer, der mit Argumenten aus der Münze versehen ist, wird seinen Gegner viel schneller überzeugen, als einer, der sie aus der Vernunft und Philosophie herhohlt. Gold ist ein ganz wunderbarer Aufklärer des Verstandes; es zerstreut jeden Zweifel, jede Bedenklichkeit in einem Augenblick; läßt sich zu den gemeinsten Fähigkeiten herab; bringt die lautesten Schreyer zum Schweigen, und gewinnt die hartnäckigsten und unbiegsamsten Köpfe. Philipp von Macedonien besaß eine ganz un-

über-

überwindliche Stärke der Vernunft von dieser Art. Er widerlegte damit alle Weisheit der Athenienser, machte ihre größten Staatsleute zu Schanden, stopfte ihren Rednern den Mund, und argumentirte sie endlich um alle ihre Freyheit.

Nachdem ich hier die verschiednen Methoden der Disputirkunst, wie sie in verschiednen Zeitaltern der Welt geherrscht, berührt habe, so werde ich nächstens meinen Lesern auch eine Nachricht von der ganzen Chikanirkunst geben; die denn eine vollständige und befriedigende Antwort auf alle die Blätter und Scharteken seyn soll, welche bisher gegen den Zuschauer erschienen sind.

C.

Hundert zwey und funfzigstes Stück.
(241)
Mittel, sich die Abwesenheit einer geliebten Person erträglich zu machen.

— Semperque relinqui
Sola sibi, semper longam incomitata videtur
Ire viam — —

VIRG.

„Mein Herr Zuschauer,

Ungeachtet Sie die tugendhafte Liebe unter den meisten ihrer Leiden betrachtet haben, so erinnere ich mich doch nicht, daß Sie uns etwas über die Abwesenheit der Liebenden gesagt, oder Mittel gelehrt hätten, wie sie sich die langen Trennungen, die zuweilen unvermeidlich sind, erträglich machen können. Ich befinde mich jetzt in diesem unglück-lichen Zustande, da ich mich von dem besten der Männer habe trennen müssen, welcher jetzt im Dienst seines Vaterlandes außer Landes ist, und vielleicht in einigen Jahren nicht wieder zurückkeh-

ten wird. Seine warme und edelmüthige Liebe, so lange wir zusammen waren, und die Zärtlichkeit, die er beym Abschiede gegen mich blicken ließ, machen mir seine Abwesenheit fast unerträglich. Ich denke an ihn jeden Augenblick des Tages, und unterhalte mich mit ihm jede Nacht in meinen Träumen. Alles, was ich sehe, erinnert mich an ihn. Ich beschäftige mich mit mehr als gewöhnlichem Fleiß mit der Sorge für seine Familie und seine Güter; aber dieß, anstatt mir Erleichterung zu verschaffen, gibt mir nur desto mehr Anlaß, seine Rückkehr zu wünschen. Ich gehe oft in die Zimmer, wo ich mich mit ihm zu unterhalten pflegte; aber ach! ich finde ihn da nicht, werfe mich auf seinen Stuhl, und weine. Ich lese gern in den Büchern, die er besonders liebte, und gehe am liebsten mit den Personen um, die er hochschätzte. Sein Porträt besuche ich hundertmahl in einem Tage, setze mich ihm gegenüber, und betrachte es Stunden lang. Einen großen Theil meiner Zeit bringe ich in den Spaziergängen zu, wo ich mich auf seinen Arm zu lehnen pflegte, und rufe die Unterredungen, die da zwischen uns vorgefallen, in meine Gedanken zurück; ich übersehe die verschiednen Prospekte und Aussichten, die wir zusammen zu betrachten pflegten, hefte

mein

mein Auge auf die Gegenstände, worauf er mich besonders aufmerksam gemacht hatte, und erinnere mich tausend schöner Bemerkungen, die er bey diesen Gelegenheiten machte. Mit jeder Gelegenheit schreibe ich an ihn, und bin, wider die Gewohnheit andrer Leute, immer froh wenn ein Ostwind weht, weil er selten ermangelt, mir einen Brief von ihm mitzubringen. Haben Sie doch die Güte, mein Herr, mir Ihren Rath hierüber zu geben, und mich zu belehren, wie ich mir diesen meinen Wittwenstand erleichtern kann.

Ich bin ꝛc.
Asteria.

Abwesenheit ist, wie die Dichter sagen, der Todt in der Liebe, und hat den Schriftstellern, welche diese Leidenschaft in Versen geschildert haben, zu manchen schönen Klagen Gelegenheit gegeben. Ovids Briefe sind voll davon. Otways Monimia drückt sich sehr zärtlich darüber aus:

Es war doch hart, mich als ein Turteltäubchen hier
Allein zu lassen! mich schmachten, über den Verlust
Des Gatten jammern zu lassen! — Ach! wo du nicht bist,
Wird jeder Ort mir eine Wüste, schein' ich selbst

Mir eine Wilde', schein' ich mir verirrt zu seyn.
Nur deine Gegenwart allein beglücket mich,
Sie heilet mein unruhiges Gemüth, und stimmt
Die Seele wieder. —

Die Tröstungen der Liebenden in solchen Fällen sind sehr außerordentlich. Außer denen, die Asteria anführt, gibt es noch viele andre Bewegungsgründe zum Trost, deren getrennte Liebende sich zu bedienen pflegen.

Ich erinnere mich, daß in einem von des Skudery Romanen ein Paar Liebende beym Abschiede eins werden, eine gewisse halbe Stunde alle Tage auszusetzen, um während der langen schmerzhaften Einsamkeit an einander zu denken. Beide beobachteten auch pünktlich die verabredete Zeit; und in was für einer Gesellschaft sie auch seyn, oder was für ein Geschäft sie auch vorhaben mochten, so brachen sie doch immer plötzlich ab, so bald die Glocke ihnen das Zeichen zur Entfernung gab. Ja, die beiden Liebhaber erwarteten diese bestimmte Stunde mit eben so großer Ungeduld, als wäre es eine wirkliche Zusammenkunft gewesen, und genossen einer eingebildeten Glückseligkeit, die ihnen fast eben so angenehm war, als eine wirkliche Zusammenkunft gewesen seyn würde. Es war eine unaussprechliche Beruhigung für diese getrennten

ten Liebenden, versichert zu seyn, daß jeder von ihnen zu gleicher Zeit mit derselben Art von Betrachtung beschäftigt war, und dieselben Gefühle von Zärtlichkeit und Liebe erwiederte.

Wenn es mir erlaubt ist, hier eines ernsthaftern Mittels zu Erleichterung der Abwesenheit zu erwähnen, so sey es das, dessen sich zwey Personen von meiner Bekanntschaft bedienten, welche mit der Feinheit und Delikatesse der Empfindung, womit die Liebe gemeiniglich ihre Günstlinge beseelt, auch Religion verbanden. Dieses bestand darin, daß sie zu einer bestimmten Stunde des Tages ein gewisses Gebet, welches sie vor ihrer Trennung verabredet hatten, für einander zum Himmel schickten. Der Mann, der sowohl in der feinen Welt, als in seiner Familie, in nicht geringem Ansehen steht, hat mir oft gesagt, er würde ohne dieses Mittel eine dreyjährige Abwesenheit nicht haben überstehen können.

Strada erzählt, in einer seiner Prolusionen, von einer schimärischen Korrespondenz zweyer Freunde vermittelst eines gewissen Magnets, welcher eine so wunderbare Kraft besaß, daß, wenn zwey verschiedne Nadeln damit bestrichen waren, und dann die eine derselben bewegt ward, die andre, wenn sie auch noch so weit davon entfernt

war, sich zu derselben Zeit und gerade auf dieselbe Art gleichfalls bewegte. Die beiden Freunde, sagt er, die jeder eine solche Nadel besaßen, machten sich eine Art von Zifferblatt, welches sie mit den vier und zwanzig Buchstaben bezeichneten, auf eben die Art, wie gewöhnliche Zifferblätter mit den Stunden des Tages bezeichnet sind. Hierauf befestigten sie eine der Nadeln auf jedes dieser Zifferblätter, so daß sie sich ohne Hinderniß rund herum bewegen, und jeden der Buchstaben berühren konnte. Als sie sich nun von einander trennten, und in zwey weit von einander entfernte Länder gingen, redeten sie mit einander ab, sich zu einer gewissen Stunde des Tages pünktlich in ihr Kabinett einzuschließen, und sich vermittelst dieser Erfindung mit einander zu unterhalten. So bald sie also einige hundert Meilen von einander waren, schloß jeder sich zu der bestimmten Zeit ein, und warf seine Augen sogleich auf sein Zifferblatt. Wollte er nun seinem Freunde etwas zu wissen thun, so richtete er seine Nadel nach der Reihe auf alle die Buchstaben, woraus die Wörter, die er nöthig hatte, bestanden, wobey er, zu Vermeidung aller Verwirrung, am Ende jedes Worts oder Satzes eine kleine Pause machte. Der Freund sah unterdessen seine sympathetische Nadel sich von selbst

nach

nach jedem Buchstaben hinbewegen, auf welchen sein Freund die seinige richtete. Auf diese Weise schwatzten sie mit einander, durch eine große Erdstrecke getrennt, und schickten sich in einem Augenblick, über Städte und Gebirge, Meere und Wüsteneyen, ihre Gedanken zu.

Hätte Skudery, oder irgend ein andrer Romanschreiber, einen Schwarzkünstler eingeführt, der sich doch gewöhnlicher Weise im Gefolge eines irrenden Ritters befindet, und ihn zwey Liebende mit einem Paar solcher Nadeln beschenken lassen, so würde es gewiß kein kleines Vergnügen für den Leser gewesen seyn, sie, von Spionen und Wachen umgeben, oder durch bezauberte Schlösser und Abenteuer getrennt, mit einander korrespondiren zu sehen.

Unterdessen, bis dieß Geheimniß einmahl wieder entdeckt und in Gang gebracht wird, wollte ich wohl den Vorschlag thun, auf das Zifferblatt des Liebhabers nicht nur die vier und zwanzig Buchstaben, sondern auch einige ganze Wörter zu setzen, die in zärtlichen Briefen immer vorkommen, als Flammen, Pfeile, Sterben, Schmachten, Abwesenheit, Amor, Augen, Hängen, Ersäufen, und dergleichen. Dieß würde dem Liebhaber viel Mühe bey einem solchen

Briefe ersparen, da es ihn in Stande setzte, die nützlichsten und bedeutungsvollesten Wörter durch eine einzige Berührung der Nadel auszudrücken.

C.

Hundert drey und funfzigstes Stück.

(242)

Eine tragische Begebenheit aus dem gemeinen Leben. Klagen eines Vormunds über seine gelehrten Nichten.

Creditur ex medio quia res arcessit, habere
Sudoris minimum —

Hor.

„Mein Herr Zuschauer,

Was ich Ihnen hier mittheilen will, ist eine unglückliche Begebenheit aus dem niedrigen Leben, die sich selbst empfehlen wird; weshalb Sie meine Schreibart und Einkleidung entschuldigen werden.„

„Ein armer Weber in Spittlefields, ein fauler versoffner Kerl, hat ein treues arbeitsames Weib, das sich durch gute Haushaltung und Industrie so viel Geld zusammengespart hatte, daß sie sich ein Loos in der letzten Lotterie kaufen konnte. Sie versteckte das Loos, damit es ihrem Mann nicht in die Hände fiele, unten in einer Zeugkiste, und gab ihre Nummer einer Freundinn und Vertrauten, die ihr versprach, das Geheimniß bey sich zu behalten, und ihr, wenn sie etwas darauf gewönne, Nachricht zu bringen. Die arme Frau war einmahl ausgegangen, als ihr liederlicher Mann, welcher vermuthete, daß sie etwas Geld zusammengespart haben müsse, alle Ecken und Winkel durchsuchte, bis er endlich unglücklicher Weise das Loos fand. Sogleich ging er damit fort, verkaufte es, und versplitterte das Geld, ohne daß seine Frau das geringste von der Sache argwöhnte. Einige Tage nachher kam die Freundinn der Frau, um ihr die angenehme Nachricht zu bringen, daß sie fünf hundert Pfund gewonnen hätte. Das arme Weib, vor Freuden außer sich, lief die Treppe hinauf zu ihrem Manne, welcher eben an der Arbeit war, und bat ihn, seine Werkstätte für diesen Abend zu verlassen, und herunter zu kommen, und mit ihr und einer guten Freundinn eins zu trinken. Der

Mann nahm diese freundliche Einladung auf, wie böse Männer öfter thun, schnarchte sie einige Mahl an, und sagte ihr endlich kurz und gut, er wolle nicht. Sie wiederhohlte ihre Bitten aufs zärtlichste und dringendste, und sagte ihm endlich, da alles nichts helfen wollte: Mein Schatz, ich habe diese letzten Monathe her, ohne dein Wissen, so viel Geld zusammengehegt, daß ich ein Lotterieloos für uns habe kaufen können, und nun kömmt eben Nachbarinn Endelig, und sagt mir, daß es diesen Morgen herausgekommen, und, denk einmahl! fünf hundert Pfund haben wir gewonnen! — Du lügst, du Nickel, fällt ihr der Mann ins Wort, du hast kein Loos, denn ich habs verkauft. Das arme Weib fällt hierüber in Ohnmacht, erhohlt sich aber wieder, und ist nun wahnsinnig geworden. Da sie nicht die Absicht hatte, ihren Mann zu betriegen, sondern nur gern sein gutes Glück mit ihm theilen wollte, so hat jeder Mitleiden mit ihr, und gönnt dem Mann eine noch viel härtere Strafe."

„Dieß, mein Herr, ist eine wahre Begebenheit, und würde, wenn Personen und Umstände nur höher wären, in einem schönen Schauspiele allen empfindsamen Seelen Thränen auspressen. Ich habe sie nur mit Kreide hingezeichnet, weiß

aber,

aber, daß eine gute Hand mit noch schlechtern Materialien ein rührendes Gemählde verfertigen kann.

Ihr ꝛc.

„Mein Herr,

„Ich bin, was man einen hitzigen Kopf nennt, und habe mich, durch gut Glück im Handel, in solche Umstände gesetzt, daß ich eine ziemliche Figur in der Welt machen kann. Doch, was geht das Sie an? Was ich Ihnen sagen wollte, ist, daß ich jetzt ein Paar Nichten unter meiner Vormundschaft habe, die mich gewiß noch toll machen werden; und Sie werden sich gewiß darüber nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß sie Philosophinnen sind, und in den viertehalb Jahren, die sie jetzt unter meiner Aufsicht stehen, nie den geringsten Gedanken davon gehabt haben, sich irgend eine von den Eigenschaften einer tüchtigen Hausfrau zu erwerben. Wenn sie sich um die dienlichsten Ingredienzen einer guten Magensuppe bekümmern sollten, disputiren sie über die Kraft des Magnets, oder den Druck der Atmosphäre. Sie haben eine ganz eigne Sprache, und hüten sich wohl, die geringste Kleinigkeit in Worten auszudrücken, die nicht Lateinischer Abkunft sind. Doch, dieß alles möchte noch hingehen, ließen sie mich nur

im ungestörten Besitz meiner Unwissenheit; allein, ich muß entweder in allen Dingen ihren abstrakten Ideen (wie sie es nennen) beystimmen, oder ich darf nicht hoffen, ein einziges Pfeifchen in Ruhe zu rauchen. Als ich neulich einen Anfall vom Podagra hatte, und mich über die heftigen Schmerzen dieses Uebels beklagte, bat Nichte Dorchen um Erlaubniß, mir zu versichern, daß, was ich auch immer davon denken möchte, verschiedne große Philosophen, sowohl alte als neuere, der Meinung gewesen, Vergnügen und Schmerz seyen nur eingebildete Unterschiede, und es gäbe gar kein solches Ding, als eins von beiden, in rerum natura. Mehr als einmahl habe ich sie behaupten hören, das Feuer sey nicht heiß; und eines Tages, als ich, mit der Autorität eines alten Vormunds, eine von ihnen bat, mir meinen blauen Mantel um die Füße zu legen, antwortete sie mir: den Mantel will ich Ihnen bringen, Herr Oheim; aber merken Sie sichs, daß ich es nicht thue, weil ich Ihre Beschreibung desselben für richtig erkenne; denn er ließe sich eben so gut gelb als blau nennen, weil Farbe bloß aus der verschiedenen Brechung der Sonnenstrahlen entsteht. Und Miekchen sagte mir neulich, den Schnee weiß zu nennen, hieße einen pöbelhaften Irrthum mitmachen; denn da

er

er eine große Quantität nitröser Theile enthalte, so sey es viel vernünftiger, wenn man annähme, daß er schwarz sey. Kurz die naseweisen Dinger möchten mich gern überreden, daß seinen Augen zu glauben der sicherste Weg sey, betrogen zu werden, und haben mir schon oft gerathen, einer so trieglichen Sache, wie meine fünf Sinne, ja nicht zu trauen."

„Was ich mir nun von Ihnen ausbitten möchte, ist, einmahl ein Blatt über die gebührenden Gränzen der weiblichen Gelehrsamkeit zu schreiben, und sie wenigstens in so weit einzuschränken, daß die Ruhe derer nicht darunter leide, die vom Schicksal in die Lage gesetzt sind, daß sie ihren Hohnneckereyen nicht ausweichen können. Sagen Sie uns doch zu gleicher Zeit den Unterschied zwischen einer Mannsperson, welche Käsekuchen und Pasteten backen wollte, und einem Frauenzimmer, das den Locke liest, und die Mathematik versteht. Sie werden dadurch ausnehmend verbinden

Ihren etc.

Abraham Hausmann.

Hundert vier und funfzigstes Stück.
(243)
Liebenswürdigkeit der Tugend.

Formam quidem ipsam, Marce fili, et tanquam faciem Honesti vides; quae si oculis cerneretur, mirabiles amores (vt ait Plato) excitaret sapientiae.

Cic.

Ich erinnere mich nicht, irgend eine Abhandlung gelesen zu haben, die ausdrücklich über die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Tugend geschrieben wäre, ohne sie als eine Pflicht und als das Mittel zu betrachten, uns in diesem und in jenem Leben glücklich zu machen. Ich habe daher dieß Blatt zu einem Versuch über diesen Gegenstand bestimmt, und werde also dießmahl die Tugend nicht weiter betrachten, als in so fern sie an sich selbst von liebenswürdiger Natur ist; wobey ich nur vorläufig erinnere, daß ich unter Tugend den allgemeinen Begriff verstehe, welchen moralische Schriftsteller immer damit verbinden, und den from-

fromme Leute gewöhnlicher Weise durch Religion, Weltleute aber durch Ehre ausdrücken.

Die Heucheley selbst erweiset der Religion große Ehre, oder vielmehr Gerechtigkeit, und erkennt sie stillschweigend für eine Zierde der menschlichen Natur. Der Heuchler würde sich nicht so viel Mühe geben, den Schein der Tugend anzunehmen, wenn er nicht wüßte, daß sie das dienlichste und wirksamste Mittel sey, sich die Liebe und Achtung der Menschen zu erwerben.

Wir sehen aus dem Hierokles, daß es ein gemeines Sprichwort unter den Heiden war: Der Weise hasse niemanden, liebe aber nur die Tugendhaften.

Cicero zeigt in einer schönen Gradation von Gedanken, wie liebenswürdig die Tugend ist. Wir lieben einen tugendhaften Mann, sagt er, welcher in den entferntesten Theilen der Welt lebt, wenn wir uns gleich ganz außer dem Wirkungskreise seiner Tugend befinden, und nicht den geringsten Vortheil von derselben haben können; ja, einer, der schon vor Jahrhunderten gestorben, erregt bey uns einige Zärtlichkeit und Wohlwollen gegen ihn, wenn wir seine Geschichte lesen; und eben dieß gilt sogar von einem Feinde unsers Vaterlandes, wenn er nur Gerechtigkeit und Menschlichkeit

lichkeit in seinen Kriegen bewiesen hat. Cicero führt hier den Pyrrhus zum Beyspiel an, welchen er bey dieser Gelegenheit dem Hannibal entgegensetzt. So groß ist die natürliche Schönheit und Liebenswürdigkeit der Tugend!

Der Stoicismus, welcher die Pedanterey der Tugend war, schreibt dem Tugendhaften alle möglichen guten Eigenschaften zu, von welcher Art sie auch seyn mögen. Dem zufolge trieb Kato, in dem Charakter, welchen Cicero ihm beylegt, die Sache so weit, daß er durchaus keinen andern, als den Tugendhaften, für schön erkennen wollte. Dieß sieht freylich einer philosophischen Rodomontade ähnlicher, als der wirklichen Meinung eines Weisen; indeß behauptete es doch Kato im vollen Ernst. Kurz, die Stoiker glaubten, daß sie die Vortrefflichkeit der Tugend nicht würdig genug vorstellten, wenn sie nicht alle möglichen Vollkommenheiten in den Begriff derselben einschlössen; und nahmen daher nicht nur an, daß sie an sich selbst im höchsten Grade schön sey, sondern auch, daß sie sogar den Körper liebenswürdig mache, und jede Art von Häßlichkeit von der Person, in welcher sie ihren Sitz habe, verbanne.

Es ist eine gemeine Bemerkung, daß diejenigen, welche für alles Gefühl des Guten am mei-

sten erstorben sind, doch denen, mit welchen sie in Verbindung stehen, einen entgegengesetzten Charakter wünschen; und sehr merkwürdig ist es, daß niemand stärker von den Reizen der Tugend am schönen Geschlechte gerührt wird, als die, welche sich gerade durch ihre Bewunderung derselben zu der Begierde hinreißen lassen, sie zu Grunde zu richten.

Eine tugendhafte Seele in einem schönen Körper ist allerdings ein schönes Gemählde in dem vortheilhaftesten Lichte, und daher ist es kein Wunder, daß sie das schöne Geschlecht über alle Maße bezaubernd macht.

Wie nun die Tugend überhaupt von einnehmender und liebenswürdiger Natur ist, so gibt es doch einige besondre Arten derselben, die es mehr sind, als andre, nähmlich diejenigen, die uns geneigt machen, den Menschen wohl zu thun. Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, Glaube und Frömmigkeit, sind an sich vielleicht eben so löblich, als irgend andre Arten der Tugend; aber die, welche den Menschen besonders angenehm und beliebt machen, sind Gerechtigkeit, Dienstfertigkeit, Mildthätigkeit, kurz, alle die guten Eigenschaften, wodurch wir wohlthätig gegen einander werden. Aus diesem Grunde wird oft ein ausschweifender Mensch,

der sich durch nichts, als eine falsche Freygebigkeit empfiehlt, mehr geliebt und geschätzt, als ein Mann von weit vollkommnerm Charakter, der in diesem Stücke mangelhaft ist.

Die beiden Hauptzierden der Tugend, welche sie in dem vortheilhaftesten Lichte zeigen, und sie ganz und gar liebenswürdig machen, sind Heiterkeit und ein gutes Herz. Diese befinden sich gemeiniglich beysammen, da einer unmöglich andern angenehm seyn kann, der nicht in sich selbst vergnügt ist. Beide sind sehr nöthig für eine tugendhafte Seele, um die vielen ernsthaften Gedanken, womit sie beschäftigt ist, vor Melancholie zu verwahren, und zu verhindern, daß ihr natürlicher Haß gegen das Laster nicht in finstere Strenge und Tadelsucht übergehe.

Ist also die Tugend von so liebenswürdiger Natur, was sollen wir da von denen denken, die sie mit Haß und Unwillen betrachten, oder sich von ihrem Abscheu gegen eine Partey hinreißen lassen können, alle Verdienste des Mannes, der zu derselben gehört, zu übersehen. Der muß wahrlich äußerst blödsinnig und lieblos seyn, welcher glauben kann, daß nirgends Tugend zu finden sey, als auf seiner Seite, und daß ein Mensch nicht eben so rechtschaffen als er selbst, und doch

in

in politischen Grundsätzen andrer Meinung seyn könne. Man mag sich immer in gewissen Stücken einander widersetzen, man sollte aber nie seinen Haß bis auf die Eigenschaften ausdehnen, die an sich selbst von so liebenswürdiger Natur sind, und mit den Dingen, worüber man streitet, nichts zu thun haben. Tugendhafte Leute, wenn sie gleich ein ganz verschiednes Interesse haben, sollten sich für viel enger mit einander verbunden halten, als mit den Lasterhaften, welche in eben derselben bürgerlichen Angelegenheit gemeine Sache mit ihnen machen. Wir sollten für einen Mann von Ehre, der unser noch lebender Gegner ist, dieselbe Liebe fühlen, die wir, wie Cicero in der oben angeführten Stelle bemerkt, für einen todten Feind empfinden. Kurz, wir sollten die Tugend, selbst an einem Feinde, hochschätzen, und das Laster, selbst an einem Freunde, verabscheuen.

Ich sage dieses mit einem Blick auf die grausame Art, wie Leute von allen Seiten dem Charakter derer, die nicht gleicher Meinung mit ihnen sind, mitzuspielen pflegen. Wie viele Männer von unbezweifelter Rechtschaffenheit und exemplarischer Tugend auf jeder Seite, werden nicht angeschwärzt und verlästert! wie viele Männer von Ehre nicht öffentlichen Verleumdungen und

Schmähungen Preis gegeben! Diejenigen also, die entweder die Werkzeuge oder die Anstifter eines so höllischen Unfugs sind, sollte man als Leute betrachten, die sich der Religion zur Beförderung ihrer Sache, und nicht ihrer Sache zur Beförderung der Religion bedienen.

C.

Hundert fünf und funfzigstes Stück.

(244)

Einige Bemerkungen über die Mahlerey. Klagen über die Affen unter dem Frauenzimmer.

— Iudex et callidus audis.

Hor.

„Mein Herr,

Es gehört, wie mich dünkt, vorzüglich mit zu dem Amt eines Zuschauers, daß er die Vergnügungen des Gesichts zu erhöhen und zu verfeinern suche; und dazu wäre wohl kein sicherer Mittel als die Empfehlung des Studiums und der Betrachtung vortrefflicher Zeichnungen und Gemählde.

Als

Als ich Raphaels Gemählde zum ersten Mahl sah, gewährten sie mir, die Wahrheit zu gestehen, bloß ein gemeines Vergnügen; das zweyte Mahl vergnügten sie mich schon weit mehr; ich betrachtete sie öfter, und je vertrauter ich mit ihnen wurde, desto mehr verliebte ich mich in sie. Gleich weisen Reden, senkten sie sich tief in mein Herz; denn Sie wissen, Herr Zuschauer, daß ein witziger Kopf uns zwar für den gegenwärtigen Augenblick ausnehmend einnehmen kann, aber, wenn es ihm an gründlichem Verstande fehlt, uns bald gleichgültig wird, da hingegen ein weiser Mann, der keine so reiche Ader von Witz besitzt, uns doch ein viel grösseres und dauerhafteres Vergnügen gewähret. Gerade so verhält es sich mit einem Gemählde, welches durch seine Lebhaftigkeit das Auge ergetzt, aber ohne gehörige Einsicht in die Kunst gearbeitet ist; man kann es ein witziges Gemählde nennen, ungeachtet der Mahler unterdeß vielleicht in Gefahr ist ein Narr genannt zu werden. Ein Gemählde hingegen, welches im Ganzen mit tiefer Einsicht durchgedacht, und in allen einzelnen Theilen wohl ausgeführt ist, welches nach den Grundsätzen der Geometrie angelegt, nach den Regeln der Perspektiv, der Anatomie und Architektur ausgearbeitet, und durch eine gute Harmonie, ein

wahres und natürliches Kolorit, und solchen Ausdruck der Leidenschaften, solche lebendige Seelensprache, wie man sie fast nur bey Raphael findet, vollendet ist; ein solches Gemählde kann man mit Recht ein weises Gemählde nennen, ein solches Gemählde reißt uns zu sprachlosem Erstaunen hin, und wir müssen erst alle unsre Fähigkeiten wieder sammlen, wenn wir nur ein erträgliches Urtheil darüber fällen wollen. Andre Gemählde sind nur für die Augen gemacht, wie Klappern für die Ohren der Kinder; und wahrlich, das Gemählde, welches bloß das Auge vergnügt, ohne irgend einen wohlgewählten Gegenstand der Natur darzustellen, zeigt uns bloß, was für schöne bunte Farben in der Farbenbude feil sind, und spottet nachäffend der Werke des Schöpfers. Wenn nicht der beste Nachahmer der Natur, sondern der, welcher den meisten Prunk mit schimmernden Farben macht, für den besten Mahler gelten soll; so folgt nothwendig, daß der bunteste Geck am besten gekleidet, und der lauteste Schreyer der beste Redner ist. Jeder, der ein Gemählde betrachtet, sollte bey der Beurtheilung desselben seine ganze Vernunft, so viel er deren hat, zusammennehmen, sonst wird er Gefahr laufen, verkehrt zu urtheilen. Wären wir, bey unsern Spatziergängen, aufmerksamer auf die

Schön=

Schönheiten der Natur, die sich bey jedem Schritt unsern Augen darbieten, so würden wir bessere Richter seyn, wenn wir sie in unsern vier Wänden nachgeahmt sähen. Dieß würde jenen häufigen Irrthümern vorbeugen, worein die meisten unsrer vergeblichen Kenner verfallen, die immer voreilig mit ihren Urtheilen sind, und nicht so lange warten können, erst ihre Vernunft um Rath zu fragen. Dieser Mangel an Ueberlegung ist Schuld, daß man in diesem Falle, wie im gemeinen Leben, einen wilden ausschweifenden Pinsel für einen wahrhaftig kühnen und großen, einen unverschämten Menschen für einen tapfern unerschrockenen Mann, unbesonnene und unvernünftige Handlungen für große muthvolle Unternehmungen, ein buntes Farbenwerk für das wahre Schöne, ein falsches und einschmeichelndes Geschwätz für zierlich eingekleidete Wahrheit hält. Diese Parallele läßt sich auf alle Theile des Lebens und der Mahlerey anwenden; und jeder Kenner würde sich freuen, wenn Sie dieselbe einmahl in Ihrer Kunstsprache ausführen wollten. Wie die Schatten in einem Gemählde die ernsthaften und melancholischen, so stellen die Lichter die muntern und lebhaften Gedanken vor; wie nur Ein Hauptlicht in einem Gemählde seyn sollte, welches auf den Helden fallen, und das

Auge festhalten muß, so sollten wir auch nur Einen Hauptgegenstand unsrer Liebe haben, den großen Urheber der Natur. Diese und dergleichen Bemerkungen, wenn sie gehörig benutzt würden, könnten gewiß vieles beytragen, manchem über die Schönheiten dieser Kunst die Augen mehr zu öffnen, und zu verhindern, daß junge Leute sich nicht von dem schlechten Geschmack eines Farbenkleckers anstecken ließen, den man uns gern für einen wundergroßen Meister aufdringen möchte.

Ich bin rc.

„Mein Herr Zuschauer,

„Ungeachtet ich ein Frauenzimmer bin, so gehöre ich doch zu denen, die mit großem Vergnügen Ihr Blatt gelesen haben, worin sie uns vor einiger Zeit eine Satire aus einem alten Griechischen Dichter, welchen Sie Simonides nennen, über die verschiednen Charaktere unsers Geschlechts, zum Besten gaben. Mit vieler Verwunderung habe ich daraus ersehen, wie genau die Charakter der Frauensleute in unsern Zeiten mit denen aus Simonides Zeiten übereinstimmen, denn unter allen den Gattungen, die er schildert, ist keine einzige, deren leibhaftes Ebenbild ich nicht irgend einmahl angetroffen hätte. Doch, die eigentliche Veranlassung

lassung zu diesem Schreiben an Sie geben mir einige Frauenzimmer, die, wie mich dünkt, zu der neunten Gattung jener Satire gehören; der Dichter nennt sie Affen, und nach der Beschreibung, die er von ihnen macht, sind sie häßlich, bösartig, lieblos, haben selbst nichts Liebenswürdiges an sich, und suchen alles Gute, was sie an andern bemerken, zu verkleinern und lächerlich zu machen. Wie man mir gesagt hat, so soll dieß Gezücht in der großen Stadt, wo Sie leben, sehr häufig seyn; da aber meine Umstände mich nöthigen, mich fast immer auf dem Lande aufzuhalten, wiewohl ich nur einige Meilen von London wohne, so habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt, sonderlich viele von ihnen kennen zu lernen; und in der That sind sie eben keine sehr wünschenswerthe Bekanntschaft, wie ich vor kurzem aus der Erfahrung gelernt habe. Sie müssen wissen, mein Herr, daß mit Anfang des letzten Sommers ein Nest voll solcher Affen aufs Land kam, und sich, so lange die gute Jahrszeit dauerte, nicht weit von dem Orte, wo ich wohne, niederließ. Da sie fremd auf dem Lande waren, so wurden sie von uns Frauenzimmern in der Nachbarschaft fleißig besucht, und wir begegneten ihnen mit einer Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, die bey Leuten, welche ihre meiste Zeit in

der Einsamkeit zubringen, gewöhnlich ist. Die Affen lebten ganz vergnügt mit uns auf unsre Weise, bis gegen das Ende des Sommers, da sie auf ihre Rückkehr in die Stadt bedacht waren. Jetzt fingen sie an, sich uns in ihrem wahren und wesentlichen Charakter zu zeigen; und so wie man von bösen Geistern sagt, daß sie gern ein Stück des Hauses, das sie verlassen wollen, mit wegführen oder zu Grunde richten, so fanden auch diese Affen es für gut, zu guter letzt über die Gesichter, die Kleidung und das Betragen ihrer unschuldigen Nachbarn herzufallen, sie ohne Erbarmen, ohne alle Rücksicht auf Höflichkeit oder Dankbarkeit, durchzuziehen und nachzuäffen, ihnen allen ohne Unterschied die abscheulichsten und garstigsten Ekelnamen beyzulegen; kurz, als echte Frauenzimmer von Welt und feiner Lebensart, ihre ehrliche Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit zum Gespött zu machen. Ich habe, theils wegen der dringenden Bitten aller gekränkten Parteyen, theils weil mein eigner Unwille mich trieb, nicht umhin können, Ihnen diese Beschwerden vorzulegen; und ich hoffe, Sie werden dieß Uebel, wenn Sie es auch unmöglich finden sollten, es gänzlich auszurotten, doch in einem Ihrer künftigen Blätter so abschildern, daß der bessere Theil unsers Geschlechts dadurch ge-

warnt

warnt werden wird, gegen diese Geschöpfe auf seiner Hut zu seyn, und daß zu gleicher Zeit die Affen selbst werden erkennen müssen, diese Art von Ausgelassenheit sey nichts weniger, als ein unschuldiger Zeitvertreib, sondern vielmehr der höchste Grad desjenigen Lasters, welches, wie man sagt, alle andern unter sich begreift. Ich bin ꝛc."

Konstantia Feldmann.

T.

Hundert sechs und funfzigstes Stück.

(245)

Wohlmeynende Einfalt.

Ficta voluptatis causa sint proxima veris.

Hor.

Nichts erregt so sehr zugleich unser Gelächter und unser Mitleiden, als Unschuld, wenn sie mit einer Portion Thorheit vermischt ist. Zu derselben Zeit, da man die Tugend hochschätzt, kann man sich kaum enthalten über die mit ihr verknüpfte Einfalt zu lachen. Wenn ein Mensch ganz

und gar aus der Taube, ohne den kleinsten Gran von der Schlange, zusammengesetzt ist, macht er sich in manchen Umständen des Lebens lächerlich, und bringt oft seine besten Handlungen um ihren Kredit. Mir fällt hier eine Anekdote ein, welche die Bettelmönche von ihrem Stifter, dem heil. Franciskus erzählen: er wurde nähmlich, als er eines Abends in der Dämmerung über die Straße ging, einen jungen Kerl mit einem Mädchen in einem Winkel gewahr: worauf der gute Mann seine Hände gen Himmel erhub, und Gott dankte, daß doch noch so viel christliche Liebe in der Welt sey. Die Unschuld des Heiligen machte, daß er die Umarmung der Wollust für einen heiligen Liebeskuß ansah. Es thut mir immer im Herzen leid, wenn ich sehe, daß es einem tugendhaften Manne an hinlänglicher Kenntniß der Welt fehlt, und wenn diese meine Blätter irgend einen Nutzen haben, so ist es gewiß der, daß sie, ohne das Laster im geringsten unter falschen anlockenden Begriffen vorzustellen, dem Leser Einsicht in die Wege der Menschen verschaffen, und die menschliche Natur in allen ihren wechselnden Farben zeigen. Wer mit keiner von den Thorheiten der Welt etwas zuthun gehabt hat, oder, wie Shakespear sagt, **in den Wegen der Menschen nicht bewan-**

dert ist, kann hier ein Gemählde ihrer Thorheiten und Ausschweifungen finden. Der Tugendhafte und Unschuldige kann hier in der Spekulation kennen lernen, was er nie durch die Erfahrung lernen konnte, und durch dieses Mittel den Fallstricken des Arglistigen, den Verführungen des Lasterhaften, und den Sophistereyen des von Vorurtheilen verblendeten entgehen. Er findet hier Aufklärung des Verstandes, ohne Vergiftung des Herzens.

Diese Bemerkungen mögen folgendem Briefe des Herrn Timotheus Dudel, der ein sehr wohlmeinender Mann zu seyn scheint, zur Einleitung dienen.

„Mein Herr,

„Ich wünschte von Herzen, daß Sie uns einmahl Ihre Meinung über verschiedne unschuldige Zeitvertreibe sagten, die unter uns im Gebrauch sind, und womit Leute, die nicht Lust haben, die kostbare Zeit in einer Oper oder Komödie zu versplittern, manchen langen Winterabend sehr gut hinbringen können. Besonders möchte ich gern wissen, was Sie vom Pantoffelstecken halten; wie auch, ob Sie nicht glauben, daß das Frage- und Kommandirspiel, Räthsel, Leberreime und Pfandspiele weit mehr Spaß und Witz haben,

als alle die öffentlichen Lustbarkeiten, die leider! so sehr Mode unter uns geworden sind? Wenn es Ihnen beliebte, unsern Frauen und Töchtern, die Ihre Blätter mit großem Vergnügen lesen, einige solcher Spiele und Zeitvertreibe zu empfehlen, die sich zu Hause und in einer warmen Stube vornehmen lassen, so würden wir Hausväter uns dafür ausnehmend verbunden erkennen. Ich habe nicht nöthig Ihnen zu sagen, daß ich diese Spiele und Zeitvertreibe nicht nur lustig, sondern auch unschuldig haben möchte, weshalb ich denn auch weder Whisk noch Lanterloo, ja nicht einmahl Hundert eins erwähnt habe. Nachdem ich Ihnen also meine Bitte über diesen Punkt vorgelegt habe, will ich mir die Freyheit nehmen, Ihnen zu erzählen, wie meine Frau und ich diese langweiligen Winterabende mit großem Vergnügen hinbringen. Ungeachtet sie jung und schön, und das lustigste Ding von der Welt ist, so findet sie doch gar keinen Gefallen daran, wie andre ihres Geschlechts, überall herumzuschwärmen. Ein gewisser Oberster unter den Truppen, ein sehr freundschaftlicher Herr, dem ich für seine Höflichkeiten mich unendlich verbunden erachte, besucht mich fast alle Abend; denn er ist keiner von den jungen Schwindelköpfen, die keine Komödie versäumen können. Wenn er bey uns ist,

spielen wir fast allemahl Blindekuh, ein Spiel, welches mir um desto besser gefällt, weil man so viel Bewegung dabey hat. Der Oberster und ich machen ein ums andre die Blindekuh, und Sie sollten sich todt lachen, wenn Sie sähen, wie viel Mühe mein Schatz sich gibt, uns die Augen so zu verbinden, daß es uns unmöglich ist, den geringsten Schimmer von Licht zu sehen. Der arme Oberster rennt oft mit der Nase gegen einen Pfosten, und gibt uns so viel zu lachen, daß wir bersten möchten. Ich bin gemeiniglich so glücklich, mich nicht zu stoßen, bringe aber oft wohl über eine halbe Stunde zu, ehe ich einen von ihnen erhasche; denn Sie müssen wissen, wir verstecken uns in allen Ecken und Winkeln, damit der Spaß desto länger dauert. Ich gebe Ihnen diesen Wink bloß als ein Pröbchen von solchen unschuldigen Zeitvertreiben, als ich von Ihnen empfohlen zu sehen wünschte, und verbleibe

Dero

aufrichtiger Freund,

Timotheus Dudel.

Folgender Brief ist durch mein neuliches Blatt über die Abwesenheit der Liebenden, und die darin angeführten Mittel, sich eine solche Abwesenheit erträglich zu machen, veranlaßt.

„Mein

„Mein Herr,

„Unter den verschiednen Arten des Trostes, deren abwesende Liebende sich bedienen, so lange Ihre Seelen sich in dem Stande der Trennung befinden, welchen sie den Tod in der Liebe nennen, gibt es noch einige sehr wesentliche, die Ihrer Bemerkung entgangen sind. Die erste und gemeinste von diesen ist ein krummgebogener halber Gulden, welcher schon unsern guten Voraltern großen Trost gewährte, und noch jetzt in dem größten Theil von Ihrer Majestät Landen mit sehr gutem Erfolg in diesem Falle gebraucht wird. Ich weiß freylich wohl, es gibt einige, welche der Meinung sind, daß ein harter Thaler, in zwey gleiche Stücke zerschnitten, und von den getrennten Liebhabern aufbewahrt, von noch größerer Kraft sey; da aber die Meinungen hierüber getheilt sind, so halte ich es für das sicherste, daß beide Personen sich beider Mittel zugleich bedienen. Die Figur eines Herzens, entweder in Stein geschnitten, oder in Metall gegossen, entweder blutend auf einem Altar, mit Pfeilen durchstochen, oder in der Hand eines Amors gehalten, ist immer als eine Art von Talisman in Nöthen dieser Art angesehen worden. Ich kenne manchen braven Kerl, der seine Geliebte in dem Deckel seiner Schnupftobacks-

bakdose trägt, und durch dieses Mittel die Abwesenheit einer ganzen Kampagne glücklich überstanden hat. Ich für meine Person habe alle diese Mittel versucht, von keinem aber so viel Hülfe gefunden, als von einem Ringe, in welchem das Haar meiner Geliebten sehr künstlich in eine Art von Liebesknoten zusammengeflochten ist. Da dieß Geheimniß mir so große Erleichterung verschafft hat, so halte ich mich für verbunden, es dem Publiko, zum Besten meiner lieben Mitbürger, bekannt zu machen. Ich bitte Sie also, diesen Brief, als einen Anhang zu Ihren Trostgründen wider die Abwesenheit einzurücken, und bin, ꝛc.

T. B.

C.

Hundert sieben und funfzigstes Stück.
(247)
Von weiblichen Rednern.

— Των δ᾽ ακαματος ῥεει αυδη
Εκ ςοματων ἡδεια — —

HESIOD.

Einige alte Schriftsteller erzählen, Sokrates sey in der Beredtsamkeit von einem Frauenzimmer unterrichtet worden, welches, wo mir recht ist, Aspasia hieß. Ich habe wirklich schon oft gedacht, daß das weibliche Geschlecht zu dieser Kunst vor allen andern geschickt sey, und ich glaube, die Universitäten würden wohl thun, wenn sie überlegten, ob es nicht besser wäre, die rhetorischen Lehrstühle mit Professorinnen zu besetzen.

Man hat zum Lobe einiger Männer gesagt, daß sie ganze Stunden hinter einander über irgend Etwas hätten sprechen können; aber zur Ehre des andern Geschlechts muß man gestehen, daß es viele unter ihnen gibt, die ganze Stunden hinter ein-

ander über Nichts sprechen können. Ich habe ein Frauenzimmer gekannt, das aus dem Stegereif über die Einfassung eines Unterrocks eine ausführliche Dissertation machte, und ihre Magd, die einen Porzellännapf zerbrochen hatte, nach allen Figuren der Rhetorik ausschalt.

Wäre es Frauenzimmern erlaubt, Sachwalterinnen vor Gericht abzugeben, so bin ich überzeugt, sie würden die gerichtliche Beredtsamkeit zu einer weit größeren Höhe bringen, als sie bis jezt noch erreicht hat. Sollte jemand dieß bezweifeln, so wohne er nur einmahl den Debatten bey, die so oft unter den Damen der Brittischen Fischerey entstehen.

Die erste Art weiblicher Redner also, deren ich gedenken will, sind diejenigen, welche sich mit Erregung der Leidenschaften beschäftigen, ein Theil der Rhetorik, worin Sokrates Gemahlinn es vielleicht weiter gebracht hatte, als seine obgedachte Lehrerinn.

Die zweyte Art weiblicher Redner besteht aus denen, die sich besonders mit Durchhecheln abgeben; sie sind unter dem gemeinen Nahmen der Lästerzungen bekannt. Die Einbildungskraft und der Vortrag dieser Klasse von Rednerinnen sind bewundernswürdig. Mit welcher Schnelligkeit

der Erfindung, welchem hinreißenden Strom und Reichthum des Ausdrucks wissen sie sich nicht über jeden kleinsten Fehltritt in dem Verhalten eines andern auszubreiten! Mit wie vielerley verschiednen Umständen, und mit welcher Mannichfaltigkeit von Phrasen wissen sie nicht eine und eben dieselbe Geschichte mehrmahls hinter einander zu erzählen! Ich habe eine alte Dame gekannt, die eine unglückliche Heurath zum Gegenstande einer monathlichen Unterhaltung ihrer Gesellschaft machte. Sie tadelte die Braut an dem einen Orte; bedauerte sie an einem andern; lachte über sie an einem dritten; wunderte sich über sie an einem vierten; war zornig über sie an einem fünften; kurz, fuhr ein Paar Kutschpferde zu nichte, um ihren Verdruß und ihre Mißbilligung an den Tag zu legen. Endlich, da sie die Materie von dieser Seite ganz erschöpft hatte, stattete sie bey dem jungen Ehepaar selbst einen Besuch ab, lobte die Braut wegen ihrer klugen Wahl, erzählte ihr, was für lieblose Anmerkungen einige boshafte Leute über sie gemacht hätten, und wünschte sich das Glück einer näheren Bekanntschaft. Der Tadel und Beyfall dieser Art Frauenzimmer ist daher bloß als Hülfsmittel zum Schwatzen zu betrachten.

Eine dritte Art weiblicher Redner läßt sich unter dem Wort Gevatterinnen begreifen. Frau Fiddelfaddel ist eine Meisterinn in dieser Art von Beredtsamkeit; sie breitet sich in weitläuftige Beschreibungen von Kindtaufen und Hochzeiten aus, dissertirt umständlich über einen Kopfputz, weiß jedes Gericht, das in ihrer Nachbarschaft aufgetragen worden, und unterhält ihre Gesellschaft einen ganzen Nachmittag mit den witzigen Einfällen ihres kleinen Knaben, der noch nicht sprechen kann.

Die Kokette läßt sich als eine vierte Art von weiblichem Redner betrachten. Um sich ein desto größeres Feld für ihre Beredtsamkeit zu verschaffen, haßt und liebt sie in Einem Athem, schwatzt mit ihrem Schooßhündchen oder Papageyen, befindet sich bey jedem Wetter, und in jeder Ecke des Zimmers nicht recht. Sie hat falsche Zänkereyen und erdichtete Verbindlichkeiten gegen alle Mannspersonen von ihrer Bekanntschaft; seufzt, wenn sie nicht traurig, und lacht, wenn sie nicht lustig ist. Besonders hat die Kokette den Theil der Redekunst sehr in ihrer Gewalt, welchen man die Aktion nennt; und in der That scheint sie zu keinem andern Ende zu reden, als in so fern es ihr Gelegenheit gibt, ein Glied zu bewegen, oder einen

Gesichtszug zu verändern, ihre Augen spielen zu lassen, oder mit ihrem Fächer zu tändeln.

Was die Zeitungsträgerinnen, politischen Kannengießerinnen, Nachäfferinnen, Histörchenerzählerinnen, und andre an Schwatzhaftigkeit fruchtbare Charakter dieser Art betrifft, so findet man sie eben so häufig unter Mannspersonen, als unter dem Frauenzimmer; weshalb ich sie mit Stillschweigen übergehe.

Ich bin oft in Verlegenheit gewesen, eine Ursach anzugeben, warum das Frauenzimmer dieß Talent einer allzeitfertigen Rede in so viel größerer Vollkommenheit besitzt, als unser Geschlecht. Zuweilen habe ich mir eingebildet, sie besäßen nicht die zurückhaltende Kraft, oder das Vermögen ihre Gedanken zu unterdrücken, welches Mannspersonen besitzen, sondern wären gezwungen, alles, was sie denken, herauszusagen; und wenn das wäre, so hätten hier die Kartesianer ein starkes Argument zum Beweise ihrer Lehre, daß die Seele immer denke. Da aber Viele behaupten wollen, daß das schöne Geschlecht in der Kunst sich zu verstellen und seine Gedanken zu verbergen nicht ganz unerfahren sey, so habe ich mich genöthigt gesehen, diese Meinung aufzugeben, und daher einen bessern Grund aufzufinden gesucht. Zu diesem Ende

hat

hat einer meiner Freunde, ein vortrefflicher Anatomiker, mir versprochen, bey erster Gelegenheit eine weibliche Zunge zu zergliedern, und zu untersuchen, ob sie nicht gewisse Säfte enthält, welche sie so wunderbar beweglich und schlüpfrig machen, oder ob nicht die Fibern derselben feiner und biegsamer sind, oder ob sich nicht besondre Muskeln an ihr befinden, welche sie mit so plötzlichen Zuckungen und Schwingungen auf und nieder schnellen; oder endlich, ob nicht vielleicht gewisse noch unentdeckte Kanäle vorhanden sind, die von dem Kopf und dem Herzen zu diesem kleinen Werkzeuge der Geschwätzigkeit laufen, und ihm einen beständigen Zufluß von Lebensgeistern zuführen. Auch darf ich den Grund nicht übergehen, welchen Hudibras angibt, warum die, welche über Kleinigkeiten schwatzen können, mit der größten Leichtigkeit reden; nähmlich, die Zunge gleiche einem Rennpferde, welches desto schneller läuft, je wenigen schwer es zu tragen hat.

Welchen von diesen Gründen man nun auch am wahrscheinlichsten finden mag, so war, dünkt mich, der Gedanke des Irländers sehr natürlich, der, da er sich einige Stunden lang mit einem weiblichen Redner unterhalten hatte, ihr sagte: ihre Zunge müßte wohl sehr froh seyn, wenn sie

 schliefe,

schliefe, denn so lange sie wachte, ließe sie ihr ja keinen Augenblick Ruhe.

Die vortreffliche alte Ballade: das liederliche Weib von Bath, hat folgende merkwürdige Zeilen:

> Mir scheint, sagt Thoms, die Weiberzunge
> Von Espenlaub gemacht.

Und Ovid sagt, mitten in der Beschreibung einer sehr barbarischen That, daß die Zunge eines schönen Frauenzimmers, da sie ausgeschnitten und auf den Boden geworfen war, sich sogar in diesem Zustande nicht enthalten können, noch etwas zu murmeln.

> — Er faßt mit der Zang' ihr die Zunge,
> Und durchschneidet sie mit barbarischem Schwerdte: die Wurzel
> Schlüpfet mit Zucken zurück; sie selbst liegt zitternd auf schwarzem
> Boden und murmelt. —

Konnte diese Zunge sogar ohne Mund noch schwatzen, was mochte sie nicht gethan haben, als sie noch alle ihre Organen der Rede, alle ihre Tongenossen um sich hatte! Ich könnte hier das Histörchen vom Apfelweibe anführen, wenn ich nicht einigen Grund hätte, es für fabelhaft zu halten.

Ich muß gestehen, die Musik dieses kleinen Instruments hat so viel Reizendes und Bezauberndes für mich, daß ich es auf keine Weise stumm machen möchte. Alles, was ich durch diese Abhandlung zu bewirken wünsche, ist, es von verschiednen widerlichen Tonarten, besonders von den kreischenden Dissonanzen zu befreyen, welche von Zorn, Tadelsucht, Gevatterinnengeklatsch und Koketterie entstehen. Kurz, ich wünschte, daß es immer durch ein gutes Herz, durch Wahrheit, Bescheidenheit und Aufrichtigkeit gestimmt würde.

C.

Hundert acht und funfzigstes Stück.

(248)

Heroische Tugend im gemeinen Leben.

Hoc maxime officii est, ut quisque maxime opis indigeat, ita ei potissimum opitulari.

Cic.

Keiner verdient einen Vorzug vor andern in der Achtung der Menschen, dessen Bestreben nicht

dahin geht, wohlthätig für die Gesellschaft zu werden; der nicht bey allen Gelegenheiten, die seine Umstände ihm darbieten, ein gewisses unverstelltes Vergnügen darin findet, auf die eine oder andre Art seinen Nebenmenschen Gutes zu thun. Diejenigen, deren große Talente oder hohe Geburt sie zu den glänzendsten Posten in einem Staat erhoben haben, sind unumgänglich verpflichtet, eine edle Neigung, der Welt aus allen Kräften zu dienen, an den Tag zu legen; sonst gereichen solche Vorzüge ihnen zum Unglück und zur Schande, und Dunkelheit und Verborgenheit sind dann ein wünschenswürdigeres Loos. Wo eine und eben dieselbe Person zugleich Gelegenheit und Neigung Gutes zu thun hat, da sehen wir zuweilen erhabne Beyspiele von Tugend, die unsre Einbildungskraft so sehr blenden, daß wir auf alles, was wir selbst in nicht so erhabnen Scenen des Lebens auszuüben im Stande sind, mit Verachtung herabschauen. Allein dieß ist eine ganz verkehrte Art zu denken; und es ist romanhafte Thorheit, wenn wir uns einbilden, wir müßten ehrsüchtig nach hohen Dingen streben, oder Abenteuer aufsuchen, wenn wir in Stande seyn wollen, große Handlungen auszuüben. Jeder Mensch in der Welt, der nur über die niedrigste Dürftigkeit erhaben ist, hat es in

seiner

seiner Macht, nicht nur gut, sondern selbst heroisch zu handeln. Die allgemeine Grundlage der bürgerlichen Tugenden ist Selbstverläugnung; und welcher Mensch, der nur etwas mehr, als die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens besitzt, hat nicht Gelegenheiten, diese edle Eigenschaft zu üben, und so viel, als seine Umstände verstatten, zum Wohlseyn und Nutzen andrer Menschen beyzutragen? Thut er nun, bey den Gelegenheiten, die sich ihm darbieten, mehr, als gewöhnliche Menschen, so verdient er gewiß die Hochachtung seiner Freunde nicht minder, als ob er Dinge gethan hätte, die gewöhnlicher Weise den glänzendsten Ruhm nach sich ziehen. Bey Männern von patriotischem Geiste besteht der Unterschied mehr in ihren Umständen, als in ihrer Tugend; und der, welcher in einem niedern Stande alles thut, was er kann, ist mehr Held, als der, welcher in einem höhern irgend eine verdienstliche Handlung, die er thun könnte, unterläßt.

Es ist noch nicht lange, als Lapirius, zum Nachtheil seines ältern Bruders, welchen sein Vater wegen seiner liederlichen Aufführung enterbt hatte, zu einem großen Vermögen gelangte. Scham und Reue besserten den enterbten Jüngling, und er zeichnete sich jetzt eben so sehr durch

seine

seine guten Eigenschaften, als vorher durch seine Ausschweifungen aus. Lapirius, dem seines Bruders Besserung nicht unbemerkt blieb, schickte ihm am Neujahrstags Morgen folgenden Brief zu:

Liebster Bruder,

„Ich schicke Dir hier das Dokument, wodurch mein Vater mir dieß Hauß und Gut vermacht hat. Hätte er bis jetzt gelebt, so würde er nicht so darüber disponirt haben: er entzog es dem, der Du warst, und ich gebe es dem zurück, der Du bist."

Dein Dich liebender Bruder.

P. T.

Wie große und erhabene Geister kühnen und gefährlichen Unternehmungen zum Besten Andrer nachjagen, und dabey zugleich ihrem Durst nach Ruhm Genüge thun; so versagen sich tugendhafte Seelen im häuslichen Leben manche Vortheile, um ein edles Wohlwollen zu befriedigen, das sie gegen bedrängte und leidende Freunde empfinden. Solche Seelen möchte man die Vorrathskammern der Vorsehung nennen; sie scheinen durch einen geheimen Einfluß des Himmels getrieben zu werden, die gewöhnlichen Vergnügungen des Reichthums geringe zu schätzen, um einem von Trübsal beladenen Herzen Trost zu geben, eine dem Untergange

nahe

nahe Familie zu retten, einen Zweig des Handels in ihrer Nachbarschaft zu unterstützen, den Arbeitsamen Arbeit zu verschaffen, das Erbtheil einer hülflosen Waise zu schützen, und das Haupt einer traurenden Wittwe aufzurichten. Leute, deren Herz ganz am Vergnügen hängt, oder nur auf Gewinn erpicht ist, hören nie etwas von den edlen Handlungen der stillen Arbeitsamkeit und Menschenliebe. Sie würden es für ein Stadtmährchen halten, wenn man ihnen von dem großmüthigen Kaufmann erzählte, welcher vor kurzem einem angesehenen Handelsmann, der sich nicht mehr zu retten wußte, und dessen Fall viele hundert Menschen mit ihm ins Verderben gestürzt haben würde, folgendes Billet zuschickte. Da es, meinem Gefühl nach, mehr Geist und echte Galanterie enthält, als irgend ein Brief von Strephon an Phyllis, den ich je gelesen habe, so rücke ich es hier ganz in dem ehrlichen kaufmännischen Styl ein, worin es ursprünglich geschrieben ward.

S. T. Hochgeehrtester Herr,

„Da ich von den unglücklichen Zufällen, welche Dieselben dermahlen in so große Noth setzen, gehört, und wohl weiß, daß Sie ein braver, gutthätiger, arbeitsamer und rechtschaffener Mann sind; so

so habe beschlossen, Ihnen beyzustehen. Nur gutes Muths, lieber Herr! Ueberbringer dieses wird 5000 Pfund an Sie abliefern, und hat Ordre, Ihnen noch einmahl diese Summe auf meine Rechnung auszuzahlen. Dieß wenige schicke vorerst in Eile, aus Furcht, daß ich mit meiner Beyhülfe zu spät kommen möchte; aber Sie können sich bey mir auf die Summe von 50000 Pfund Rechnung machen; denn mit Vergnügen will ich Gefahr laufen, so viel weniger reich zu seyn, als ich jetzt bin, um einen braven Mann zu retten, den ich hochschätze. Verbleibe stets

S. T. Dero

ergebenster Freund und Diener,

W. P.

Wo ich nicht irre, erwähnt Montagne irgendwo eines Familienbuchs, worin alle Begebenheiten, die sich von einer Generation zur andern in dem Hause zutrugen, aufgezeichnet wurden. Hielten die Familien, welche bey dieser großmüthigen Handlung interessirt sind, solche Bücher, so möchte es der größten in Europa wohl schwer fallen, in der ihrigen ein Beyspiel von einer besser angewandten, oder mit so gutem Anstande erwiesenen Wohlthat aufzuweisen. Man hat schon

oft

oft gezeigt, wie barbarisch und unmenschlich irgend ein unbilliges Verfahren zum Nachtheil eines Handelsmannes ist; je mehr Abscheu aber eine solche Handlung gegen ihn verdient, desto mehr Lob verdient hülfreiche Güte und Unterstützung dieser Art. Ein Mitglied des Juristenkollegii erzählte mir einmahl von einer Tradition ihres Hauses, wo man vormahls die Gewohnheit hatte, auf eine gewisse Zeit einen König zu wählen, und ihn, auf Kosten der ganzen Gesellschaft, mit Gelde zu seinen Ausgaben zu versehen. Einer unsrer Könige, sagte mein Freund, trieb seine königliche Neigung ein wenig zu weit, und es ward daher ein Ausschuß angeordnet, welcher die Verwaltung seiner Schatzkammer untersuchen mußte. Unter andern fand sich, daß Seine Majestät, als sie einmahl inkognito in dem Klostergange herumging, ein Paar arme Leute behorcht hatte, von denen der eine zu dem andern sagte: die und die kleine Summe würde mich zum glücklichsten Menschen in der Welt machen. Der König erkundigte sich, aus königlichem Mitleiden, ins geheim nach seinem Charakter, und da er fand, daß er ein würdiger Gegenstand der Mildthätigkeit sey, schickte er ihm das Geld. Als der Ausschuß den Bericht verlas, genehmigte das Haus seine Rechnungen sogleich, ohne weitere Unter-

tersuchung, mit einem lauten Plaudite, so bald es folgenden Artikel in derselben hörte:

	Rthl.	Gr.	Pf.
Einen Menschen glücklich zu machen : : :	60	—	—

T.

Hundert neun und funfzigstes Stück.
(249)

Ueber das Lachen und das Lächerliche.

Γελως ακαιρος εν βροτοις δεινον κακον.

FRAGM. VET. POET.

So oft ich eine Materie wähle, die von andern noch nicht abgehandelt worden, werfe ich meine Gedanken darüber ohne Ordnung oder Methode aufs Papier, so daß sie mehr das Ansehen eines freyen ungekünstelten Versuchs, als einer regelmäßigen Abhandlung haben. Auf diese Art werde ich heute das Lachen und das Lächerliche betrachten.

Der

Der Mensch ist das lustigste Geschöpf in der ganzen Welt; alle andre, die über oder unter ihm stehen, sind ernsthaft. Er sieht die Dinge in einem ganz verschiednen Lichte, als andre Wesen, und wird durch Gegenstände zur Lustigkeit gereitzt, die in höheren Naturen vielleicht Mitleiden oder Mißfallen erregen. Das Lachen ist in der That ein sehr gutes Gegengift gegen die Milzsucht; und es scheint nicht mehr als billig, daß wir fähig sind, Freude aus Dingen zu schöpfen, die kein wahres Gut für uns sind, da wir Gram und Schmerz über Dinge empfinden können, die keine wirklichen Uebel sind.

Ich habe, in einem der vorigen Blätter, meine Betrachtungen über den Begriff eines neuern Philosophen angestellt, welcher behauptet, der erste Bewegungsgrund zum Lachen sey eine geheime Vergleichung, die wir zwischen uns selbst und der Person, über die wir lachen, anstellen; oder, in andern Worten, das Vergnügen, welches uns die Einbildung von irgend einem Vorzuge unsrer selbst gewährt, wenn wir die Ungereimtheiten eines andern sehen, oder uns an unsre eignen vergangenen Ungereimtheiten erinnern. Dieß scheint in den meisten Fällen zuzutreffen, und wir werden bemerken, daß

die eitelsten Menschen mit der Sucht zu lachen am stärksten behaftet sind.

Ich habe einmahl eine Predigt eines Ordensbruders der Römischen Kirche gelesen, über die Worte des weisen Königs: Ich sprach zum Lachen, du bist toll; und zur Freude, was machst du? woraus er den Schluß machte, und als einen Glaubensartikel festsetzte, daß Lachen eine Wirkung der Erbsünde sey, und daß Adam vor dem Fall nicht habe lachen können.

Das Gelächter, so lange es dauert, erschlafft und entnervt die Seele, schwächet die Fähigkeiten, und verbreitet eine Art von Kraftlosigkeit und Trägheit über alle Kräfte des Geistes; und in so fern läßt sichs als eine Schwäche in der Komposition der menschlichen Natur betrachten. Bedenken wir aber die häufigen Erleichterungen, die es uns verschafft, und wie oft es die trüben Wolken, welche so gern die Seele niederdrücken und unsre Lebensgeister dämpfen, durch vorübergehende unerwartete Schimmer von Freude zerstreut, so möchte man wohl eben nicht wünschen, für ein so großes Vergnügen des Lebens zu weise zu werden.

Das Talent, Andre lächerlich zu machen, und die, mit welchen man umgeht, dem Gespött auszusetzen, ist eine Eigenschaft kleiner unedler

Gemü=

Gemüther. Ein junger Mensch, der mit dieser Neigung behaftet ist, wird sich nie große Vollkommenheiten erwerben. Jeder hat seine Mängel und Schwächen; ja, die größten Flecken findet man oft an den glänzendsten Charaktern: was kann aber wohl ungereimter seyn, als alle schätzbaren Seiten eines Mannes zu übersehen, und unsre Aufmerksamkeit bloß auf seine Gebrechen zu heften? mehr seine Unvollkommenheiten zu bemerken, als seine Tugenden? und sich also seiner mehr zum Spiel andrer, als zu unsrer eignen Besserung zu bedienen?

Wir finden daher oft, daß die größten Meister in der Kunst lächerlich zu machen diejenigen sind, welche zwar an andern mit großem Scharfsinn Fehler zu finden wissen, von sich selbst aber nichts Vortreffliches zu bemerken geben. So wie es manchen großen Kunstrichter gibt, der selbst nie eine erträgliche Zeile schrieb, so gibt es auch manchen bewundernswürdigen Spötter, dem kein noch so kleiner Flecken an einem andern entwischt, ohne daß man an ihm selbst je die geringste Schönheit wahrnimmt. Hierdurch erwerben sich diese elenden kleinen Witzlinge oft großen Ruhm bey gemeinen Seelen, und erheben sich über Leute von unendlich würdigerm Charakter.

Bediente man sich der Gabe des Spottes, die Menschen aus ihren Lastern und Thorheiten hinauszulachen, so möchte sie wohl von einigem Nutzen für die Welt seyn; statt dessen aber finden wir, daß sie gemeiniglich gebraucht wird, die Menschen aus Tugend und gesunder Vernunft hinauszulachen, indem man alles, was ernsthaft und ehrwürdig, anständig und löblich im menschlichen Leben ist, angreift.

Wir finden, daß in den ersten Zeiten der Welt, da die großen Seelen und Meisterstücke der menschlichen Natur hervorgebracht wurden, die Menschen durch eine edle Simplicität des Betragens glänzten, und nichts von den kleinen Verzierungen wußten, die in unserm jetzigen Umgange so sehr Mode sind. Und sehr merkwürdig ist es, daß, ob wir gleich jetzt den Alten in der Dichtkunst, der Mahlerey, der Beredtsamkeit, der Geschichte, der Architektur, und allen den edlen Künsten und Wissenschaften, die mehr vom Genie, als von der Erfahrung abhangen, weit nachstehen, wir sie doch eben so weit in drolliger Laune, im Burlesken, in der Knitteldichterey, und allen den nichtsbedeutenden Künsten des Lacherlichen übertreffen. Bey den Neuern finden wir mehr Spott-

geist

geist und Laune, bey den Alten aber mehr gesunde Vernunft.

Die beiden Hauptzweige des Lächerlichen in Schriften sind die Komödie und das Burleske. Die erste macht ihre Personen lächerlich, indem sie dieselben in ihrem wahren Charakter darstellt; das andre aber, indem es sie in einer ganz andern, als ihrer wahren Gestalt, schildert. Das Burleske ist daher von zweyerley Art; die erstere staffirt geringe Personen als Helden aus, die andre läßt große Personen als Leute vom gemeinsten Pöbel reden und handeln. Don Quixotte ist ein Beyspiel von der ersten, und Lucians Götter sind es von der zweyten Art. Die Kunstrichter streiten darüber, ob burleske Gedichte sich besser in heroischen Versen, wie Garths Dispensar, oder in Knittelversen, wie Hudibras, ausnehmen. Mich dünkt, wo ein niedriger Charakter gehoben werden soll, schickt sich der heroische Vers am besten; soll aber ein Held herabgewürdigt und erniedrigt werden, so geschieht es am besten in Knittelreimen.

Wäre Hudibras mit eben so viel Witz und Laune in heroischen Versen geschrieben, als jetzt in Knittelversen, so würde er eine weit angenehmere Figur machen, als er jetzt thut; wiewohl die meisten Leser sich in die Doppelreime so sehr ver-

liebt haben, daß ich nicht hoffen kann, viele zu finden, die hierin meiner Meinung seyn werden.

Ich schließe diesen Versuch über das Lachen mit der Bemerkung, daß die Metapher, nach welcher man grünende Gefilde und Wiesen, oder Bäume, die in ihrer Blüthe prangen, lachend nennt, sich in allen Sprachen befindet; welches ich von keiner einzigen andern Metapher bemerkt habe, die vom Feuer und Brennen, wenn es von der Liebe gesagt wird, ausgenommen. Dieß beweist, daß wir von Natur das Lachen als etwas, das an sich schön und liebenswürdig ist, betrachten. Aus diesem Grunde führt auch Venus den Zunahmen φιλομειδης, die lachenliebende Schöne, wie Waller es übersetzt, und wird vom Horaz als die Göttinn vorgestellt, die sich am Lachen ergetze. Milton gibt uns, in einer fröhlichen Versammlung eingebildeter Personen, ein sehr poetisches Bild vom Lachen. Die ganze lustige Gesellschaft ist so schön geschildert, daß ich mich nicht enthalten kann, die Stelle der Länge nach herzusetzen.

Du aber, Göttinn, schön und frey,
Euphrosyne genannt im Himmel,
Und bey den Menschenkindern Freude,
Du, von der holden Cypria,

Mit

Mit beiden Schwestergrazien,
Dem frohen Gott zugleich geboren,
Der sich mit Weinbeerlaub umkränzt!
O Nymphe! komm, und bringe mit Dir
Die jugendliche Lustigkeit,
Muthwillen, Nicken, Winken, Spötteln,
Den Scherz, den Trotz, und jenes Lächeln,
Das gern an Hebens Wangen hängt,
Und in den glatten Grübchen herbergt;
Auch Kurzweil, die den Gram verhöhnt,
Die Sorg' entrunzelt, und ein Lachen,
Das seine beiden Seiten hält.
Komm, auf der leichten Füße Spitzen
Phantastisch hüpfend, wie Du pflegst;
Führ' an der Rechten uns die wackre
Bergnymphe zu, die süße Freyheit;
Und ehrt' ich jemahls Dich, o Göttinn!
So nimm auch mich in Deinen Chor,
Mit ihr zu leben und mit Dir,
Frey und in unbescholtnen Freuden.

C.

Hundert sechzigstes Stück. (253)

Vom Dichterneide, und vom musikalischen Ausdruck in der Poesie; bey Gelegenheit des Popischen Versuchs über die Kritik.

Indignor quicquam reprehendi, non quia crasse
Compositum, illepideve putetur, sed quia nuper.
Hor.

Nichts zeugt mehr von einer großen Seele, als Abscheu vor Neid und Verkleinerungssucht, einer Leidenschaft, die unter schlechten Dichtern herrschender ist, als unter irgend einer andern Klasse von Menschen.

Da kein Volk auf Erden ruhmbegieriger ist, als die Dichter, so darf man sich gar nicht wundern, daß diejenigen, denen die Musen nicht hold sind, die Werke ihrer Lieblinge herabzuwürdigen suchen. Denn da sie sich nicht zu dem Ruhm ihrer Mitbürger auf dem Parnaß emporschwingen können, so müssen sie ihn nothwendig bis in ihren Flugraum herabzuziehen suchen, wenn man nicht sehen soll, wie weit sie hinter ihnen zurückbleiben.

Die

Die größten Köpfe, die je ein Zeitalter hervorbrachte, haben unter einander in so gutem Vernehmen gelebt, und einander so edelmüthig gepriesen, daß jeder noch einen Zuwachs von Glanz durch seine Zeitgenossen empfängt, und eines größeren Ruhms genießt, weil er mit Männern von so außerordentlichem Genie zugleich gelebt hat, als wenn er selbst das einzige Wunder seiner Zeiten gewesen wäre. Ich darf dem Leser nicht erst sagen, daß ich hier Augusts Zeitalter in Gedanken habe, und gewiß wird er mir darin Recht geben, daß weder Virgil noch Horaz so großen Ruhm erlangt haben würden, wären sie nicht einer des andern Freund und Bewunderer gewesen. In der That, alle die großen Schriftsteller dieses Zeitalters, die wir einzeln so sehr hochachten, treten einer für den andern als Bürgen seines Ruhms auf. Zugleich aber wissen wir, daß, wenn Virgil durch einen Gallus, Propertius, Horaz, Varius, Tukka und Ovid gepriesen wurde, ein Bavius und Mävius seine erklärten Feinde und Verläumder waren.

In unserm Vaterlande tritt selten jemand als Dichter auf, ohne zugleich den Ruf aller seiner Kunstverwandten anzugreifen. Die Unwissenheit der Neuern, die Skribler unsrer Zeit, der Ver-

fall der Dichtkunst, sind die hämischen Klagen, womit er sich der Welt ankündigt. Wie viel edler aber ist der Ruhm, der sich auf Redlichkeit und Gutmüthigkeit gründet, worüber Denham, in seinem Gedicht auf Fletchers Werke, sich so schön ausdrückt!

Wohin gerath' ich? Nein! ich baue dir
Aus Andrer Schimpfe nicht Trophäen auf.
Dein Ruhm ist nicht auf mindrer Dichter Fall
Gegründet. Du bedarfst des Frevelstücks
Der morgenländischen Tyrannen nicht,
Die, sich den Thron zu sichern, Brüder, Söhn'
Und Anverwandte niederhauen. — —

Es thut mir leid, daß ein Schriftsteller, der mit Recht für einen der besten Richter gehalten wird, sich einige Züge dieser Art in einem sehr schönen Gedichte hat entwischen lassen; ich meine den Versuch über die Kritik, welcher vor einigen Monathen erschien, und ein Meisterstück seiner Art ist. Die Bemerkungen in demselben folgen auf einander, wie in Horazens Dichtkunst, ohne die methodische Regelmäßigkeit, die ein prosaischer Schriftsteller hätte beobachten müssen. Sie sind zum Theil ungewöhnlich, aber mit einer solchen Eleganz und Klarheit vorgetragen, daß der

Leser

Leser ihnen seinen Beyfall nicht versagen kann. Die bereits bekannten und allgemein angenommenen Grundsätze aber sind in ein so reizendes Licht gesetzt, und durch so treffende Anspielungen erläutert, daß sie allen Reiz der Neuheit haben, und den Leser, der sie schon vorher wußte, noch mehr von ihrer Wahrheit und Gründlichkeit überzeugen. Und hier erlaube man mir anzuführen, was Boileau in der Vorrede seiner Werke so schön ausgeführt hat, daß Witz und die Kunst schön zu schreiben nicht so sehr darin bestehen, daß man etwas Neues sage, als darin, daß man bekannten Dingen eine angenehme Wendung zu geben wisse. Für uns, die wir in den späteren Zeitaltern der Welt leben, ist es unmöglich, über die Kritik, die Moral, oder irgend eine andre Kunst oder Wissenschaft, Bemerkungen zu machen, die nicht schon von Andern berührt worden. Fast nichts bleibt uns weiter übrig, als das, was schon Jedermann weiß, in einem stärkern, schönern oder ungewöhnlichern Lichte darzustellen. Untersucht man Horazens Dichtkunst, so wird man nur sehr wenig Lehren in derselben finden, die man nicht schon im Aristoteles fände, und die nicht allen Dichtern in Augusts Zeitalter bekannt gewesen wären. Seine Art sie auszudrücken und anzuwenden, nicht

seine

seine Erfindung derselben ist es, was vornehmlich unsre Bewundrung verdient.

Aus diesem Grunde ist denn, meines Erachtens, nichts in der Welt so langweilig, als die Werke derjenigen Kunstrichter, die in einem positiven dogmatischen Ton, ohne Schönheit der Sprache, ohne Genie oder Imagination schreiben. Will der Leser wissen, wie die besten Kunstrichter der Römer geschrieben haben, so wird er in dem Versuch, von dem ich jezt rede, ihre Manier, in den Charaktern des Horaz, Petron, Quintilian und Longin, sehr treffend und schön geschildert finden.

Da ich des Longin erwähnt habe, in dessen Betrachtungen eine fast eben so große Erhabenheit herrscht, als in den verschiednen Stellen, die ihn dazu veranlaßten, so kann ich nicht umhin zu bemerken, daß auch unser Verfasser, auf dieselbe Weise, von verschiednen seiner Vorschriften, durch diese Vorschriften selbst, Beyspiele gibt. Man erlaube mir, zwey oder drey derselben anzuführen. Da, wo er von den geschmacklosen fließenden Versen redet, in die sich gewisse Leser so sehr verliebt haben, hat er folgende Verse:

Der fodert nichts, als gleicher Sylben Maß,
Obschon der Gähnlaut unsre Ohren quält,

Obschon

Obschon manch Flickwort seinen Vers nur füllt,
Der oft zehn Wort' uns gibt und kein Gran Witz.

Die gähnenden Selbstlauter in der zweyten Zeile, das Flickwort nur in der dritten, und die zehn einsylbigen Wörter in der vierten, geben dieser Stelle eine Schönheit, die man in einem alten Dichter sehr bewundert haben würde. Gleiche Schönheiten wird der Leser in folgenden Zeilen bemerken:

Das Lied beschleußt ein unnütz langer Vers,
Der, wunden Schlangen gleich, den trägen Rumpf hinschleppt.

Und nachher:

Vermiedne Rauhigkeit ist nicht genug;
Der Ton sey des Gedankens Widerhall.
Weich sey der Laut, wenn linde Weste wehn,
In sanften Sylben wall' ein sanfter Bach;
Doch wenn die Fluth empört ihr Ufer peitscht,
Dann brause gleich dem Sturm der rauhe Vers.
Wenn Ajax strebt des schweren Gränzsteins Last
Zu schwingen, streb' arbeitend jedes Wort.
Nicht so, wenn durch die Flur auf ungebognem Halm
Die schnelle Kamilla fliegt, und über die Wellen hüpft.

Die beiden schönen Verse vom Ajax in dieser Stelle erinnern mich an eine Beschreibung in Homers Odyssee, deren noch kein Kritiker gedacht hat. Ich meine die, wo Sisyphus geschildert wird, wie er seinen Stein den Berg hinaufwälzt, der nicht so bald den Gipfel erreicht hat, da er auf einmahl wieder auf den Boden herabstürzt. Diese zwiefache Bewegung ist durch den Klang der Verse ganz bewunderswürdig ausgedrückt; anfangs wird er durch verschiedne Spondäen, mit gehörigen Ruheplätzen vermischt, hinaufgewälzt, und rollt endlich in einem Hexameter von lauter Daktylen wieder herab.

Και μην Σισυφον εισειδον, κρατερ᾽ αλγε᾽ εχοντα,
Λααν βασταζοντα πελωριον αμφοτερησιν
Ητοι ὁ μεν σκηριπτομενος χερσιν τε ποσιντε,
Λααν ανω ωθεσκε ποτι λοφον· αλλ᾽ ὁτε μελλοι
Ακρον ὑπερβαλεειν, τοτ᾽ αποστρεψασκε κραταιΐς,
Αυτις επειτα πεδονδε κυλινδετο λαας αναιδης.

ΟΔΥΣΣ.

Auch den Sisyphus sah ich begriffen in peinlicher Arbeit
Einen ungeheuren Stein fortschleppen aus Leibes Kräften: er wälzte mit angestämmten Händen und Füßen

Ihn

Ihn zum Gipfel aufwärts: aber so bald er die Spitze
Zu gewinnen begann, trieb eine höhere Macht ihn
Wieder zurück, und mit Ungestüm rollte der Felsen hinunter.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich auch aus dem Virgil Verse anführen wollte, die diese besondre Art von Schönheit des Numerus besitzen; vielleicht aber nehme ich mir künftig einmahl Gelegenheit, verschiedne solcher Stellen auszuzeichnen, die der Bemerkung Andrer entgangen sind.

Ich kann dieß Blatt nicht schließen, ohne zu berühren, daß wir drey Gedichte in unsrer Sprache besitzen, die von gleicher Gattung, und alle drey Meisterstücke in ihrer Art sind: ich meine den Versuch über poetische Uebersetzungen, den Versuch über die Dichtkunst, und diesen Versuch über die Kritik.

C.

Hun-

Hundert ein und sechzigstes Stück.
(254)

Zwey Briefe, das eheliche Leben betreffend.

Σεμνος ερως αρετης, ὁ δε κυπριδος αχος οφελλει.

Wenn ich an die falschen, verkehrten Einbildungen gedenke, von denen die meisten Menschen sich jetzt beherrschen lassen, so macht keine von allen mir mehr Kummer, als ein gewisser Leichtsinn, der vielen jungen Damen von Stande eigen ist, und der nicht nur ihre Ehre in Gefahr setzt, sondern sie auch auf Lebenslang unglücklich machen muß. Der erste der beiden folgenden Briefe wird den Fehler, worauf ich jetzt ziele, am besten vorstellen, so wie die Antwort die Denkungsart des entgegengesetzten Charakters zeigt.

„Meine liebe Henriette,

„Wenn Du noch Dieselbe bist, doch ach! wie gefallen, wie verändert! welch eine Abtrünnige! wie verloren für alle Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens! Verheurathet seyn, ist, wie ich sehe,

sehe, nichts anders, als lebendig begraben seyn. Ich kann es mir nicht schrecklicher vorstellen in ein Begräbniß eingesperrt zu werden, um da mit den Schatten meiner Vorfahren umzugehen, als mich nach einem alten Familiensitz auf dem Lande schleppen zu lassen, und da auf den Umgang eines nüchternen und züchtigen Ehemannes und eines tölpischen Kammermädchens eingeschränkt zu seyn. Zur Abwechselung unterhältst Du Dich vermuthlich mit Madam in der Kalmankenen Kontusche, die Frau Pastorinn meine ich, die Dich ohne Zweifel jetzt mit Recepten zu Salben und Pflastern, Syrupen und Magentropfen, Herzpülverchen und Kräuterküßchen versorgt haben wird."

„Selige Einsamkeit! Viel Glück, mein Kind, zu Deinem geliebten stillen ruhigen Leben, von dem Du mich gern überreden möchtest, daß es sehr angenehm, und von dem, was ich hier beschrieben habe, sehr verschieden sey! Aber, mein Schatz, ich fürchte, Romanen und Ritterbücher haben Dir den Kopf ein wenig verrückt. Nach einem sechsmonathlichen Ehestande noch von Liebe zu schwatzen und die Scenen des Landlebens so reitzend zu schildern, das ist doch wirklich ein bißchen toll. Man sollte denken, Ihr führtet das Leben der

 Berg-

Berg- und Waldgötter, oder schwärmtet in den Spaziergängen des Paradieses herum, wie Adam und Eva im Stande der Unschuld. — Aber im Ernst! laß die albernen Grillen, und komm in die Stadt, und lebe und sprich, wie andre Menschenkinder. Indessen, da mir Dein guter Nahme sehr am Herzen liegt, so möchte ich Dir gern einen kleinen guten Rath geben, wie Du Dich bey Deiner ersten Erscheinung in dem Charakter eines verheuratheten Frauenzimmers zu betragen hast. Es ist vielleicht ein wenig unverschämt von mir, einer Matrone rathen zu wollen; allein ich bin so bange Dich als eine zärtliche Frau eine alberne Figur machen zu sehen, daß ich mich nicht enthalten kann, Dich zu warnen, daß Du Dich ja nicht an öffentlichen Orten mit Deinem Manne sehen lassest, und ja nicht im St. James-Park mit ihm herumschlenderst. Solltet Ihr es wagen, Euch einmahl in der großen Allee im Hidepark zusammen blicken zu lassen, so wäre es auf immer um Eure Ehre geschehen; auch dürft Ihr in der Komödie oder Oper nicht die geringste Notiz von einander nehmen, wofern Ihr nicht als ein verliebtes, unter dem Joch des Ehestandes sehr glücklich zusammengespanntes Pärchen ausgelacht seyn wollt. Zur Nachahmung empfehle ich Dir das Bey-

spiel

spiel einer unsrer Bekannten; sie ist das flatterhafteste und neumodigste Weib von der Welt; fast nie sieht man sie da, wo ihr Mann ist, und treffen sie einmahl von ungefähr zusammen, so sollte man glauben, sie hätten sich in ihrem Leben nicht gesehen. Noch nie hörte man sie in seiner Abwesenheit seinen Nahmen nennen, und sie hütet sich aufs sorgfältigste, daß er nie der Gegenstand eines Gesprächs wird, an dem sie Theil hat. Ich hoffe, Du wirst Dir diese Dame zum Muster nehmen; wiewohl ich fast besorge, Du werdest so einfältig seyn, die Portia, und andre Sabinische und Römische Weiber für glänzendere Beyspiele zu halten. Nur komme es Dir nie in den Kopf, daß du Deine Nachahmung dieser veralteten Geschöpfe so weit treibest, Dich öffentlich in der Kleidung sowohl, als in der Miene einer Römischen Matrone sehen zu lassen. Du bist bereits der einzige Gegenstand des Gesprächs an Madam **Modisch** Theetische; sie sagt, sie habe Dich immer für ein sehr weises Frauenzimmer, und für geschickt gehalten, mit bewundernswürdiger Klugheit eine Haushaltung zu führen; sie kanns vor Ungeduld kaum abwarten, zu sehen, was für steife ernsthafte Airs der Ehestand Dir gegeben hat; aber nie, sagt sie, werde sie es Dir verzeihen, daß Du einen so galanten Herrn, als

Herr Bellamour ist, gewählt hast, um weiter nichts, als einen züchtigen und sittsamen Ehemann aus ihm zu machen. Es war auch wahrhaftig unverzeihlich! Du siehst, meine Liebe, wir alle beneiden Deine Glückseligkeit, niemand aber mehr, als

Deine

Lydia.

Antwort.

„Seyn Sie nur unbesorgt, Mademoiselle, wegen der Figur, die ich bey meiner Erscheinung in der Stadt machen werde! ich werde eben so wenig an öffentliche Orte kommen, als irgendwo einen Besuch abstatten, wo der Charakter einer sittsamen Frau lächerlich ist. Was Ihre wilden Spöttereyen über den Ehestand betrifft, so ist das nichts als Heucheley. Sie sowohl, als alle die hübschen Kinder von Ihrer Bekanntschaft, zeigen sich in keiner andern Absicht, als um irgend einen würdigen Mann zu erobern, und ihn dann in den Besitz Ihrer Reize und Ihres Vermögens zu setzen. Es ist nichts Unanständiges in diesem Geständniß; die Absicht ist ganz ehrbar und löblich, und alle Ihre Affektation ist nicht vermögend, sie zu verstecken.“

„Ich bin verheurathet, und habe jetzt keine andre Sorge, als dem Manne zu gefallen, den

ich

ich liebe. Er ist der Zweck alles meines Bestrebens; kleide ich mich an, so ists für ihn; lese ich ein Gedicht oder eine Komödie, so ists, um ihn desto besser nach seinem Geschmack unterhalten zu können; ja, er ist beynahe der einzige Gegenstand meiner Andachten, denn die Hälfte meiner Gebethe ist, daß es ihm wohl gehen möge. Ich rede gern von ihm, und höre nie ohne Freude und Bewegung seinen Nahmen nennen."

„Ich bin Ihre Freundinn, und wünsche, daß es Ihnen recht wohl gehe; wie sehr betrübt es mich aber, aus dem Air, welches Sie sich in Ihrem Briefe geben, zu sehen, daß Sie zu einer Klasse von Frauenzimmern gehören, die an dem abgedroschenen Gespött über alles, was züchtig, sittsam und anständig ist, Vergnügen finden. Der Ehestand und die Geistlichen sind Gegenstände, worüber nur Leute von armseligem Witz und blödem Verstande sich lustig machen. — Ich gestehe es Ihnen gern, daß ich von unsrer Pastorinn alles das gelernt habe, was Ihnen so lächerlich scheint; sie ist eine vernünftige, kluge, angenehme und fromme Frau; ich wünschte nur, daß Sie und Madam Modisch unter ihrer Zucht stünden; sie würde Sie, wenn Sie es ihr zu arg

machten, bald so reizend machen, als Sie nie gewesen sind, das heißt, sie würde Sie so erröthen lehren, als ob Sie nie in der feinen Welt gelebt hätten. Der Pfarrer ist so gut, daß er meinen Mann oft besucht, und seine angenehmen und lehrreichen Gespräche haben ihm viel heitre stillglückliche Stunden verschafft, selbst wenn ich nicht bey ihm bin, und er sich bloß mit seinen eignen Gedanken unterhält. Diese Dinge, meine liebe Freundinn, werden mir noch dann Befriedigung und Freude gewähren, wenn die feinen Frauenzimmer, sammt den Gecken, nach denen sie sich bilden, unwiederbringlich lächerlich sind, lächerlich im Alter!

Ich bin Ihre ꝛc.

Maria Heim.

T.

Hundert zwey und sechzigstes Stück.
(255)

Ueber die Ehrbegierde.

Laudis amore tumes? sunt certa piacula, quae te
Ter pure lecto poterunt recreare libello.
HOR.

Die Seele, von ihren Leidenschaften abgesondert betrachtet, ist träger und verdrossener Natur, langsam in ihren Entschließungen, und matt in der Ausführung derselben. Der Nutzen der Leidenschaften ist also, daß sie dieselbe aufregen und in Thätigkeit setzen, daß sie den Verstand wecken, den Willen verstärken, und den ganzen Menschen munterer, aufmerksamer und betriebsamer zu Erreichung seiner Absichten machen. Wie dieß der Zweck der Leidenschaften überhaupt ist, so ist er es vornehmlich der Ehrbegierde, welche die Seele zu solchen Handlungen spornt, die dem, der sie verrichtet, Ansehen und Ruhm erwerben. Gehen wir aber in unsern Betrachtungen etwas höher

hinauf, so werden wir noch fernere Zwecke entdecken, warum die Vorsehung diese Leidenschaft den Menschen eingepflanzt hat.

Es war nothwendig für die Welt, daß Künste erfunden und verbessert, Bücher geschrieben und der Nachwelt überliefert, Nationen besiegt und civilisirt würden. Da nun aber die eigentlichen und echten Bewegungsgründe zu diesen und andern dergleichen großen Handlungen nur auf tugendhafte Seelen wirken konnten, so würde die Welt wenig weiter kommen, wenn es nicht irgend ein allgemeines Principium der Handlungen gäbe, welches auf alle Menschen ohne Ausnahme wirkte. Ein solches Principium ist die Ehrbegierde, welche nicht leidet, daß große Gaben müßig und für die Welt ungenutzt bleiben; welche manchen lasterhaften Menschen, so zu sagen, überlistet, und ihn, gegen seine natürlichen Neigungen, auf eine löbliche und rühmliche Laufbahn hinreißt. Denn wir finden ferner, daß Menschen von den größten Fähigkeiten immer am meisten von Ehrbegierde entflammt sind, und hingegen niedrige und kleine Seelen am wenigsten von derselben getrieben werden; es sey nun, daß das Gefühl eines solchen Menschen von seiner eignen Unfähigkeit ihn daran verzweifeln läßt, daß er sich je zum Ruhm emporschwingen könne, oder daß

der Umfang seiner Gedanken zu klein ist, um auf irgend ein Gut hinauszuschauen, welches nicht unmittelbar auf seinen Vortheil oder seine Bequemlichkeit Beziehung hat, oder daß die Vorsehung, in der ursprünglichen Bildung seiner Seele, ihn keiner Leidenschaft unterwerfen wollen, die für die Welt unnütz, und für ihn selbst eine Qual gewesen seyn würde.

Wäre diese Begierde nach Ehre nicht sehr stark, so würde die Schwierigkeit, sie zu erlangen, und die Gefahr, sie nach der Erlangung wieder zu verlieren, hinreichend seyn, uns von einem so eiteln Bestreben abzuschrecken.

Wie wenig Menschen gibt es, welche mit hinreichenden Fähigkeiten versehen sind, ihre Handlungen der Bewunderung der Welt zu empfehlen, und sich vor den übrigen Sterblichen auszuzeichnen! Die Vorsehung macht uns meistentheils einander gleich, und beobachtet eine Art von Proportion in der Austheilung ihrer Gaben. Macht sie uns in dem einen Stück vollkommen, so läßt sie uns gemeiniglich mangelhaft in einem andern, und scheint mehr darauf bedacht zu seyn, daß keiner in seinen Eigenschaften zurückbleibe und zu kurz komme, als daß irgend einer sich besonders hervorthue und andre verdunkle.

Und selbst unter denen, welche von der Natur am reichlichsten begabt, und durch ihren eignen Fleiß am meisten ausgebildet sind, wie viele gibt es ihrer, deren Tugenden nicht durch die Unwissenheit, die Vorurtheile oder den Neid derer, die sie sehen, verdunkelt werden? Einige können zwischen einer edlen und niedrigen Handlung keinen Unterschied machen. Andre schreiben sie gern falschen Zwecken oder Absichten zu; und noch andre suchen sie mit Fleiß zu verdrehen und verkehrt auszulegen.

Was aber dieser Betrachtung noch mehr Gewicht gibt, ist, daß diejenigen gemeiniglich am unglücklichsten in ihrer Begierde nach Ehre sind, die gerade am eifrigsten nach derselben ringen. Sallust macht die Bemerkung über den Kato, daß er um desto mehr Ehre erworben, je weniger er sie gesucht habe.

Die Menschen finden ein bösartiges Vergnügen daran, unsern Neigungen zuwider zu seyn, und uns das zu vereiteln, woran unser Herz am stärksten hängt. Haben sie daher die eifrige Begierde nach Ruhm bey dem Ehrgeitzigen gemerkt (und kein Charakter verräth sich so leicht, als dieser), so werden sie alsbald karg und zurückhaltend mit ihren Beyfallsbezeugungen; sie benei-

den

den ihm das Vergnügen, sich gepriesen zu wissen, und betrachten ihre Lobsprüche mehr wie eine Gefälligkeit, die sie seiner Person erweisen, als wie einen Tribut, den sie seinen Verdiensten zollen. Andre, die von dieser natürlichen Verkehrtheit des Gemüths frey sind, werden doch behutsam in ihren Lobsprüchen gegen den, der einen zu großen Werth auf dieselben setzt, aus Furcht, daß sie ihn in seiner eignen Einbildung zu hoch empor heben, und folglich ihn noch weiter von sich selbst entfernen würden.

Noch mehr, diese übermäßige Ruhmbegierde verleitet den Ehrgeitzigen natürlicher Weise zu solchen Unanständigkeiten, die seine Ehre verkleinern müssen. Immer ist er besorgt, er möchte irgend eine seiner Handlungen unbemerkt wegwerfen, seine Verdienste möchten vor dem Auge der Welt verborgen bleiben, oder durch die Berichte andrer von derselben einigen Nachtheil erleiden. Dieß treibt ihn oft zu leeren Prahlereyen und Großsprechereyen von sich selbst, und verführt ihn zu eiteln fantastischen Erzählungen seiner eigenen Thaten. Seine Reden lenken sich gemeiniglich immer auf Eine Seite, und, was auch immer ihr Gegenstand seyn mag, zwecken sie doch immer verdeckter Weise darauf ab, entweder andre zu verklei-

kleinern, oder sich selbst zu erheben. Eitelkeit ist die natürliche Schwachheit eines Ehrgeitzigen, die ihn dem geheimen Spott und Gelächter derer aussetzt, mit denen er umgeht, und die den Charakter zernichtet, den er dadurch so emsig zu befestigen sucht. Denn sind seine Handlungen auch noch so rühmlich, so verlieren sie doch allen ihren Glanz, wenn sie von seiner eignen Hand so umständlich aus einander gesetzt und zur Schau aufgestellt werden; und da die Welt immer geneigter ist, Fehler zu finden, als zu loben, so wird das Eigenlob vermuthlich noch getadelt werden, wenn die Handlung, die es veranlaßte, schon vergessen ist.

Ueberdem wird schon eben diese Ruhmbegierde als etwas Niedriges und Unvollkommnes in dem größten Charakter angesehen. Eine wahre und wesentliche Größe der Seele sieht mit edelmüthiger Geringschätzung auf den Tadel und das Lob der Menge herab, und setzt einen Menschen über das kleine Geräusch und Geschnatter der Zungen hinweg. Dem zu Folge fühlen wir in uns eine geheime Hochachtung und Ehrfurcht für den Charakter eines Mannes, der in einer regelmäßigen und glänzenden Laufbahn von Tugend über uns einherwandelt, ohne sich im gering-

ringsten um unsre gute oder schlechte Meinung von ihm, um unser Lob oder unsern Tadel zu bekümmern: so wie wir Gegentheils, wenn wir den Werth einer Handlung herabsetzen wollen, sie für eine bloße Wirkung der Eitelkeit und Ruhmsucht ihres Urhebers zu erklären pflegen. Und wirklich ist dieses Urtheil, diese allgemeine Meinung der Menschen nicht übel gegründet; denn gewiß zeigt es keine besondre Stärke und Größe der Seele an, wenn wir eines so selbstsüchtigen Bewegungsgrundes zu einer edlen Handlung bedürfen, und etwas aus Ruhmbegierde thun, wozu eine uneigennützige Liebe zu unsern Mitmenschen, oder ein edler Eifer für die Ehre unsers Schöpfers uns nicht zu reitzen vermochte.

So ist also die Ehre ein Ding, das sich schwerlich von allen, am schwersten aber von denen erreichen läßt, die darnach dürsten; da die meisten Menschen so viel Bösartigkeit oder Behutsamkeit besitzen, daß sie die Eitelkeit des Ehrgeitzigen entweder gar nicht befriedigen, oder ihr doch nicht schmeicheln, und da eben dieser Durst nach Ruhm ihn natürlicher Weise zu Unanständigkeiten verleitet, die seiner Ehre nachtheilig sind, ja er

selbst

selbst auch in den größten Charaktern für eine Schwachheit gehalten wird.

Hiernächst geht auch der Ruhm sehr leicht verloren, und ist eben so schwer zu behaupten, als er anfangs zu erlangen war. Doch hierüber im folgenden Stücke.

C.

Hundert drey und sechzigstes Stück.

(256)

Fortsetzung des Vorigen.

Φημη γαρ τε κακη πελεται· κȣφε μεν αειραι
Ρεια μαλ᾽, αργαλεη δε φερειν. —

Hesiod.

Mancherley Leidenschaften und Gemüthsbeschaffenheiten machen uns natürlicher Weise geneigt, das Verdienst desjenigen, der sich in der Achtung der Menschen emporschwingt, niederzudrücken und geringschätzig zu machen. Alle diejenigen, welche mit

mit gleichen Vortheilen in die Welt traten, und einst als seines Gleichen betrachtet wurden, sehen den Ruf seiner Verdienste gewöhnlicher Weise als einen Vorwurf ihres eignen Unverdiensts an, und freuen sich also, wenn sie ihm irgend eine vormahlige schlechte Handlung vorwerfen, oder den Werth der jetzigen verkleinern können, damit er noch immer nicht mehr sey, als sie selbst. Eine ähnliche Betrachtung erregt oft den Neid derer, die vormahls über ihn erhaben waren, indem sie es für eine Schmählerung ihres Verdienstes halten, wenn ein Andrer sie einhohlt und auf der Laufbahn der Ehre hinter sich läßt; und sich daher alle Mühe geben, seinen Ruhm zu unterdrücken, um ihren eignen desto sicherer zu behaupten. Die, welche vormahls seines Gleichen waren, beneiden und verkleinern ihn, weil sie ihn jetzt über sich erhaben sehen; und die, welche einst über ihm waren, weil sie ihn jetzt als ihres Gleichen betrachten.

Noch mehr, ein Mann, dessen außerordentlicher Ruf ihn solchergestalt zur Bemerkung und Beobachtung der Menschen emporhebt, zieht unzählige Augen auf sich, die nun jeden Theil von ihm aufs genaueste untersuchen, ihn aufs sorgfältigste aus allen möglichen Gesichtspunkten betrachten,

ten, und sich nicht wenig freuen, wenn sie ihn in dem schlimmsten und nachtheiligsten Lichte gefaßt haben. Viele finden ein Vergnügen daran, den gemeinen Berichten des Rufs zu widersprechen, und die Schwachheiten eines erhabnen Charakters auszubreiten. Sie verkündigen ihre bösartigen Entdeckungen mit einem geheimen Stolz, und bilden sich etwas darauf ein, daß ihr Urtheil sich von dem gewöhnlichen unterscheidet, daß sie tiefer eingedrungen sind, als Andre, entdeckt haben, was der übrige Theil der Welt übersieht, und Flecken in dem gefunden haben, was alle Menschen bewundern. Es gibt andre, welche die Fehler und Schwachheiten eines großen Mannes mit innerer Zufriedenheit und Selbstgefälligkeit ausposaunen, wenn sie nichts von denselben Fehlern und Schwachheiten an sich selbst finden; denn indem sie die Gebrechen eines Andern aufdecken, suchen sie stillschweigend sich selbst als Personen zu empfehlen, die von solchen Fehlern frey sind, und es kitzelt ihre geheime Eitelkeit nicht wenig, sich in gewissen Stücken über einen Mann von so hohen und gepriesenen Verdiensten erhaben zu sehen. Ja, es geschieht sehr oft, daß gerade diejenigen am emsigsten sind, die Flecken eines außerordentlichen Rufs bekannt zu machen, deren eigner Charakter

rakter demselben Tadel ausgesetzt ist, entweder weil sie ihre eignen Fehler durch das Ansehen eines so erhabnen Beyspiels zu entschuldigen hoffen, oder weil sie eine eingebildete Ehre darin suchen, einer so berühmten Person, wenn gleich nur in den tadelswerthen Theilen seines Charakters, ähnlich zu seyn. Fehlt es aber auch an allen diesen geheimen Triebfedern der Verläumdung, so ist es oft bloß die Eitelkeit, seinen Witz zu zeigen, was einen Menschen reizt, einen berühmten Nahmen anzugreifen, und ihn dem Gelächter seiner Gesellschaft aufzuopfern. Eine Satire oder ein Pasquill auf einen Menschen von gewöhnlichem Schlage, findet nie die gute Aufnahme und den Beyfall, den eine findet, die gegen eine Person gerichtet ist, deren Verdienst sie über Andre emporhebt und ihr eine glänzende Figur unter den Menschen gibt; es sey nun, daß wir glauben, es beweise größere Kunst, einen Mann lächerlich zu machen, dessen Charakter ein so unschicklicher Gegenstand fürs Lächerliche zu seyn scheint, oder daß sich etwas von Rachsucht mit einmischt, die sich freut, denjenigen in seiner Ehre erniedrigt und gewissermaßen in dieselbe Klasse mit uns herabgesetzt zu sehen, welcher sich in der Meinung und dem Urtheil der Menschen so sehr über uns emporgeschwungen hatte.

So sehen wir also, welch eine Menge verborgner und verwickelter Bewegungsgründe zur Verkleinerung und Verläumdung es gibt, und wie viele boshafte Kundschafter den Handlungen eines großen Mannes nachforschen, der denn zum Unglück zu einer so scharfen Untersuchung nicht immer aufs beste vorbereitet ist. Denn fast immer werden wir finden, daß unsre Bewunderung eines berühmten Mannes, bey näherer Bekanntschaft mit ihm, sehr abnimmt; und selten hören wir die Beschreibung einer gepriesenen Person, ohne ein Verzeichniß einiger auffallenden Fehler und Schwachheiten. Der Grund davon ist vielleicht, weil jeder kleine Fehltritt in seinem Verhalten sichtbarer ist und mehr auffällt, als in dem Verhalten eines andern, als etwas, das mit seinem übrigen Charakter nicht aus einem Stücke ist; oder weil ein Mensch unmöglich zu einer und eben derselben Zeit auf den wichtigern Theil seines Lebens aufmerksam seyn, und doch auch auf alle die kleinen unbedeutenden Umstände seines Verhaltens und Umgangs ein wachsames Auge haben kann; oder weil endlich, wie ich schon vorhin bemerkt habe, dieselbe Gemüthsbeschaffenheit, die uns nach Ruhm begierig macht, uns natürlicher Weise zu solchen Fehltritten und Unvorsichtigkeiten verleitet,

leitet, denen Leute von entgegengesetzter Gemüthsart nicht ausgesetzt sind.

Nach allem dem muß man doch gestehen, daß ein edles und triumphirendes Verdienst oft durchbricht, wie die Sonne durch Wolken, und alle diese kleinen Flecken und Beschmitzungen seiner Ehre zerstreuet. Wird aber durch ein mißverstandenes Bestreben nach Ruhm, oder durch menschliche Schwachheit in den wichtigeren und wesentlicheren Punkten des Verhaltens ein Fehltritt begangen, dann fällt das ganze Gebäude ehrsüchtiger Absichten unwiderbringlich über den Haufen. Die kleinern Mängel und Flecken verschwinden und erlöschen wohl gar unter dem hellen Glanz, der sie umgibt; allein ein Flecken von tieferer Art wirft einen Schatten auf alle anderen Schönheiten, und verfinstert den ganzen Charakter. Wie schwer ist es also nicht, einen großen Nahmen zu behaupten, da der, welcher ihn erworben hat, immer solchen kleinen Schwachheiten und Gebrechen unterworfen ist, die ihn, wenn man sie entdeckt, nicht wenig verkleinern, besonders da sie, theils von denen, die vormahls über ihm oder ihm gleich waren, theils von denen, die gern ihren Scharfsinn oder ihren Witz zeigen möchten, theils von denen, die sich derselben Fehltritte und Ver-

gehungen in ihrem eignen Verhalten schuldig oder nicht schuldig machen, so sorgfältig ausgebreitet und vergrößert werden?

Gesetzt aber, es wären weder dergleichen Neigungen, einen berühmten Mann zu tadeln, bey Andern, noch dergleichen Fehltritte und Vergehungen bey ihm selbst, so würde er es doch noch immer schwer und mühsam genug finden, seinen Ruhm in aller seiner Höhe und allem seinem Glanz zu behaupten. Es gehört nichts weniger, als eine ununterbrochene Reihe großer Handlungen dazu, um seinen Ruhm in Leben und Bewegung zu erhalten. Denn geräth er erst einmahl ins Stocken, so fängt er natürlicher Weise gleich an zu welken und zu sinken. Bewundrung ist eine sehr kurz daurende Leidenschaft, die gleich aufhört, so bald sie mit ihrem Gegenstande vertraut wird, es wäre denn, daß sie immer mit neuen Entdeckungen genährt, und durch eine beständige Folge von neuen Wunderwerken lebendig erhalten würde. Und selbst die größten Handlungen eines berühmten Mannes sind dem Nachtheil unterworfen, daß sie, so außerordentlich und erstaunenswürdig sie auch seyn mögen, doch nicht mehr sind, als was man von ihm erwartet; und daß sie hingegen, so bald sie nur im geringsten hinter der Meinung, die man

von

von ihm gefaßt hat, zurückbleiben, wenn sie gleich den Ruf eines andern vermehren würden, doch den seinigen vermindern.

Man sollte glauben, es müsse mit dem Besitz des Ruhms etwas ganz wunderbarlich Angenehmes verknüpft seyn, welches, aller dieser niederschlagenden und abschreckenden Betrachtungen ungeachtet, doch einen Menschen bewegen kann, einem so verzweifelten Gegenstande nachzujagen. Allein, betrachtet man die geringe Glückseligkeit, die einem großen Nahmen zu Theil wird, und die unzähligen Unruhen und Sorgen, denen die Begierde nach demselben ein ehrgeiziges Gemüth unterwirft, so erstaunt man noch mehr, so viele rastlose Kandidaten des Ruhms zu sehen.

Ehrbegierde erregt einen geheimen Tumult in der Seele, sie entflammt das Gemüth und setzt die Gedanken in eine gewaltsame Verwirrung; sie hascht immer nach einem leeren, eingebildeten Gut, welches keine Kraft hat, sie zu beruhigen oder zu befriedigen. Die meisten andern Dinge, auf die wir erpicht sind, können doch den Hunger des für sie gemachten Sinnes stillen und ihn auf eine Zeitlang zufrieden stellen: allein der Ruhm ist ein unsrer Natur so fremdes Gut, daß wir kein Vermögen der Seele haben, welches demselben ange-

messen ist, kein Organ des Körpers, womit wir es schmecken könnten: ein Gegenstand der Begierde, der ganz außer den Gränzen unsers Genusses liegt. Er mag freylich wohl die Seele auf eine Zeitlang mit einer Art von schwindligem Vergnügen erfüllen; aber das ist ein Vergnügen, welches den Menschen unruhig und unbehaglich im Genuß desselben macht, und nicht so sehr den gegenwärtigen Durst löscht, als frische Begierden erregt, und die Seele zu neuen Unternehmungen reizt. Denn wie viel Ehrgeizige gibt es wohl, die so viel Ruhm erlangt hätten, als sie wünschten, und deren Durst nach demselben nicht mitten in dem höchsten Glanz ihrer Herrlichkeit eben so heiß gewesen wäre, als er war, ehe sie bekannt und angesehen unter den Menschen wurden? Kein Zug in Cäsars Charakter gibt mir eine größere Idee von ihm, als der, daß er sich, wie Cicero erzählt, oft gegen seine Freunde äußerte, er habe nun für die Foderungen der Natur und des Ruhms genug gelebt, se satis vel ad Naturam, vel ad Gloriam vixisse. Viele freylich haben aufgehört, dem Ruhme nachzujagen; das kam aber entweder daher, weil ihre Absichten ihnen fehlgeschlagen waren, oder weil sie erfuhren, wie wenig Vergnügen damit verknüpft sey, oder weil sie mit zunehmenden

Jah-

Jahren klüger oder kälter wurden; selten aber, weil sie in ihrem gegenwärtigen Genuß des Ruhms völlige Befriedigung und Ruhe fanden.

Auch ist der Ruhm nicht nur unbefriedigend an sich selbst, sondern die Begierde nach demselben setzt uns auch manchen zufälligen Verdrießlichkeiten aus, von welchen diejenigen, die kein so zärtliches Gefühl dafür haben, frey bleiben. Wie oft wird der Ehrgeizige niedergeschlagen und schmerzlich getäuscht, wenn er kein Lob erhält, wo er es erwartete! Ja, wie oft wird er nicht durch das Lob selbst, welches er empfängt, gedemüthigt, wenn es nicht so groß ist, als es seiner Meinung nach seyn sollte; und dieß ist selten der Fall, wofern es nicht durch Schmeicheley vergrößert wird, weil wenig Menschen eine so gute Meinung von uns haben, als wir selbst. Kann nun aber der Ehrgeizige selbst durch Lob so sehr gekränkt werden, wie wird er im Stande seyn, Verläumdung und Lästerung zu ertragen? denn dieselbe Gemüthsbeschaffenheit, die ihn nach Ruhm begierig macht, muß ihm das Gegentheil desselben verhaßt machen. Entzückt ihn das außerordentliche Lob der Menschen, so wird auch ihr Tadel ihn niederschlagen. Wie klein ist also die Glückseligkeit eines Ehrgeizigen, welcher jedem Macht über sie gibt, welcher sich

solcher Gestalt den guten oder bösen Reden Andrer unterwürfig macht, und es in die Gewalt jeder boshaften Zunge setzt, ihn in Melancholie zu stürzen, und seine natürliche Gemüthsruhe zu zerstören? Besonders, wenn wir bedenken, daß die Welt so viel lieber tadelt, als lobt, und er selbst so viel mehr Unvollkommenheiten als Tugenden an sich hat.

Wir können ferner bemerken, daß ein solcher Mensch sich mehr über den Verlust des Ruhms grämt, als der Genuß desselben ihn erfreut haben würde. Denn wenn gleich die Gegenwart dieses eingebildeten Guts uns nicht glücklich machen kann, so kann doch die Abwesenheit desselben uns elend machen; weil wir nähmlich in dem Genuß eines Gegenstandes nur so viel Vergnügen finden, als er uns zu geben fähig ist, bey dem Verlust desselben aber unsern Gram nicht nach seinem wahren Werth abmessen, sondern nach dem Werth, den ihm unsre Fantasien und Einbildungen ertheilen.

So unbeträchtlich ist das Vergnügen, welches der Ruhm mit sich führt, und so groß die Unruhen und Bekümmernisse, denen er uns aussetzt. Die Begierde nach demselben erregt sehr unangenehme Bewegungen in der Seele, und wird durch die

Gegenwart der begehrten Sache mehr entflammt, als befriedigt. Der Genuß desselben gewährt nur ein sehr kleines Vergnügen, ungeachtet der Verlust oder Mangel desselben sehr empfindlich und quälend ist; und selbst diese kleine Glückseligkeit ist so mißlich, daß sie gänzlich von dem Willen Andrer abhängt. Wir werden nicht nur durch die Vorwürfe, die man uns macht, gemartert, sondern auch durch das Stillschweigen der Menschen, wenn es unerwartet ist, gekränkt, und selbst oft durch ihr Lob gedemüthigt.

C.

Hundert vier und sechzigstes Stück.

(257)

Schluß des Vorigen.

— — Ουχ ευδει Διος

Οφθαλμος· εγγυς δ'εστι και παρων πονῳ

Incert. ex Stob.

Um mich in der Betrachtung eines Gegenstandes von so großem Umfange, als die Ruhmbegierde

ist,

ist, nicht zu verirren, habe ich sie nach einer gewissen Ordnung und Methode abgehandelt. Fürs erste betrachtete ich die Ursachen, warum die Vorsehung ein solches Principium der Handlung der Seele eingepflanzt haben mag. Hiernächst zeigte ich, aus mancherley Gründen, erstlich, daß der Ruhm ein Ding ist, das sich sehr schwer erlangen, und sehr leicht verlieren läßt; zweytens, daß er dem Ruhmsüchtigen nur wenig Glückseligkeit gewährt, dagegen ihn aber großer Unruhe und vielen Verdrießlichkeiten unterwirft. Zuletzt will ich nun noch zeigen, daß er uns hindert, einen Gegenstand zu erreichen, welchen wir zu erlangen fähig sind, und dessen Besitz uns die vollkommenste Befriedigung gewährt. Ich darf meinem Leser nicht erst sagen, daß ich unter diesem Gegenstande die Glückseligkeit verstehe, die uns in jener Welt aufbehalten ist, die jeder sich zu erwerben Fähigkeit hat, und die uns die Fülle der Freude und Wonne ohne Wechsel und Ende gewähren wird.

Auf welche Weise nun das Bestreben nach Ruhm uns in Erreichung dieses großen Ziels hinderlich seyn könne, mag der Leser aus folgenden drey Bemerkungen abnehmen.

Fürs erste erzeugt eine starke Begierde nach Ruhm verschiedne böse Gewohnheiten in der Seele.

Fürs zweyte sind viele derjenigen Handlungen, wodurch man sich am leichtesten Ruhm erwirbt, ihrer Natur nach nicht beförderlich zu Erreichung dieser unsrer endlichen und wahren Glückseligkeit.

Fürs dritte würden diese Handlungen, wären sie auch die dienlichsten Mittel uns beides Ruhm zu erwerben, und diese Glückseligkeit zu verschaffen, doch den letztern Zweck verfehlen, wenn sie aus einer Begierde nach dem erstern entspringen.

Diese drey Sätze müssen denen, welche in moralischen Spekulationen geübt sind, durch sich selbst einleuchten. Ich werde mich deshalb auch nicht dabey aufhalten, sondern zu einer andern Bemerkung von gleicher Bewandniß übergehen, welche vielleicht unserm Nachdenken ein etwas ungewöhnlicheres Feld eröffnen wird.

Aus dem, was wir bereits bemerkt haben, können wir, dünkt mich, ganz natürlich den Schluß machen, daß es die größte Thorheit ist, das Lob oder den Beyfall irgend eines Wesens, außer dem höchsten Wesen, zu suchen, und das aus folgenden beiden Gründen: weil kein anderes

res Wesen ein richtiges Urtheil über uns fällen, und uns nach unsern wahren Verdiensten schätzen kann; und weil wir aus der Achtung und dem Beyfall irgend eines andern Wesens keinen erheblichen Nutzen oder Vortheil ziehen können.

Erstlich: kein anderes Wesen kann ein richtiges Urtheil über uns fällen, und uns nach unsern wahren Verdiensten schätzen. Geschaffene Wesen sehen nichts, als unsre Außenseite, und können uns daher nur nach unsern äußern Handlungen und unserm Verhalten beurtheilen; wie untauglich diese aber sind, uns von den Vollkommenheiten andrer einen richtigen Begriff zu geben, erhellt aus verschiednen Gründen. Es gibt viele Tugenden, die ihrer Natur nach aller äußerlichen Darstellung unfähig sind; manche stillschweigende Vollkommenheiten in der Seele eines guten Menschen, welche der menschlichen Natur zu großer Zierde gereichen, aber nicht vermögend sind, sich der Kenntniß Andrer zu offenbaren; sie sind nur im Verborgenen thätig, machen kein Geräusch oder Gepränge, und werden nur dem großen Herzenskündiger sichtbar. Was für Handlungen könnten wohl die vollkommne Reinigkeit der Gedanken sichtbar machen, die den Tugendhaften läutert und heiligt? jene geheime Seelenruhe und Genügsamkeit,

keit, die ihm den vollkommensten Genuß seines gegenwärtigen Zustandes gewährt? jene innere Freude und Beruhigung, die er fühlt, indem er Gutes thut? jenes edle Vergnügen, das er über das Wohlergehen und die Glückseligkeit Anderer empfindet? Diese und andre dergleichen Tugenden sind die verborgenen Schönheiten der Seele, die versteckten Reize derselben, die kein sterbliches Auge zu entdecken vermag, aber sie liebenswürdig und theuer in Dessen Augen machen, dem kein Geheimniß verborgen bleibt. Es gibt ferner viele Tugenden, denen es an Gelegenheit fehlt, sich in Handlungen zu äußern und sichtbar zu machen. Jede Tugend erfodert Zeit und Ort, einen angemessenen Gegenstand und eine schickliche Fügung der Umstände zu ihrer gehörigen Ausübung. Armuth verdunkelt alle Tugenden der Freygebigkeit und Mildthätigkeit. Die Geduld und Standhaftigkeit eines Märtyrers und Bekenners der Wahrheit bleiben in den blühenden Zeiten des Christenthums verborgen. Einige Tugenden zeigen sich nur in Trübsalen, andre nur im Wohlstande; einige nur im Privatleben, andre nur in öffentlichen Aemtern. Der große Regent der Welt aber sieht jede Vollkommenheit in ihrer Verborgenheit, sieht nicht nur, was wir thun, sondern was wir

thun würden. Er überschaut unser Verhalten in allen Verbindungen der Umstände, und betrachtet uns in allen möglichen Fällen von Handlung. Er entdeckt den Märtyrer und Bekenner ohne die Probe der Flammen und Folter, und wird dereinst manchen die Belohnung solcher Handlungen zuerkennen, die sie nie zu verrichten Gelegenheit hatten. Ein anderer Grund, warum Menschen kein richtiges Urtheil über uns fällen können, ist, weil eben dieselben Handlungen auf ganz verschiedne Zwecke abzielen, und aus ganz entgegengesetzten Bewegungsgründen entspringen können. Unsre Handlungen sind von so vermischter Natur und aus so vielen Umständen zusammengesetzt, daß die Menschen, je nachdem sie mehr oder weniger tief ins Innere derselben eindringen, oder einige Theile derselben mehr oder weniger, als andre, bemerken, sich ganz verschiedne Begriffe daraus abziehen und sie ganz widersprechend auslegen; so daß eben dieselben Handlungen einen Menschen dem Einen als einen Heuchler und arglistigen Bösewicht vorstellen können, die ihn dem Andern als einen Heiligen oder Helden zeigen. Derjenige also, welcher die Seele nur durch ihre äußern Handlungen betrachtet, sieht sie oft durch ein betriegliches Medium, welches den Gegenstand leicht entfärbt und

ver-

verkehrt. Auch in dieser Rücksicht also ist nur Er der einzige gültige Richter unsrer Vollkommenheiten, welcher nicht aus der Güte unsrer Handlungen auf die Rechtschaffenheit unsrer Absichten schließt, sondern nach der Rechtschaffenheit unsrer Absichten die Güte unsrer Handlungen abwägt.

Aber ferner: äußere Handlungen können unmöglich die Vollkommenheiten der Seele sichtbar machen, weil sie nie die Stärke derjenigen Grundsätze, aus denen sie entspringen, zeigen können. Sie sind keine genau passende Ausdrücke unsrer Tugenden, und können uns nur zeigen, was für Fertigkeiten in der Seele vorhanden sind, ohne den Grad und die Vollkommenheit solcher Fertigkeiten zu entdecken. Aufs beste sind sie nur schwache Schattenbilder unsrer Absichten, flüchtige unvollkommne Kopien, die uns zwar von der Zeichnung im Ganzen einigen Begriff machen, aber nie die Schönheit und das Leben des Originals ausdrücken können. Allein der große Richter des ganzen Erdbodens kennt jeden Zustand und Grad der menschlichen Vervollkommnung, von den schwachen Regungen und Neigungen des Willens an, die sich noch nicht zu festen, regelmäßigen Entschlüssen und Vorsätzen gebildet haben, bis zu der

letzten

letzten gänzlichen Vollendung und Vollkommen-
heit einer guten Fertigkeit. Er sieht die ersten un-
vollkommnen Grundlegungen einer Tugend in der
Seele, und beobachtet sie mit wachsamem Auge
in ihrem ganzen Wachsthum, bis sie alle Liebens-
würdigkeit erlangt hat, deren sie nur fähig ist, und
in ihrer ganzen Schönheit und Vollkommenheit
erscheint.

So sehen wir also, daß nur das höchste We-
sen allein uns nach unsern wahren Verdien-
sten schätzen kann, weil alle andern uns nach un-
sern äußern Handlungen beurtheilen müssen, wel-
che ihnen nie einen richtigen Begriff von uns ge-
ben können, da es so viele Vollkommenheiten gibt,
die nicht fähig sind, sich durch Handlungen zu
äußern; viele, denen es, wo nicht an natürlicher
Fähigkeit, doch an Gelegenheit, sich zu zeigen,
fehlt; und da unsre Handlungen, wenn auch alle
unsre Vollkommenheiten Gelegenheit fänden, sich
durch dieselben sichtbar zu machen, so leicht ver-
kehrt ausgelegt und falschen Bewegungsgründen
zugeschrieben werden; oder, wenn sie auch die
Grundsätze, aus denen sie entsprungen, deutlich
offenbarten, doch nie den Grad, die Stärke oder
Vollkommenheit dieser Grundsätze zeigen können.

Und so wie nun das höchste Wesen der einzige gültige Richter unsrer Vollkommenheiten ist, so ist es auch der einzige taugliche Vergelter derselben. Dieß ist eine Betrachtung, die unsern Eigennutz, wie jene unsern Ehrgeitz, interessiren muß. Wenn sich der hochstrebendste, oder der eigennützigste Mensch, eine Idee von einem Wesen machen sollte, dem er sich am liebsten empfehlen möchte, was könnte er wohl mehr wünschen, als eine solche Erkenntniß, die auch den geringsten Schein von Vollkommenheit in ihm nicht unbemerkt lassen, und eine solche Güte, die ihm eine angemessene Belohnung dafür ertheilen wird?

Möchte daher doch der Ehrgeitzige seine ganze Begierde nach Ruhm auf diese Seite hinlenken; möchte er doch, um sich einen seiner ganzen Ehrsucht würdigen Ruhm vorzusetzen, bedenken, daß, wenn er den möglich besten Gebrauch von seinen Fähigkeiten macht, die Zeit gewiß kommen wird, da der höchste Beherrscher der Welt, der große Richter der Menschen, welcher jeden Grad von Vollkommenheit an andern sieht, und alle mögliche Vollkommenheit in sich selbst besitzt, seinen Werth vor Engeln und Menschen verkündigen, und ihm, in Gegenwart der ganzen Schöpfung, jenen besten

und meistbedeutenden Lobspruch ertheilen wird: Ey, du frommer und getreuer Knecht! gehe ein zu deines Herrn Freude.

C.

Hundert fünf und sechzigstes Stück.

(261)

Ueber Liebe und Ehe.

Γαμος γαρ ανθρωποισιν ευκταιον κακον.

FRAG. VET. POET.

Mein Vater, dessen ich in meinem ersten Blatt erwähnte, und dessen ich mich nie ohne Ehrerbiethung und Dankbarkeit erinnere, unterhielt sich oft mit mir vom Heurathen. Ich bewarb mich in meinen jüngern Jahren, theils auf seinen Rath, theils aus eigner Neigung, um eine Person, die sehr schön war, und bey meinen ersten Anträgen gar keine Abneigung gegen mich zu haben schien. Da aber meine natürliche Ungesprächigkeit mich hinderte, mich ihr zu meinem besten Vortheil zu zeigen, so fing sie nach

und nach an, mich für einen einfältigen Tropf zu halten, und da sie entschlossen war, bey den Personen, die sich um sie bewarben, mehr auf Verdienste, als sonst etwas ihr Augenmerk zu richten, so heurathete sie einen Dragonerhauptmann, der eben in unsrer Gegend auf Werbung lag.

Dieser unglückliche Zufall hat mir seitdem einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle so genannte hübsche Herrn beygebracht, und mich abgeschreckt, mein Glück bey dem schönen Geschlechte weiter zu versuchen. Die Bemerkungen, die ich in meiner damahligen Lage machte, und die wiederhohlten guten Lehren, die mein rechtschaffener Alter mir damahls gab, haben folgenden Versuch über Liebe und Ehe hervorgebracht.

Der vergnügteste Theil von dem Leben eines Menschen ist gewöhnlicher Weise der, welchen er mit Liebesbewerbung hinbringt, wofern nur seine Leidenschaft aufrichtig, und die geliebte Person mit gehöriger Behutsamkeit gefällig gegen ihn ist. Liebe, frohe Sehnsucht, Hoffnung, kurz alle angenehmen Regungen erfüllen in dieser glücklichen Zeit unsre Seele.

Es ist einem listigen Menschen, welcher nicht verliebt ist, leichter, seine Gebieterinn zu überreden, daß er in sie verliebt sey, und seinen Zweck

zu erreichen, als einem aufrichtigen Liebhaber, der von der heftigsten Leidenschaft glüht. Bey der wahren Liebe stellen sich immer tausenderley Bekümmernisse, ungeduldige Erwartungen und Empfindlichkeiten ein, die einen Menschen in den Augen der Person, deren Liebe er sucht, gar nicht liebenswürdig machen; nicht zu gedenken, daß diese Dinge einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gestalt haben, ihn furchtsam, ängstlich, kleingeistig machen, und ihm oft selbst dann ein lächerliches Ansehen geben, wenn er sich am meisten zu empfehlen gedenkt.

In denjenigen Ehen findet man gemeiniglich die größte Liebe und Beständigkeit, die aus einer langen Bewerbung entsprossen sind. Die Liebe sollte erst Wurzeln schlagen und Stärke gewinnen, ehe man die Ehe darauf pfropft. Eine lange Reihe von Hoffnungen und Erwartungen gräbt die Idee unsrer Seele ihr desto fester ein, und gewöhnt uns zur Zärtlichkeit gegen die geliebte Person.

Nichts kann wichtiger für uns seyn, als die guten Eigenschaften einer Person, mit der wir uns auf Lebenslang verbinden; sie machen nicht nur unser irdisches Leben angenehm, sondern entscheiden oft unsre Glückseligkeit auf die ganze Ewigkeit. Wo die Wahl Freunden überlassen

wird,

wird, da ist gewöhnlicher Weise das Vermögen die Hauptsache, die man in Betrachtung zieht; wo aber die Parteyen für sich selbst wählen, sehen sie gemeiniglich nur auf die Person. Beide haben ihre Gründe. Die erstern wollen der Partey, für die sie sich interessiren, viele Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens verschaffen; und machen sich vielleicht zu gleicher Zeit Hoffnung, daß der Reichthum ihres Freundes oder ihrer Freundinn ihnen selbst zum Kredit und Vortheil gereichen werde. Die andern bereiten sich ein immer währendes Fest. Eine wohlgebildete Person erregt nicht nur Liebe, sondern gibt ihr auch Dauer, und erzeugt noch ein geheimes Vergnügen und Wohlgefallen in dem Anschauen, wenn auch das erste Feuer der Begierde schon erloschen ist. Sie macht, daß Mann oder Frau, sowohl unter Freunden als Fremden, sich nicht zu schämen brauchen, und füllt gemeiniglich das Haus mit einer gesunden und schönen Art von Kindern.

Doch würde ich ein Frauenzimmer, das in meinen Augen angenehm, und in den Augen der Welt nur nicht häßlich wäre, einer bewunderten Schönheit vorziehen. Heurathet Ihr ein außerordentlich schönes Frauenzimmer, so müßt Ihr eine sehr heftige Leidenschaft für sie haben, oder

Ihr habt nicht den gehörigen Geschmack an ihren Reitzungen; und habt Ihr eine solche Leidenschaft für sie, so setze ich zehn gegen eins, sie wird Euch durch Besorgnisse und Eifersucht genug verbittert werden.

Ein gutes Herz und ein gleichmüthiges Temperament werden Euch einen geselligen Gefährten des Lebens; Tugend und gesunder Verstand einen angenehmen Freund; Liebe und Beständigkeit einen guten Ehegatten geben. Gegen eine Person mit allen diesen Vollkommenheiten, finden wir hundert ohne eine einzige derselben. Dem ungeachtet sieht die Welt doch mehr auf Equipage, Gefolge, und alle die schimmernden Theile des Lebens; wir wollen lieber den großen Haufen blenden, als unsern eignen Vortheil zu Rathe ziehen; und, wie ich anderswo bemerkt habe, es ist eine der unerklärbarsten Leidenschaften der menschlichen Natur, daß wir uns grössere Mühe geben, Andern vergnügt und glücklich zu scheinen, als es wirklich zu werden. Von allen Ungleichheiten macht die Ungleichheit des Temperaments die meisten unglücklichen Ehen, und doch denken wir kaum daran, wenn wir eine Heurath schließen. Verschiedne, die in diesem Stück ungleich gepaart und mit einer Person von einem gewissen Charakter auf

Lebens=

Lebenslang mißvergnügt sind, hätten mit einer Person von entgegengesetztem Charakter vergnügt und glücklich seyn können, wenn sie gleich vielleicht beide in ihrer Art tugendhaft und lobenswerth sind.

Vor der Heurath können wir in Ansehung der Fehler der geliebten Person nicht zu forschbegierig und scharfsichtig, nach derselben aber nicht zu gleichgültig und kurzsichtig seyn. So vollkommen und tadellos Euch die Person in einiger Entfernung erscheinen mag, so werdet Ihr doch, bey genauerer Bekanntschaft, manche Flecken oder Unvollkommenheiten in ihrer Gemüthsart finden, die Ihr nie bemerkt, oder vielleicht nicht einmahl geargwöhnt hattet. Hier also müssen Klugheit und Gutherzigkeit ihre Kräfte zeigen; die erste wird Euch abhalten, mit Euren Gedanken bey Dingen zu verweilen, die nur Verdruß machen, und die andre wird alle Zärtlichkeit des Mitleidens und der Menschlichkeit bey Euch rege machen, und eben diese Unvollkommenheiten nach und nach zu Schönheiten veredeln.

Die Ehe erweitert die Scene unsres Glücks und Unglücks. Eine Ehe aus Liebe ist vergnügt; eine Ehe aus Eigennutz gemächlich; eine Ehe, wo beides zusammentrifft, glücklich. Eine glückliche

Ehe vereinigt in sich alle Annehmlichkeiten der Freundschaft, alle Vergnügungen der Sinne und der Vernunft, kurz alle möglichen Süßigkeiten des Lebens. Nichts ist ein sichereres Kennzeichen verderbter und lasterhafter Zeiten, als die herrschende Mode über diesen Stand zu spotten. In der That ist er nur für diejenigen glücklich, die mit Verachtung oder Geringschätzung auf die Gottlosigkeiten der Zeit herabsehen können und sich durch nichts auf der unverrückten und gleichförmigen Bahn der Tugend irre machen lassen.

Hundert sechs und sechzigstes Stück. (269)

Ein Besuch von Herrn Roger von Koverley.

— Aevo rarissima nostro
Simplicitas —

OVID.

Ich wurde diesen Morgen durch ein heftiges Pochen an der Hausthür erschreckt, und gleich darauf

auf kam meiner Wirthinn Tochter zu mir herauf, und sagte, es sey ein Mann unten, der mich zu sprechen wünsche. Da ich fragte, wer er wäre, sagte sie, es sey ein sehr ernsthafter ältlicher Mann, seinen Nahmen aber wüßte sie nicht. Ich ging sogleich hinunter, und fand den Kutscher meines würdigen Freundes, Hrn. Rogers von Roverley. Er meldete mir, sein Herr sey den vorigen Abend in die Stadt gekommen, und wünsche mit mir einen Spaziergang in Gråy's Inn zu machen. Als ich mich wunderte, was Herrn Roger in die Stadt geführt haben möchte, da ich seit kurzem keinen Brief von ihm erhalten, erzählte er mir, sein Herr sey gekommen, um den Prinzen Eugen zu sehen, und er wünsche, daß ich doch sogleich zu ihm kommen möchte.

Die Neugier des guten alten Ritters gefiel mir, und ich wunderte mich darüber gar nicht, da ich ihn mehr als einmahl unter guten Freunden hatte sagen hören, er halte den Prinzen Eugenio (denn so pflegt er ihn zu nennen) für einen noch grössern Mann, als den Skanderbey.

Ich war nicht so bald in den Grays-Inn-Garten gekommen, als ich meinen Freund auf der Terrasse zwey oder drey Mahl für sich mit großer Kraft hem machen hörte; denn er reinigt

gern seine Röhren in frischer Luft (wie er sich selbst ausdrückt) und freut sich nicht wenig, wenn jemand die Stärke bemerkt, die seine Lunge noch in seinem Morgenhem anwendet.

Ich empfand einige Freude beym Anblick des guten alten Mannes. Er war eben, ohne mich noch gewahr zu werden, im Gespräch mit einem Bettler begriffen, der ihn um ein Almosen gebeten hatte. Ich hörte, wie er ihn ausmachte, daß er nicht Arbeit suche; zu gleicher Zeit aber sah ich ihn in die Tasche greifen, und ihm ein Zweygroschenstück geben.

Unsre Bewillkommungen waren sehr herzlich von beiden Seiten; mehr als einmahl schüttelten wir uns stillschweigend die Hand, und sahen einander mit Blicken voll inniger Zärtlichkeit an. Hierauf erzählte mir der Ritter, daß mein guter Freund, der Kaplan, sich noch wohl befände, und mich vielmahls grüßen lasse, und daß er am vorigen Sonntage eine ganz unvergleichliche Predigt aus dem Barrow gehalten hätte. Ich habe ihm, sagte er, alle meine Geschäffte übertragen, und um ihm dafür wieder einen Dienst zu thun, habe ich ihm hundert Thaler zurückgelassen, die er unter seine armen Pfarrkinder austheilen soll.

Hiernächst benachrichtigte er mich von dem Wohlbefinden des Hrn. Wilhelm Kreisels; wobey er zugleich in die Tasche griff, und mir in seinem Nahmen einen Tabackstocker überreichte. Er sagte, Herr Kreisel habe den ganzen Anfang des Winters damit zugebracht, eine große Menge derselben zu drechseln, und jedem Herrn in der Grafschaft, welcher gute Principia hätte und Taback rauchte, einen geschenkt. Er setzte hinzu, der arme Wilhelm habe jetzt großen Verdruß, denn Herr Thomas Tütsch habe ihn verklagt, weil er einige Haselruthen aus einer seiner Hecken geschnitten.

Unter andern Neuigkeiten, die mein Ritter vom Lande mitbrachte, erzählte er mir auch, daß Grete Witte gestorben sey; und etwa einen Monath nach ihrem Tode sey ein so gewaltiger Sturm entstanden, daß der Wind die Ecke einer seiner Scheunen heruntergeschmissen. Doch für meine Person, sagte Herr Roger, glaube ich nicht, daß das alte Weib daran Schuld gehabt hat.

Nachher unterhielt er mich mit den Lustbarkeiten, die während der Feyertage auf seinem Hofe vorgegangen; denn Herrn Rogers Haus steht, der löblichen Gewohnheit seiner Vorfahren gemäß, in den Weihnachtstagen allen Menschen offen. Ich

erfuhr

erfuhr von ihm, daß er acht fette Schweine auf diese Zeit eingeschlachtet, daß er die Rippenstücke sehr freygebig unter seine Nachbarn ausgetheilt, und daß er besonders jeder armen Familie in der Pfarre eine Schnur Würste und ein Spiel Karten zugeschickt hatte. Ich habe schon oft gedacht, sagte Herr Roger, es trifft sich sehr gut, daß Weihnachten gerade in die Mitte des Winters fällt. Dieß ist die todteste, freudenloseste Zeit des Jahrs, wo die armen Leute von der Dürftigkeit und Kälte viel ausstehen würden, wenn man sie nicht durch gute Kost, warmen Heerd und Weihnachtslustbarkeiten aufmunterte. Es macht mir daher eine herzliche Freude, wenn ich ihr armes Herz um diese Jahrszeit erquicken, und das ganze Dorf in meinem großen Vorhause lustig sehen kann. Ich thue noch einmahl so viel Malz, als gewöhnlich, an mein Halbbier, und lasse es zwölf Tage lang laufen für jeden, der nur was haben will. Auf meinem Tische steht immer ein Stück Rindfleisch und kalte Pastete in Bereitschaft, und ich freue mich recht, wenn ich sehe, wie meine Pächter einen ganzen Abend mit ihren unschuldigen Spielen und Vexirereyen hinbringen. Unser Freund Wilhelm Kreisel ist dabey so lustig, als einer, und

weiß den einen noch listiger anzuführen, als den andern.

Diese Gedanken meines alten Freundes, aus denen sein gutes Herz so sehr hervorleuchtet, vergnügten mich ungemein. Er sagte hierauf viel zum Lobe der neulichen Parlementsakte zu Sicherung der Englischen Kirche, und versicherte mir mit großer Freude, er glaube, daß sie schon gute Wirkung thäte, denn man hätte bemerkt, daß ein sehr strenger Nonkonformist, den er in Weihnachten bey sich zu Gaste gehabt, sehr viel von seiner Pflaumensuppe gegessen.

Nachdem wir alle ländlichen Materien abgefertigt hatten, that Herr Roger verschiedne Fragen nach unserm Klub, besonders nach seinem alten Antagonisten, Hrn. Andreas Freeport. Er fragte mich lächelnd, ob Herr Freeport sich nicht seine Abwesenheit zu Nutze gemacht hätte, um einige seiner republikanischen Grundsätze unter uns auszubreiten; gleich darauf aber zog er sein Gesicht wieder in eine mehr als gewöhnliche Ernsthaftigkeit zusammen, und sagte: Im Ernst, Freund! glauben Sie nicht, daß Herr Freeport bey der Procession des Papsts die Hand im Spiel gehabt? — doch ohne mir Zeit zu lassen ihm zu

ant-

antworten, unterbrach er sich: Gut, gut! ich weiß, Sie sind ein vorsichtiger Mann, und sprechen nicht gern von Staatssachen.

Der Ritter fragte mich darauf, ob ich den Prinzen Eugenio gesehen hätte? und ich mußte ihm versprechen, ihm einen Platz an einem bequemen Orte zu verschaffen, wo er diesen außerordentlichen Mann, dessen Anwesenheit der Brittischen Nation so große Ehre macht, von Haupt bis zu Fuß betrachten könnte. Er sprach sehr viel zum Ruhm dieses großen Generals, und ich fand, daß er, seit der Zeit, da ich bey ihm auf dem Lande war, aus Baker's Chronik und andern Schriftstellern, die immer in seinem Saalfenster liegen, mancherley Bemerkungen, welche diesem Prinzen sehr zur Ehre gereichen, zusammengestoppelt hatte.

Nachdem ich so den größten Theil des Morgens mit Anhörung der Reflexionen des Ritters, welche theils Privatsachen, theils öffentliche Angelegenheiten betrafen, hingebracht hatte, fragte er mich, ob ich nicht bey Squire ein Pfeifchen bey einer Schale Kaffe mit ihm rauchen wollte. Da ich den alten Mann so sehr liebe, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, ihm in allem, was ihm ange-

angenehm ist, gefällig zu seyn. Ich begleitete ihn daher nach dem Kaffehause, wo seine ehrwürdige Gestalt die Augen des ganzen Zimmers auf uns zog. Er hatte sich nicht so bald an das obere Ende des langen Tisches gesetzt, als er neue Pfeifen, Tabak, Kaffe, einen Wachsstock und die Zeitung foderte, und das alles mit einer so heitern und gutmüthigen Miene, daß alle Jungen im Zimmer (die ein Vergnügen daran zu finden schienen, ihn zu bedienen) auf einmahl beschäftigt waren, seine verschiednen Befehle auszurichten, so daß kein Mensch eher zu einer Tasse Thee kommen konnte, als bis der gute Ritter mit allem, was er brauchte, versehen war.

L.

Hundert sieben und sechzigstes Stück.
(275)
Zergliederung eines Stutzerkopfes: ein Traum.

— Tribus Anticyris caput insanabile —
HOR.

Ich war gestern in einer Gesellschaft von Naturkündigern, deren einer viele seltsame Bemerkungen erzählte, die er vor kurzem bey der Zergliederung eines menschlichen Körpers gemacht hatte. Ein andrer von der Gesellschaft theilte uns verschiedne bewundernswürdige Entdeckungen mit, die von ihm über denselben Gegenstand, mit Hülfe sehr feiner Vergrößerungsgläßer, gemacht waren. Dieß veranlaßte eine Menge ungewöhnlicher Betrachtungen, und gab uns reichen Stoff zum Gespräch für den ganzen übrigen Tag.

Die verschiednen Meinungen, welche man bey dieser Gelegenheit vorbrachte, stellten meiner Einbildungskraft so viele neue Ideen dar, daß sie,

da

da meine eigenen noch dazu kamen, meine Fantasie die ganze vorige Nacht beschäftigten, und einen sehr wilden und fantastischen Traum erzeugten.

Man lud mich, wie mich dünkte, zur Zergliederung eines Stutzerkopfs und eines Kokettenherzens ein, welche beide vor uns auf einem Tische lagen. Ein Operateur öffnete den ersten mit ungemeiner Behendigkeit. Beym ersten Anblick mit bloßen Augen glich er dem Kopfe eines jeden andern Menschen; da wir ihn aber mit unsern Vergrößerungsgläsern betrachteten, machten wir eine sehr seltsame Entdeckung, daß nähmlich dasjenige, was wir für Gehirn ansahen, kein wirkliches Gehirn war, sondern aus einem Klumpen ganz sonderbarer Materialien bestand, die in derselben Gestalt und einem eben solchen Gewebe zusammengewunden, und mit bewundernswürdiger Kunst in die verschiednen Höhlungen des Schädels eingepackt waren. Denn, wie Homer sagt, das Blut der Götter sey nicht wahres Blut, sondern nur etwas Aehnliches: so fanden wir auch, daß das Gehirn des Stutzers nicht wahres Gehirn, sondern nur etwas Aehnliches sey.

Die Zirbeldrüse, welche von vielen unsrer neuern Philosophen für den Sitz der Seele gehalten wird, roch sehr stark nach Ambra und Jasmin-

öhl, und war mit einer Art von hornichter Substanz umgeben, die in tausend kleine Flächen oder Spiegel geschliffen war, welche aber ein bloßes Auge nicht sehen konnte, so daß die Seele, wenn anders eine da gewesen ist, sich unaufhörlich mit Betrachtung ihrer eignen Schönheiten beschäftigt haben mußte.

In dem Vordertheil des Kopfes bemerkten wir eine große Höhle, mit Bändern, Spitzen und Stickwerk ausgefüllt, alles in ein höchst künstliches Netzwerk verflochten, dessen Theile gleichfalls dem bloßen Auge unsichtbar waren. Eine andre dieser Höhlen war mit unsichtbaren Billets-doux, Liebesbriefen, Tanztouren, und mehr dergleichen Plunder ausgestopft. In einer andern fanden wir eine Art von Pulver, welches die ganze Gesellschaft niesen machte, und durch den Geruch entdeckten wir, daß es echter Spaniol war. Die verschiednen andern Zellen waren mit Waaren von gleicher Art versehen, wovon aber ein genaues Inventarium zu liefern dem Leser nur langweilig seyn würde.

Eine sehr große Höhle aber zu jeder Seite des Kopfs, darf ich nicht übergehen. Die zur Rechten war mit Erdichtungen, Schmeicheleyen und Lügen, Gelübden, Versprechungen und Betheu-

theurungen; die zur Linken aber mit Eiden und Verwünschungen ausgefüllt. Aus jeder dieser Zellen ging eine Röhre, welche in die Wurzel der Zunge lief, wo beide sich vereinigten, und in einer gemeinschaftlichen Röhre bis an die Spitze derselben fortliefen. Wir entdeckten verschiedne kleine Gänge oder Kanäle, die sich vom Ohr ins Gehirn erstreckten, und verfolgten sie aufs sorgfältigste durch ihre verschiednen Wendungen. Der eine derselben endigte sich in einem Bündel von Sonetten und kleinen musikalischen Instrumenten. Andre verloren sich in verschiedne Blasen, die theils mit Wind, theils mit Schaum gefüllt waren. Der Hauptkanal aber lief in eine große Höhle des Schädels, aus welcher ein anderer Kanal in die Zunge lief. Diese große Höhle war mit einer Art schwammichter Substanz erfüllt, welche die Französischen Anatomiker Galimatias, und die Englischen Nonsense nennen.

Die Häute der Stirne waren ausnehmend zähe und dick, und, was uns besonders in Erstaunen setzte, wir konnten kein einziges Blutgefäß, weder mit bloßen Augen, noch mit den Vergrößerungsgläsern, darin entdecken. Wir schlossen hieraus, daß die Person, als sie noch lebte, des Ver-

mögens zu Erröthen gänzlich beraubt gewesen seyn müsse.

Das Siebbein war von Schnupftabak ganz voll gepfropft und an einigen Orten angefressen. Wir bemerkten hier besonders nur den kleinen Muskel, welchen man nicht oft in Zergliederungen entdeckt, und welcher die Nase in die Höhe zieht, wenn sie die Verachtung ausdrückt, welche der Eigenthümer derselben empfindet, so oft er etwas sieht, das ihm nicht gefällt, oder etwas hört, das er nicht versteht. Ich darf meinem gelehrten Leser nicht erst sagen, daß dieß der Muskel ist, welcher die Bewegung verrichtet, deren die Lateinischen Dichter so oft erwähnen, wenn sie von Jemanden sagen, er werfe die Nase auf oder mache das Rhinoceroß.

An dem Auge fanden wir nichts besonders merkwürdiges, außer nur, daß die Musculi amatorii, oder, wie sichs Deutsch geben ließe, die **Liebäugel-Muskeln**, sehr verbraucht und abgenutzt waren; da hingegen der Eleuator, oder der Muskel, welcher das Auge gen Himmel dreht, noch gar nicht gebraucht zu seyn schien.

Ich habe bey dieser Zergliederung nur der neuen Entdeckungen, die wir machten, erwähnt, ohne derjenigen Theile zu gedenken, die sich an

allen

allen gewöhnlichen Köpfen finden. Was den Schädel, das Gesicht, und überhaupt die ganze äußere Gestalt und Figur des Kopfs betrifft, so fanden wir darin gar keinen Unterschied von dem, was man an den Köpfen andrer Menschen bemerkt. Man sagte uns, die Person, welcher dieser Kopf zugehört habe, sey über fünf und dreyßig Jahre lang für einen Menschen gehalten worden; er habe während dieser Zeit gegessen und getrunken, wie andre Leute, habe sich gut gekleidet, laut gesprochen, oft gelacht, und bey besondern Gelegenheiten, auf einem Ball oder in einer Assemblee, seine Sache so ziemlich gut gemacht. Einer von der Gesellschaft setzte noch hinzu, eine gewisse Zunft von Frauenzimmern habe ihn für einen schönen Geist gehalten. Er wurde in der Blüthe seiner Jahre durch den Schlag einer Schaufel gefällt, als ein angesehener Bürger ihn in seiner Gartenlaube fand, wo er eben beschäftigt war, der Frau desselben gewisse Gefälligkeiten zu erzeigen.

Nachdem wir diesen Kopf mit allen seinen Apartements und seinen verschiednen Arten von Ameublement durch und durch untersucht hatten, packten wir das Gehirn, so wie wir es gefunden hatten, wieder an seinen gehörigen Ort, und legten den Kopf, in ein großes Stück Scharlachtuch

eingewickelt, bey Seite, weil er präparirt und hernach in einem großen anatomischen Schranke unter andern Seltenheiten aufbewahrt werden sollte. Unser Operateur bemerkte dabey, die Präparation dieses Gehirns würde viel leichter von statten gehen, als jedes andern; denn er habe bemerkt, daß die verschiednen kleinen Röhren und Gänge, womit es durchflochten sey, bereits mit einer gewissen merkurialischen Substanz, die er für wahres Quecksilber hielte, angefüllt wären.

Er machte sich hierauf an das Kokettenherz, welches er ebenfalls mit großer Geschicklichkeit zerlegte. Wir entdeckten bey dieser Zergliederung auch eine Menge gar sonderbarer Dinge; da ich aber das Gedächtniß meines Lesers nicht zu sehr überladen mag, so verspare ich diese Entdeckungen auf ein andres Blatt.

L.

Hun=

Hundert acht und sechzigstes Stück.
(277)

Für die Liebhaberinnen Französischer Moden.

— Fas est et ab hoste doceri.

Ovid.

Ich darf wohl dem feinern Theil meiner Leser nicht erst sagen, daß, ehe unsre Korrespondenz mit Frankreich unglücklicher Weise durch den Krieg unterbrochen ward, unsre Damen alle ihre Moden daher bekamen; indem unsre Modekrämerinnen, zu diesem Behuf, monathlich eine Puppe herüberkommen ließen, die genau nach dem Muster der berühmtesten Schönen in Paris gekleidet war.

Man hat mich glaubwürdig versichert, daß, selbst in der größten Hitze des Krieges, das schöne Geschlecht verschiedne Versuche gemacht, und große Summen zusammengeschossen, um diese hölzerne Mademoiselle ins Land bringen zu lassen.

Ob das Schiff, welches sie abschickten, verloren gegangen oder dem Feinde in die Hände gefallen, oder ob die Zollbedienten sich der Ladung desselben als Konterbande bemächtigt haben, habe ich bis jetzt nicht erfahren können; gewiß aber ist es, daß ihre ersten Versuche, zu nicht geringem Leidwesen unsrer weiblichen Welt, fruchtlos abgelaufen sind. Da aber ihr unermüdeter Fleiß und ihre Beharrlichkeit in einer Sache von so großer Wichtigkeit nie genug gepriesen werden kann, so freut es mich zu hören, daß sie, trotz alles Widerstandes, endlich doch ihren Zweck durchgesetzt haben. Man hat mich durch folgende beiden Briefe davon benachrichtigt.

„Mein Herr Zuschauer,

„Ich bin eine so große Liebhaberinn alles dessen, was Französisch ist, daß ich neulich einen unterthänigen Verehrer abdankte, weil er weder Französisch spricht, noch Klaret trinkt. Lange beweinte ich im Stillen das Unglück meines Geschlechts während des Krieges, in welcher ganzen Zeit wir unter den unerträglichen Erfindungen der Englischen Putzmacherinnen haben seufzen müssen, die zwar wohl zuweilen ziemlich erträglich kopiren, aber nie den unnachahmlichen Gout der

Fran-

Französinnen in Originalkompositionen zu erreichen fähig sind."

„Schon verzweifelte ich fast, je wieder ein Modell aus diesem geliebten Lande zu sehen, als ich am vorigen Sonntage eine Dame in dem nächsten Kirchenstuhl neben mir einer andern zuflistern hörte, im Siebenstern in der Königsstraße sey eine vollständig ausstaffirte Mademoiselle so eben aus Paris angekommen."

„Ich brannte vor Ungeduld die übrige Zeit des Gottesdienstes, und so bald er aus war, ging ich gerades Weges zu dem Hause der Modehändlerinn in der Königsstraße, hörte aber zu meinem Leidwesen, daß die Französische Mademoiselle eben bey einer vornehmen Dame in Pall-Mall einen Besuch abstatte, und erst Abends spät zurückkommen würde. Ich sah mich also genöthigt, heute früh noch einmahl hinzugehen, da ich dann das Glück hatte, das allerliebste Geschöpf von Haupt bis zu Fuß zu betrachten."

„Sie können sich es nicht vorstellen, mein werthester Herr, wie lächerlich wir während des Krieges einhergegangen sind, und wie unendlich die Französische Kleidung die unsre übertrifft!"

„Der Manteau hat kein Bley in den Aermeln, und ich hoffe, wir sind nicht leichter als das Französische Frauenzimmer, und können also diesen Ballast auch entbehren. Der Rock hat kein Fischbein, sondern fällt mit einem Air tout-à-fait galant et degagé herab. Die Coëffure ist über alle Vorstellung charmant, und kurz, die ganze Kleidung ist voll von Schönheiten, die ich aber jetzt noch nicht gern gar zu bekannt machen möchte."

„Gleichwohl hielt ich es für dienlich, Ihnen diese kurze Nachricht zu geben, damit Sie sich nicht wundern, wenn Sie mich am nächsten Geburtsfest à la mode de Paris gekleidet erscheinen sehen."

Ihre ꝛc.

Teraminta.

Keine Stunde nach Empfang dieses Briefes, erhielt ich einen andern von der Eigenthümerinn der Puppe selbst.

„Mein Herr,

„Am vorigen Sonnabend, als dem 12ten dieses, kam in meinem Hause in der Königsstraße eine Französische Puppe für das jetzt laufende Jahr an. Ich habe mir die äußerste Mühe gegeben, sie

durch

durch die berühmtesten Putzmacherinnen und Damenschneider in Paris ausputzen zu lassen, und finde nicht, daß ich Ursach hätte, die Kosten, die ich auf ihre Kleidung und Ueberfahrt gewandt habe, mich gereuen zu lassen. Indeß, da ich keinen Menschen kenne, der ein so gültiger Richter über Kleidungssachen wäre, als Sie, so verspreche ich Ihnen, wenn Sie die Güte haben wollen, auf Ihrem Wege in die Stadt bey mir vorzusprechen und sie in Augenschein zu nehmen, alles das zu verbessern, was Sie in Ihrem folgenden Blatt mißbilligen werden, ehe ich sie dem Publikum als ein Muster empfehle. Ich bin rc.

Lisette Kreuzstich.

Da ich gern alles, was man vernünftiger Weise von mir fodern kann, zum Dienst meiner Landsmänninnen thun will, und lieber Fehler verhüte, als finde, so stattete ich gestern Abend einen Besuch bey der Jungfer Kreuzstich ab. So bald ich ins Haus trat, führte ihr Mädchen, welches vermuthlich auf meinen Besuch vorbereitet war, mich, ohne eine Frage zu thun, sogleich zu der kleinen Mademoiselle, und lief dann hin, ihre Gebieterinn zu rufen.

Die Puppe hatte ein kirschfarbenes Kleid und Rock an, mit einer kurzen Knieschürze drüber,

welche

welche ihre Leibesgestalt zu ihrem größten Vortheil zeigte. Ihr Haar war sehr schön geschnitten und getheilt und mit verschiednen Bandschleifen hin und wieder besteckt. Die Modekrämerinn versicherte mir, ihre Gesichtsfarbe sey gerade so, wie sie von den neumodigsten Frauenzimmern in Paris getragen würde. Ihr Kopf war ausnehmend hoch; da ich hierüber aber schon längst meine Meinung gesagt habe, so will ich jetzt nichts weiter darüber hinzusetzen. Sehr anstößig war mir auch eine kleine *Musche* auf *ihrem* Busen, die wohl schwerlich in guter Absicht dahin gelegt seyn kann.

Ihr Halsband war von übermäßiger Länge, und vorne so zugebunden, daß die beiden Enden ihr bis auf den Gürtel herabhingen. Ob nun aber diese in unsers Feindes Lande zu Kußschnüren dienen, und ob unser Frauenzimmer derselben bedarf, stelle ich ihrer ernstlichen Ueberlegung anheim.

Nachdem ich jedes Stück ihres Anzuges besonders betrachtet hatte, und nun auch das ganze zusammen in Augenschein nehmen wollte, sagte mir das Mädchen, ein muthwilliges Ding, die Mademoiselle habe auch etwas ganz besonderes in dem Knoten ihrer Kniebänder; da ich aber selbst gegen ein Paar Stöcker, wenn sie unter einem Unterröckchen befindlich sind, alle gebührende Ehrfurcht

furcht habe, so mochte ich diesen Umstand nicht untersuchen.

Im Ganzen genommen also gefiel mir der Aufzug dieser lustigen Dame nicht übel, um so mehr, da sie nicht schwatzhaft war, eine Eigenschaft, die man selten an ihren übrigen Landsmänninnen findet.

Als ich mich empfahl, sagte die Modekrämerinn mir noch, sie habe mit Hülfe ihres Nachbars, eines Uhrmachers, und des sinnreichen Marionettenspielers, Hrn. Powells, noch eine andre Puppe erfunden, welche vermittelst verschiedner kleinen in derselben angebrachten Federn, die man aufzöge, alle ihre Glieder bewegen könnte; und sie habe diese Puppe ihrem Korrespondenten in Paris zugeschickt, um sie in den verschiednen Biegungen und Senkungen des Kopfs, dem Schwellen des Busens, dem Knixen und Zurückwerfen, dem allerliebsten Trippeln, und dem bezaubernden Strotzen, so wie es jetzt am Französischen Hofe üblich wäre, unterrichten zu lassen.

Sie hoffte, setzte sie hinzu, daß sie sich auf meine Empfehlung, so bald diese wunderbare Mademoiselle zurückkäme, verlassen könnte; da dieß aber eine Bitte von viel zu großer Wichtigkeit war, als daß ich sie ohne weitere Ueberlegung

gung hätte bewilligen können, so verließ ich sie ohne Antwort, und eilte zu meinem Freunde Wilhelm Honigseim, ohne dessen Rath ich nie etwas von dieser Art dem Publiko mittheile.

X.

Hundert neun und sechzigstes Stück.

(281)

Zergliederung eines Kokettenherzens: ein Traum.

Pectoribus inhians spirantia consulit exta.

Virg.

Da ich in der Erzählung meines Traums bereits von der Zergliederung des Stutzerkopfs und den verschiednen Entdeckungen, welche bey der Gelegenheit gemacht wurden, Nachricht gegeben habe; so will ich heute, meinem Versprechen gemäß, auch die Zergliederung des Kokettenherzens beschreiben, und dem Publiko die

Merk-

Merkwürdigkeiten, die uns bey dieser anatomischen Rarität vorkamen, mittheilen.

Ich hätte dieß Unternehmen vielleicht aufgegeben, wäre ich nicht an mein Versprechen durch verschiedne meiner unbekannten Korrespondenten erinnert worden, welche sehr in mich dringen, daß ich, wie an dem Stutzer, auch an der Kokette ein Exempel statuiren soll. Bloß aus Gefälligkeit gegen die Bitten meiner Freunde also, habe ich den ersten Aufsatz von meinem Traum wieder durchgesehen, um einen genauen Bericht davon ertheilen zu können, welches ich denn ohne weitere Vorrede thun will.

Ehe unser Operateur sich in diese geträumte Zergliederung einließ, sagte er uns, es sey nichts schwereres in seiner ganzen Kunst, als die Zerlegung eines Kokettenherzens, wegen der vielen verwickelten Gänge und Winkel in demselben, die man in dem Herzen keines andern Geschöpfes fände.

Er bat uns, vor allem andern das Pericardium, oder auswendige Gehäuse des Herzens, zu beobachten; welches wir denn auch mit großer Aufmerksamkeit thaten, und vermittelst unsrer Gläser Millionen kleiner Narben in demselben entdeckten, welche durch unzählige Pfeile, die von Zeit zu

Zeit

Zeit die äußere Haut berührt hatten, verursacht zu seyn schienen; ungeachtet wir auch nicht das kleinste Löchelchen finden konnten, wodurch einer dieser Pfeile eingedrungen wäre und die innere Substanz verletzt hätte.

Jeder Stümper in der Anatomie weiß, daß dieß Pericardium, oder dieser Herzbeutel, einen dünnen röthlichen Saft enthält, von dem man glaubt, daß er aus den Feuchtigkeiten entstehe, die aus dem Herzen ausdünsten, und, da sie hier Widerstand finden, zu dieser wässerichten Substanz verdickt werden. Bey Untersuchung dieses Safts fanden wir, daß er alle Eigenschaften des Spiritus an sich hatte, dessen man sich in Thermometern bedient, um die Veränderung des Wetters anzuzeigen.

Auch darf ich hier ein Experiment nicht übergehen, welches einer von der Gesellschaft mit diesem Saft, den er in großer Quantität in dem Herzbeutel einer vormahls von ihm zergliederten Kokette gefunden, gemacht zu haben versicherte. Er hatte ihn nähmlich wirklich in die Röhre eines Wetterglases gethan; statt ihm aber die Veränderungen der Atmosphäre anzuzeigen, hatte er ihm die Eigenschaften der Personen bekannt gemacht, die in das Zimmer, wo er hing, gekommen waren.

Er versicherte, dieser Saft sey bey der Annäherung eines Federhuts, odereiner brodirten Weste gestiegen; aber gleich gefallen, so bald eine ungestalte Perücke, ein plumpes Paar Schuhe, oder ein altmodisches Kleid, in sein Haus gekommen. Ja, er betheuerte sogar, wenn er dabey gestanden, und sehr laut gelacht habe, sey der Saft sehr merklich gestiegen, und alsobald wieder gefallen, wenn er ernsthaft ausgesehen. Kurz, sagte er, vermittelst dieser Erfindungen wußte ich gleich, ob ein vernünftiger Mann oder ein Hasenfuß in meinem Zimmer war.

Nachdem wir das Pericardium, oder die äußere Haut mit ihrem Saft abgezogen hatten, kamen wir nun zum Herzen selbst. Die Oberfläche desselben war ausnehmend schlüpfrig, und der Mucro, oder die Spitze desselben, dabey so kalt, daß es, wenn man es halten wollte, einem wie ein glattes Stück Eis aus den Fingern wegglitschte.

Die Fiebern liefen viel verwickelter und verflochtener durch einander, als man es gewöhnlicher Weise in anderm Herzen findet; so daß das ganze Herz gleichsam einen Gordischen Knoten ausmachte, und, während seiner vormahligen

Lebensverrichtungen, sehr ungleiche und unregelmäßige Bewegungen gehabt haben mußte.

Ein Umstand schien uns besonders merkwürdig, daß wir nähmlich, bey Untersuchung der in dasselbe ein- und ausgehenden Gefäße, nicht die geringste Kommunikation mit der Zunge entdecken konnten.

Eben so wenig konnten wir unbemerkt lassen, daß verschiedne der kleinen Nerven im Herzen, welche durch die Empfindungen der Liebe, des Hasses und andrer Leidenschaften afficirt werden, in diesem nicht aus dem Gehirn, sondern aus den Muskeln, die um das Auge herumliegen, in dasselbe herabliefen.

Da ich das Herz in meiner Hand wog, fand ich es ausnehmend leicht, und folglich sehr hohl, worüber ich mich nicht wunderte, als ich, bey Betrachtung des Inwendigen, eine Menge von Zellen und Höhlen darin bemerkte, die eine in die andre liefen, ungefähr wie unsre Geschichtschreiber die Zimmer in Rosamundens Laube beschreiben. Verschiedne dieser kleinen Höhlungen waren mit unzähligen Arten von Lappereyen und Spielwerk ausgestopft, wovon ich aber keine umständliche Nachricht geben mag, und daher nur bemerken will, was oben auf lag; dieß war, wie wir, nach

Ent-

Entfaltung und genauer Betrachtung durch unsre Vergrößerungsgläser, sahen, eine feuerfarbne Haube.

Man sagte uns, verschiedne Liebhaber hätten sich um die Eigenthümerinn dieses Herzens bey ihrem Leben beworben, und sie hätte nicht nur alle diese Liebhaber aufgemuntert, sondern jeder, der mit ihr umgegangen, hätte aus ihrem Betragen geschlossen, daß er ihr besondrer Günstling sey. Wir erwarteten daher den Abdruck unzähliger Gesichter unter den verschiednen Falten des Herzens zu finden: zu unserm großen Erstaunen aber zeigte sich nicht die allergeringste Spur dieser Art, bis wir in den innersten Kern und Mittelpunkt desselben kamen. Hier bemerkten wir eine kleine Figur, die, wie wir durch unsre Vergrößerungsgläser sahen, sehr fantastisch gekleidet war. Je genauer ich sie betrachtete, desto mehr däuchte es mich, daß ich das Gesicht schon einmahl gesehen hätte, ich konnte mich aber weder des Orts, noch der Zeit erinnern: als endlich einer von der Gesellschaft, welcher diese Figur schärfer, als die übrigen, untersucht hatte, uns aus dem Bau des Gesichts, und den Zügen desselben, zeigte, daß der kleine Götze, welcher sich in den Mittelpunkt dieses Herzens eingenistelt hatte, der ver-

storbne Stutzer war, von dessen Kopf ich vorhin Nachricht gegeben habe.

So bald wir mit der Zergliederung fertig waren, beschlossen wir, ein Experiment mit dem Herzen zu machen, weil wir nicht im Stande waren, die eigentliche Natur seiner Substanz zu bestimmen, als welche in so vielen Stücken von der Substanz des Herzens in andern Frauenzimmern abwich. Wir legten es daher auf ein glühendes Kohlenfeuer, und nun sahen wir, daß es eine gewisse salamandrische Eigenschaft besaß, vermöge welcher es mitten in Feuer und Flammen lebte, ohne verzehrt, ja nur versengt zu werden.

Indem wir noch dieß seltsame Phänomen bewunderten, und in einem Kreise um den Heerd standen, gab es einen schrecklichen Seufzer oder vielmehr einen Knall von sich, und zersprang auf einmahl in Rauch und Dampf. Dieß eingebildete Geräusch, welches, wie mich däuchte, lauter war, als ein Kanonenschuß, erregte eine so gewaltige Erschütterung in meinem Gehirn, daß es die Dünste des Schlafs zerstreute, und mich im Augenblick ganz munter machte.

L.

Hun=

Hundert siebzigstes Stück. (283)

Die Kunst, reich zu werden.

Magister artis et largitor ingeni
Venter —

Pers.

Lucian macht sich oft über die Philosophen seiner Zeit lustig, die nicht eins werden konnten, ob sie den Reichthum in das Verzeichniß der wahren Güter aufnehmen sollten: die von den strengern Sekten strichen ihn gänzlich aus, unterdeß andre ihn eben so entschlossen einrückten.

Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß, so wie die Welt sich immer mehr verfeinert hat, auch die strengen Lehren der erstern gänzlich aus der Mode gekommen sind, und ich finde nicht, daß jetzt noch jemand dreist genug wäre, zu läugnen, daß der Besitz eines reichlichen Vermögens mit sehr großen Vortheilen verknüpft sey. In der That können die besten und weisesten der Menschen, wenn sie auch vielleicht einen guten Theil der Din-

ge, welche die Welt Vergnügungen nennt, verachten mögen, doch schwerlich gegen das Gewicht und die Würde unempfindlich seyn, die eine mäßige Portion Reichthum ihrem Charakter, ihrem Rath und ihren Handlungen ertheilt.

Es ist die allgemeine Klage aller Professionen und Gewerbe, daß die reichsten Mitglieder derselben am meisten aufgemuntert werden. Dieß schreibt man gemeiniglich der Bösartigkeit der Menschen zu, die, wie man glaubt, denen immer am günstigsten sind, die es am wenigsten verdienen. Allein wenn wir das Verfahren der Menschen in diesem Fall ohne Vorurtheil betrachten, so werden wir finden, daß es auf dem vernünftigsten Grunde beruhet. Denn gesetzt, beide wären an sich gleich ehrlich und rechtschaffen, so muß ich, der gemeinen Klugheit nach, eher von einem dürftigen Menschen hintergangen zu werden fürchten, als von dem, dessen Umstände ihn über die Versuchung des Geldes hinauszusetzen scheinen.

Aus diesem Grunde betrachtet auch das gemeine Wesen seine reichsten Unterthanen als diejenigen, denen am meisten an seiner Ruhe und Wohlfarth gelegen ist, und die folglich am geschicktesten sind, daß es ihm seine höchsten Aemter anvertraue. Im Gegentheil war das, was Katili-

na

ne zu den nichtswürdigen Leuten sagte, die das Ihrige durchgebracht hatten, und aus denen er nachmahls seine Armee formirte, nähmlich: daß sie nichts zu hoffen übrig hätten, als einen bürgerlichen Krieg, allzu wahr, als daß es nicht hätte den gewünschten Eindruck machen sollen.

Ich darf wohl, dünkt mich, nicht besorgen, daß dasjenige, was ich hier zum Ruhm des Geldes gesagt habe, für den größten Theil meiner Leser nicht hinreichend genug seyn sollte, den Inhalt dieses Blatts zu entschuldigen, welcher ein Versuch über die Mittel sein Vermögen zu vermehren, oder die Kunst, reich zu werden, seyn soll.

Das erste und unfehlbarste Mittel, diesen großen Zweck zu erreichen, ist Sparsamkeit. Alle Menschen sind nicht gleich geschickt Geld zu verdienen, aber diese Tugend auszuüben, steht in eines jeden Macht, und ich glaube, es gibt wohl sehr wenige Menschen, die, wenn es ihnen beliebt über ihr vergangenes Leben nachzudenken, nicht finden werden, daß, wenn sie alle die kleinen Summen, die sie unnöthiger Weise verschwendet haben, gespart hätten, sie jetzt Herrn eines hinlänglichen Auskommens seyn würden.

Industrie oder Fleiß fodert mit Recht die nächste Stelle nach der Sparsamkeit. Beide Tugenden kann man nicht vortrefflicher dem allgemeinen Gebrauch empfehlen, als durch folgende drey Italienische Sprichwörter:

Thue nie durch einen Andern, was du selbst thun kannst.

Verschiebe nie bis Morgen, was du Heute thun kannst.

Verachte nie kleine Einnahmen und Ausgaben.

Ein drittes Mittel, reich zu werden, ist Ordnung in Geschäften, zu welchem, sowohl als zu den beiden vorigen, auch Menschen von den geringsten Fähigkeiten gelangen können.

Der berühmte De Witt, einer der größten Staatsmänner seiner Zeit, ward von einem Freunde gefragt, wie es ihm doch möglich sey, die ungeheure Menge von Geschäften zu bestreiten, worein er verwickelt sey? Er antwortete, seine ganze Kunst bestünde darin, daß er nur Ein Ding auf einmahl thäte. Habe ich nothwendige Depeschen abzufertigen, sagte er, so denke ich so lange an nichts anders, als bis ich damit fertig bin; fodern häusliche Angelegenheiten meine Aufmerk-

sam-

samkeit, so widme ich mich ihnen ganz, bis sie in Ordnung sind.

Kurz, wir sehen oft, daß Leute von stumpfem und phlegmatischem Temperament zu großem Vermögen gelangen, weil sie eine regelmäßige und ordentliche Einrichtung in ihren Geschäften treffen, und daß, ohne dieselbe, die größten Talente und lebhaftesten Köpfe ihre Sachen mehr verwirren, als zu einem glücklichen Ausgange bringen.

Aus allem bisher gesagten kann ich, wie mich dünkt, als einen Grundsatz festsetzen, daß jeder Mensch von gutem gesundem Menschenverstande, wenn er will, in seinem besondern Stande unfehlbar reich werden kann. Die Ursach, warum Leute von den größten Fähigkeiten oft nicht reich sind, ist entweder, weil sie den Reichthum, in Vergleichung mit etwas anderm, verachten, oder wenigstens, weil sie sich kein Vermögen erwerben mögen, wenn sie es nicht auf ihre eigne Weise thun, und dabey zugleich aller Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Lebens genießen können.

Freylich aber muß man gestehen, daß es, außer diesen gewöhnlichen Methoden der Erwerbungskunst, noch eigne Wege für das Genie gibt; dieß gilt in diesen sowohl, als in andern Dingen des Lebens.

Gab es gleich der Mittel und Wege, Geld zu machen, schon von Alters her eine große Menge; und sind ihrer gleich in unsern Zeiten so viele neue erfunden worden, so bleibt doch gewiß der Erfindungskraft noch ein so großes Feld offen, daß jeder Mensch von mittelmäßigem Kopfe sich gar leicht hinsetzen, und sich einen Plan seines Lebens und Unterhalts entwerfen könnte, woran noch nie jemand vor ihm gedacht hätte.

Täglich sehen wir ja hungrige und sinnreiche Leute Methoden in Ausübung bringen, welche die Macht der Erfindungskraft in diesem Stücke beweisen.

Man erzählt von dem Skaramouche, dem ersten berühmten Italienischen Komödianten, als er sich zu Paris aufgehalten und in großem Mangel befunden, sey er beständig vor der Thür eines berühmten dortigen Parfumeurs herumgeschlichen, und so oft jemand, welcher Schnupftaback gekauft, herausgekommen, habe er sich eine Prise zur Probe ausgebeten; so oft er nun auf diese Weise eine Quantität von allerley verschiednen Sorten zusammen gebracht hatte, verkaufte er sie wieder, um einen geringern Preis, an denselben Parfumeur, der, als er den Kniff merkte, ihn Tabac de mille fleurs, oder Taback von tausend Bluhmen nannte. Die Geschich-

Geschichte erzählt ferner, er habe sich auf diese Art ein ganz artiges Auskommen erworben, bis er endlich, da er gar zu geschwind reich werden wollen, eines Tages eine so übermäßige Prise aus der Dose eines Schweizerofficiers genommen, daß er darüber Händel bekommen, und genöthigt worden, diese sinnreiche Lebensart fahren zu lassen.

Ich kann hier unmöglich umhin, auch einem Jünglinge aus meinem Vaterlande Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, der, ungeachtet er kaum zwölf Jahr alt ist, sich durch Industrie und Fleiß die Kunst erworben hat, den Grenadiermarsch auf seinem Kinn zu schlagen. Ich weiß von guter Hand, daß er hierdurch nicht nur sich selbst und seine Mutter ernährt, sondern auch noch täglich etwas zurücklegt, in der Absicht, sich, wenn der Krieg noch länger dauren sollte, wenigstens eine Trommel, wo nicht gar eine Fahne zu kaufen.

Ich schließe diese Beyspiele mit der Erfindung des berühmten Rabelais, als er von Paris, wohin er wollte, sehr weit entfernt war, und kein Geld zur Reise hatte. In dieser drückenden Noth schaffte der sinnreiche Autor sich eine hinlängliche Quantität Ziegelstaub an, wickelte denselben, wie Pulver, in verschiedne Papiere, und schrieb auf das eine: Gift für den König, auf das andre:

Gift

Gift für den Bruder des Königs, und auf das dritte: Gift für den Dauphin. Nachdem er diese Pulver für das königl. Französische Haus fertig hatte, legte er sie so, daß sein Wirth, der sehr neugierig und ein treuer Unterthan war, sie finden mußte. Der Anschlag glückte nach Wunsch, und der Wirth benachrichtigte davon augenblicklich den Staatssekretär. Dieser schickte unverzüglich einen Kriminalbedienten ab, welcher den Verräther nach Hofe brachte, und ihn unter Weges mit allen Bedürfnissen versorgte. So bald er ankam, erkannte man ihn für den berühmten Rabelais, und da man sein Pulver bey der Untersuchung ganz unschuldig befand, lachte man bloß über den Spaß, der einen weniger berühmten Spaßmacher auf die Galeeren gebracht haben würde.

Im Handel und Gewerbe ließen sich ohne Zweifel auch noch tausenderley Veränderungen und Erfindungen anbringen, woraus ganz neue Zweige erwachsen würden. Wem ist der berühmte Doily nicht noch in frischem Andenken, der sich ein großes Vermögen dadurch erwarb, daß er Materialien zu Zeugen ausfindig machte, die zugleich wohlfeil und elegant waren? Man hat mich versichert, wenn er nicht diese frugale Methode, unsern Stolz zu befriedigen, entdeckt hätte, so würden wir

schwer-

schwerlich im Stande gewesen seyn, den letzten Krieg auszuhalten.

Ich betrachte den Handel nicht nur als etwas sehr vortheilhaftes für den Staat überhaupt, sondern auch als das natürlichste und wahrscheinlichste Mittel für jeden Menschen, sein Glück zu machen, da ich, seitdem ich ein Zuschauer in der Welt bin, bemerkt habe, daß man sich in der Gegend der Börse größere Güter erwirbt, als zu Whitehall oder St. James. Ich glaube auch hinzusetzen zu können, daß die erste Art des Erwerbes mit mehr Zufriedenheit und Vergnügen, und mit einem eben so guten Gewissen verknüpft ist.

Ich darf indeß diesen Versuch nicht schließen, ohne zu bemerken, daß das, was ich gesagt habe, nur für Leute gemeint ist, die auf den gewöhnlichen Wegen ihr Fortkommen suchen, keines Weges aber für solche, die von den niedrigsten Stufen sich zu den höchsten Gipfeln der Staaten emporschwingen, und die ansehnlichsten Figuren in der Welt machen. Für diese paßt meine Maxime des Sparens gar nicht, weil nichts gewöhnlicher ist, als daß Sparsamkeit die Absichten des Ehrgeizes vereitelt; denn es ist fast unmöglich, daß die Seele ihre Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten wen-

den kann, wenn sie zugleich mit irgend einem grossen Unternehmen schwanger geht.

Man kann daher diese Leute mit einem grossen Dichter vergleichen, der, wie Longin sagt, während der Zeit, da er von den erhabensten Ideen voll ist, nicht immer Muße hat, sich um die kleinen Schönheiten und Feinheiten seiner Kunst zu bekümmern.

Gleichwohl wünschte ich allen meinen Lesern, daß sie sich nicht zu voreilig für große Genies, oder für Leute halten möchten, die über alle Regeln erhaben sind, weil nichts leichter ist, als sich in diesem Stücke zu irren.

X.

Hundert ein und siebzigstes Stück.

(287)

Lob der Englischen Regierungsform.

Ω φιλτατη γη μητερ, ὡς σεμνον σφοδρ' ει
Τοις νουν εχουσι κτημα! —

MENAND.

Ich sehe es als eine besondre Glückseligkeit an, daß, wenn ich selbst zu wählen hätte, was für eine Religion ich haben, und unter welcher Regierungsform ich leben wollte, ich gewiß derjenigen Religions- und Regierungsverfassung, die in meinem Vaterlande eingeführt ist, den Vorzug geben würde. Ich glaube, daß meine Gesinnung in diesem Stück auf Vernunft und Ueberzeugung beruht; sollte man mir aber auch sagen, ich dächte so aus Vorurtheil, so bin ich doch versichert, daß dieß ein löbliches Vorurtheil ist, ein Vorurtheil, das aus Liebe zu meinem Vaterlande entspringt, und dem ich also immer folgen will. Ich habe schon in verschiednen Blättern meine Unterwürfigkeit und Hochachtung gegen

gegen die Englische Kirche an den Tag gelegt, und bestimme dieß zu einem Versuch über unsre bürgerliche Verfassung, da ich mich oft über diesen Gegenstand mit Betrachtungen unterhalten habe, die ich in keinen andern Schriftstellern finde.

Diejenige Regierungsform scheint mir die vernünftigste, die der Gleichheit, welche wir in der menschlichen Natur finden, am gemäßesten ist, wofern sie nur mit der öffentlichen Ruhe und Sicherheit bestehen kann. Nur dieß ists, was eigentlich den Nahmen Freyheit verdient, wobey ein Mensch nur in so fern keinem andern unterworfen ist, als die Ordnung und Oekonomie der Verfassung es verstattet.

Die Freyheit sollte sich auf jedes Individuum eines Volks erstrecken, da sie alle an einer gemeinschaftlichen Natur Theil haben. Verbreitet sie sich nur über besondre Theile, so wäre es besser, es gäbe gar keine, weil eine solche Freyheit das Unglück derer, die ihrer beraubt sind, nur noch größer macht, indem es ihnen einen unangenehmen Gegenstand der Vergleichung vor Augen stellt.

Diese Freyheit wird am besten erhalten, wo die gesetzgebende Gewalt unter verschiedne Personen vertheilt ist, besonders wenn diese Personen

von verschiednen Ständen sind, und ein verschiednes Interesse haben; denn wo sie von eben demselben Stande sind, und folglich ein diesem Stande eigenthümliches Interesse zu befördern haben, da ist kein großer Unterschied zwischen ihr und einer despotischen Gewalt in den Händen einer einzigen Person. Die größte Sicherheit aber, die ein Volk für seine Freyheit haben kann, ist, wenn die gesetzgebende Macht in den Händen von Personen ist, die so glücklich unterschieden sind, daß sie, indem sie für das besondre Interesse ihrer verschiednen Stände sorgen, zugleich die Wohlfahrt des ganzen Volks befördern; oder mit andern Worten, wenn es keinen Theil des Volks gibt, der nicht wenigstens mit einem Theil der Gesetzgeber ein gemeinschaftliches Interesse hätte.

Ist nur Ein Kollegium von Gesetzgebern, so ist es nicht besser, als eine Tyranney; sind ihrer nur zwey, so fehlt es an einer Stimme, die den Ausschlag gibt, und eins von ihnen muß am Ende durch die Streitigkeiten, die nothwendig zwischen ihnen entstehen müssen, verschlungen werden. Viere würden dieselbe Inkonvenienz haben, als zwey, und eine noch größere Anzahl würde zu viel Verwirrung verursachen. Nie las ich eine Stelle im Polybius, und eine andre im Cicero über

 diese

diese Materie ohne ein inneres Vergnügen, wenn ich sie auf die Englische Verfassung anwandte, worauf sie viel besser passen, als auf die Römische. Diese beiden großen Schriftsteller geben einer vermischten Regierungsform den Vorzug, die aus drey Zweigen bestehe, aus der königlichen, der Adels- und der Volksgewalt. Ohne Zweifel dachten sie dabey an die Verfassung der Römischen Republik, in welcher der Konsul den König, der Senat den Adel, und die Tribunen das Volk vorstellten. Diese dreyfache Eintheilung der Gewalt in der Römischen Verfassung war keines Weges so genau und natürlich, als in der Englischen. Unter verschiednen Einwürfen, die sich dagegen machen ließen, halte ich die für die vornehmsten, welche die Konsularische Gewalt betreffen, als welche bloß das äußere Gepränge, ohne die Macht der königlichen Autorität besaß. Ihre Anzahl enthielt keine Ausschlag gebende Stimme; weshalb denn (im Fall nicht etwa der eine auswärts zu thun hatte, unterdeß der andre zu Hause saß) die öffentlichen Geschäfte oft ins Stocken geriethen, wenn die Konsuln entgegengesetzter Meinung waren. Ueber dieß finde ich nicht, daß die Konsuln je eine verneinende Stimme hatten, wenn ein Gesetz gegeben werden, oder ein Rathsschluß

ergehen sollte; so daß sie in der That mehr das Haupt des Adels, oder die ersten Staatsminister waren, als ein besondrer Zweig der Souverainität, in welcher keiner für einen Theil gelten kann, der nicht auch ein Theil der Gesetzgebung ist. Hätten die Konsuln die königliche Autorität in eben so hohem Grade besessen, als unsre Monarchen, so würde nie eine Ursach zur Diktatur da gewesen seyn, welche die Gewalt aller drey Stände verband, und am Ende die ganze Verfassung über den Haufen warf.

Eine Geschichte, wie die, welche Suetonius beschrieben hat, die uns eine Succession unumschränkter Regenten vor Augen stellt, ist für mich ein unwiderlegliches Argument gegen die despotische Gewalt. Wo der Regent weise und tugendhaft ist, da ist es freylich ein Glück für sein Volk, daß er unumschränkte Gewalt besitzt; da man aber, nach dem gemeinen Lauf der Dinge, gegen Einen weisen und guten Menschen zehn von entgegengesetztem Charakter findet, so ist es sehr gefährlich für eine Nation, vom guten Glück abzuhangen, oder ihr öffentliches Glück oder Unglück auf die Tugenden oder Laster einer einzigen Person ankommen zu lassen. Man sehe nur in die Geschichte, deren ich erwähnt habe, oder in jede andre

Reihe unumschränkter Regenten; wie viele Tyrannen muß man nicht durchlesen, ehe man auf Einen erträglichen Monarchen stößt? Aber dieß ist nicht alles; ein guter Privatmann wird oft grausam und lasterhaft, wenn er sich in einen unumschränkten Regenten verwandelt sieht. Gebt einem Menschen Macht, ungestraft zu thun, was ihm beliebt, so vertilgt ihr seine Furcht, und stürzt also eine der Grundstützen der Moralität in ihm um. Dieß wird ebenfalls durch die Erfahrung bestätigt. Wie viel hoffnungsvolle Erben großer Reiche wurden nicht, nachdem sie zum Besitz derselben gelangt waren, Ungeheuer von Wollust und Grausamkeit, welche die menschliche Natur beschimpften?

Einige Schriftsteller sagen, unsre Regierungsform auf Erden sollte der im Himmel ähnlich seyn, welche ganz monarchisch und unumschränkt sey. Wäre ein Mensch seinem Schöpfer an Güte und Gerechtigkeit gleich, so würde ich ebenfalls rathen, diesem großen Muster zu folgen; wo aber Güte und Gerechtigkeit dem Regenten nicht wesentlich sind, da möchte ich mich ungern seinen Händen anvertrauen und ihn nach seinem Willkühr und Wohlgefallen über mich disponiren lassen.

Es ist seltsam, in welch einer genauen Verbindung die despotische Regierungsform mit der

Barbarey steht, und wie dadurch, daß man eine Person zu einem höheren Wesen, als die Menschen macht, die übrigen zu geringern Wesen gemacht werden. Ungefähr neun Zehntheile der Welt befinden sich in der tiefsten Sklaverey, und sind dadurch in die gröbste und viehischeste Unwissenheit versenkt. Die Europäische Sklaverey ist freylich Freyheit in Vergleichung mit der, die in den andern drey Welttheilen herrscht; und daher ist es kein Wunder, daß die, welche unter derselben kriechen, noch manches Schimmers von Licht genießen, dessen die andern gänzlich beraubt sind.

Reichthum und Ueberfluß sind die natürlichen Früchte der Freyheit, und wo diese sich finden, werden Gelehrsamkeit und alle schönen Künste alsobald ihr Haupt emporheben, und blühen. Denn da keine sklavische Sorgen und Bekümmernisse demjenigen vor der Seele schweben dürfen, der sich den Flügen der Einbildungskraft und Spekulation überlassen, und mit seinen Untersuchungen in alle geheimen Winkel der Wahrheit eindringen will, so muß er nothwendig mit allen Bequemlichkeiten des Lebens hinlänglich versorgt seyn.

Das erste, nach dem ein jeder sich umsieht, sind die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens. Dieser Punkt nimmt so lange alle unsre Gedanken

ein, bis er befriedigt ist. Sind wir dieser Sorge entladen, so sehen wir uns nach Vergnügungen und Ergetzlichkeiten um; und unter einer Menge müßiger Leute, wird es gewiß viele geben, die ihr Vergnügen am Lesen und in der Betrachtung finden werden. Diese sind die beiden Hauptquellen der Erkenntniß, und so wie die Menschen weise werden, finden sie natürlicher Weise ein Vergnügen daran, ihre Entdeckungen mitzutheilen; und andre, welche die Glückseligkeit eines solchen durch die Wissenschaften gebildeten Lebens sehen, und durch ihren Umgang klüger und besser werden, eifern und ahmen einander nach, und suchen einander zu übertreffen, bis eine Nation mit ganzen Schaaren weiser und verständiger Menschen angefüllt ist. Gemächlichkeit und Ueberfluß sind also die großen Pflegemütter der Erkenntniß; und da es den meisten despotischen Staaten in der Welt an beiden fehlt, so sind sie auch natürlicher Weise mit Unwissenheit und Barbarey überzogen. In Europa gibt es freylich, ungeachtet der unumschränkten Gewalt verschiedner seiner Regenten, Männer, die durch Erkenntniß und Gelehrsamkeit berühmt sind; die Ursach aber ist, weil viele ihrer Unterthanen wohlhabend und reich sind, indem der Regent es nicht wagt, gleich den morgenländischen

Despo-

Despoten, von seiner Tyranney vollen Gebrauch zu machen, damit seine Unterthanen nicht gereizt werden, ihre Verfassung umzuformen, da sie so viele Beyspiele von Freyheit vor Augen haben. In allen despotischen Regierungsformen aber, sollte auch gleich ein besondrer Regent die Künste und Wissenschaften begünstigen, arten die Menschen natürlicher Weise aus, wie man an den Römern sehen kann, die, seit Augusts Regierung, nach und nach ausarteten, bis sie endlich zur Gleichheit mit den barbarischsten Nationen, von denen sie umringt waren, herabsanken. Man betrachte Griechenland unter seinen Freystaaten; sollte man nicht glauben, seine Einwohner hätten in einem ganz andern Klima und unter einem ganz andern Himmel gelebt, als die jetzigen? so verschieden sind die Genies, die unter Türkischer Sklaverey und unter Griechischer Freyheit gebildet werden.

Außer der Armuth und dem Mangel gibt es noch andre Ursachen, welche die Gemüther der Menschen, die in der Sklaverey leben, erniedrigen, wiewohl ich diese für die vornehmsten halte. Dieser natürliche Hang der despotischen Gewalt zur Unwissenheit und Barbarey, obgleich andre ihn nicht bemerkt zu haben scheinen, ist, dünkt mich, ein unwiderlegliches Argument gegen diese

Regierungsform, da er zeigt, wie sehr sie gegen das Wohl des Menschengeschlechts und die Vollkommenheit der menschlichen Natur streitet, welche doch die Hauptzwecke aller bürgerlichen Verfassungen seyn sollten.

L.

Hundert zwey und siebzigstes Stück.

(289)

Ueber den Tod.

Vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam.

Hor.

Ich ziehe oft in einem Kaffehause die Augen des ganzen Zimmers auf mich, wenn ich zu einer Zeit, da alles von Neuigkeiten voll, und das Holländische Packetboth vielleicht eben angekommen ist, von dem Wirth die Sterbeliste der letzten Woche fodere. Man hat mich bey dieser Gelegenheit zuweilen für einen Küster, zuweilen für einen Leichen-Entrepeneur,

peneur, und zuweilen für einen Arzt gehalten. Mein wahrer Bewegungsgrund aber ist meine philosophische Denkungsart, da ich hieraus Gelegenheit nehme, über die regelmäßige Vermehrung und Verminderung des Menschengeschlechts nachzudenken, und die verschiednen Wege zu betrachten, durch welche wir aus dem Leben in die Ewigkeit hinübergehen. Ich freue mich daher über diese wöchentliche Warnungen, die meine Seele auf Gedanken lenken, welche die tägliche Unterhaltung jedes vernünftigen Geschöpfs seyn sollten; und stelle mir oft mit innigem Vergnügen vor, durch welche dieser Erlösungen, oder wie wir es gemeiniglich nennen, Krankheiten, ich vielleicht aus dieser Welt des Kummers und der Schmerzen in denjenigen Zustand der Existenz übergehen werde, worin ich glücklicher zu seyn hoffe, als ich es jetzt zu begreifen vermag.

Doch dieß ist nicht der einzige Gebrauch, den ich von jenem wöchentlichen Verzeichniß mache. Eine Sterbeliste ist, meiner Meinung nach, ein unwiderleglicher Beweis für das Daseyn einer Vorsehung. Wie können wir es, ohne anzunehmen, daß wir unter der beständigen Aufsicht eines höchsten Wesens stehen, auf irgend eine mögliche Weise erklären, daß sich, wie aus allen Sterbelisten er-

hellet, zwischen der Anzahl der Gebornen und Verstorbnen, wie auch der Knaben und Mädchen, welche geboren werden, ein so genaues Verhältniß findet? Was sonst könnte wohl den Zuwachs jeder Nation so richtig mit ihrem Verlust ins Gleichgewicht bringen, und diese neuen Ankömmlinge in so gleiche Haufen beider Geschlechter abtheilen? In der Hand des Ungefährs könnte die Wage unmöglich immer so gleich stehen. Würden wir nicht durch einen verständigen Aufseher gezählt und berechnet, so würden wir zuweilen mit Menschenschwärmen überladen werden, und zu andern Zeiten uns fast ganz entvölkert sehen; bald würden wir ein Populus virorum, wie **Florus** es sehr zierlich ausdrückt, oder eine **Generation von Männern**, bald ein Volk von lauter Weibern seyn. Wir können diese Betrachtung auf jede Gattung lebendiger Geschöpfe ausdehnen, und uns die ganze animalische Welt als eine ungeheure Armee vorstellen, die aus unzähligen Korps besteht, deren Regimenter nun beynahe fünf tausend Jahre lang auf eine so wunderbare Weise vollzählig erhalten worden, daß vermuthlich während dieser langen Zeit nicht eine einzige Gattung verloren gegangen. Könnten wir allgemeine Sterbelisten von jeder Art von Thieren haben, oder nur besondre von jeder Gattung

tung in jedem festen Lande oder Eylande, ja nur in jedem Walde, Morast, oder Berge, welche erstaunliche Beweise würden sie nicht von der Vorsehung seyn, die über alle ihre Werke wacht!

Ich habe von einem großen Manne in der Römischen Kirche gehört, der, als er im fünften Kapitel des ersten Buchs Mosis die Worte las: **Und Adam lebte neun hundert und dreyßig Jahre, und starb; und Seth lebte neun hundert und zwölf Jahre, und starb; und Methusalah lebte neun hundert neun und sechzig Jahre, und starb:** sogleich der Welt entsagte und sich in ein Kloster einschloß, weil er glaubte, daß in diesem Leben nichts seines Bestrebens würdig sey, was nicht Beziehung auf ein künftiges habe.

Die Wahrheit ist, nichts in der ganzen Geschichte ist lehrreicher, als die Nachrichten, die wir in derselben von dem Tode großer Männer und ihrem Verhalten in diesem furchtbaren Zeitpunkte finden. Ich kann noch hinzusetzen, es gibt keine Theile der Geschichte, die den Leser so empfindlich rühren und vergnügen. Die Ursach davon ist, meiner Meinung nach, weil es keinen andern einzelnen Umstand in der Geschichte irgend einer Person gibt, welcher jeden der Leser möglicher Weise auch treffen könnte. Eine Schlacht oder ein

Triumph

Triumph sind Fälle, in welche kein einziger unter einer Million vermuthlich kommen wird; sehen wir aber einen Menschen am Rande des Grabes, so können wir nicht umhin, auf alles, was er spricht oder thut, aufmerksam zu seyn, weil wir versichert sind, daß wir selbst, früh oder spät, uns in demselben melancholischen Zustande befinden werden. Der General, der Staatsmann oder der Philosoph sind vielleicht Charakter, in denen wir nie handeln werden; aber der sterbende Mann ist ein Charakter, welcher, früh oder spät, gewiß auch der unsrige seyn wird.

Eben dieß ist vielleicht auch der Grund, warum wenig Bücher, die in England erschienen sind, so viel gelesen werden, als Sherlocks Abhandlung vom Tode; wiewohl ich zu gleicher Zeit gestehen muß, daß der, welcher dieß vortreffliche Werk nicht gelesen hat, eine der stärksten Ueberredungsschriften zu einem gottesfürchtigen Leben nicht kennt, die vielleicht je in irgend einer Sprache geschrieben worden.

Die Betrachtung, mit welcher ich diesen Versuch über den Tod beschließen will, ist eine der ältesten und gewöhnlichsten Moralen, die man den Menschen angepriesen hat. Aber eben daß sie so gemein, und so durchgängig angenommen ist,

ob es ihr gleich den Reiz der Neuheit nimmt, gibt ihr ein desto größeres Gewicht, da es zeigt, daß sie dem Verstande aller Menschen einleuchtet. Kurz, mein Wunsch ist, Jedermann bedächte, daß er in diesem Leben nichts weiter, als ein Fremdling und Pilger ist, und daß er seine Ruhe nicht hier suchen, sondern immer ein aufmerksames Auge auf denjenigen Zustand des Daseyns richten sollte, dem er mit jedem Augenblick näher kömmt, und welcher in alle Ewigkeit unwandelbar und unverändert fortdauern wird. Diese einzige Betrachtung sollte hinreichen, die Bitterkeit des Hasses, den Durst der Habsucht, und die Grausamkeit des Ehrgeizes in uns zu vertilgen.

Ich lese nie ohne großes Vergnügen eine Stelle aus dem Antiphanes, einem sehr alten Dichter, der beynahe hundert Jahr vor dem Sokrates lebte, welche das menschliche Leben in diesem Gesichtspunkt darstellt. Hier ist eine wörtliche Uebersetzung derselben: **Traure nicht übermäßig um deine verstorbnen Freunde. Sie sind nicht todt, sondern haben nur die Reise vollendet, die jeder von uns machen muß. Wir selbst müssen hin zu dem großen Wohnorte, wo sie alle versammelt sind, und in diesem allgemeinen Sammelplatz des Menschen-**

schengeschlechts wartet ein ganz anderer Zustand des Daseyns auf uns.

Mich dünkt, ich habe schon in einem meiner vorigen Blätter der schönen Metaphern in der Schrift erwähnt, wo das Leben eine Wallfahrt, und die Lebendigen Fremdlinge und Pilger auf Erden genannt werden; und dieß erinnert mich an eine Geschichte, die ich irgendwo in Chardins Reisen gelesen habe. Nachdem er angemerkt hat, daß man die Häuser, worin die Karavanen in Persien und andern Morgenländern beherbergt werden, Karavansereyen nenne, erzählt er Folgendes.

Ein Derwisch kam, auf seiner Reise durch die Tatarey, in die Stadt Balk, und ging aus Versehen in den königlichen Pallast, weil er ihn für eine öffentliche Herberge oder Karavanserey hielt. Nachdem er sich eine Zeitlang umgesehen hatte, begab er sich in eine lange Gallerie, wo er sein Felleisen ablegte, und seine Decke ausbreitete, um auf derselben, der Gewohnheit der orientalischen Völker gemäß, auszuruhen. Er hatte noch nicht lange so gelegen, als einige von der Wache ihn entdeckten, und ihn fragten, was er da zu thun habe? Der Derwisch sagte ihnen, er gedächte in dieser Karavanserey sein Nachtlager zu halten; worauf

die

die Wache ihm sehr zornig zu wissen that, daß das Haus keine Karavanserey, sondern der königliche Pallast sey. Von ungefähr ging der König selbst während dieses Streits durch die Gallerie; er lächelte über den Irrthum des Derwisch, und fragte ihn, wie er doch so dumm seyn, und einen Pallast nicht von einer Karavanserey unterscheiden könnte? Herr, sagte der Derwisch, erlaube mir, Dir eine oder zwey Fragen zu thun. Wer wohnte in diesem Hause, als es zuerst erbaut wurde? — *Meine Vorfahren*, versetzte der König. — Und wer, sagte der Derwisch, wohnte hier zuletzt? — *Mein Vater.* — Und wer wohnt hier jetzt? — Ich selbst. — Und wer wird denn nach Dir hier wohnen? — Der junge Prinz, mein Sohn. — „Ach Herr! sagte der Derwisch, ein Haus, das so oft seine Bewohner verändert, und immer andre Gäste beherbergt, ist kein Pallast, sondern eine *Karavanserey*."

L.

Hun-

Hundert drey und siebzigstes Stück.

(293)

Vom Glücke.

Πασιν γαρ ευφρονουσιν συμμαχει τυχη.

FRAG. VET. POET.

Der berühmte Gracian gibt in dem kleinen Buch, worin er die Kunst lehrt, sich am Hofe emporzubringen, seinen Lesern den Rath, sich nur zu den Glücklichen zu gesellen, und die Gesellschaft der Unglücklichen zu meiden; ein Rath, den zwar eine rechtschaffne Seele verabscheuen wird, der aber doch für diejenigen, die bloß ihren Vortheil in der Welt suchen, wohl von gutem Nutzen seyn möchte. Es ist gewiß, daß ein großer Theil von dem, was wir gutes oder schlechtes Glück nennen, aus richtigen oder verkehrten Maßnehmungen oder Lebensplanen entspringt. Wenn ich einen Menschen klagen höre, daß es ihm in allen seinen Unternehmungen unglücklich gehe, so argwöhne ich gleich, daß er seine Sachen

wohl nicht recht anzufangen wisse. Eben diesem Grundsatz zufolge pflegte der Kardinal Richelieu zu sagen, unglücklich und unverständig wären nur zwey Worte für eine und eben dieselbe Sache. Wie dieser Kardinal beides, viel Klugheit und viel Glück hatte, so fiel sein berühmter Gegner, der Graf von Olivarez, am Spanischen Hofe in Ungnade, weil man gegen ihn anführte, daß er in allen seinen Unternehmungen kein Glück hätte. Dieß, sagt ein berühmter Schriftsteller, hieß *ihn* verdeckter Weise des Unverstandes beschuldigen.

Cicero empfahl den Römern den Pompejus zum General, aus dem dreyfachen Grunde, weil er ein Mann von Tapferkeit, Kriegsgeschicklichkeit und Glück sey. Vielleicht war es auch aus obgedachter Ursache, weil nähmlich ein ununterbrochnes Glück ein kluges Verhalten in der Person, welcher es begegnet, voraussetzt, daß nicht nur der Diktator Sulla, sondern auch verschiedne der Römischen Kaiser, wie man noch auf ihren Münzen sieht, sich unter ihren andern Titeln auch den Titel Felix oder der Glückliche gaben. Wirklich scheinen Heiden einen Menschen mehr wegen seines Glücks, als wegen irgend einer andern Eigenschaft, geschätzt zu haben, und dieß

ist, dünkt mich, auch sehr natürlich, wenn man keinen festen Glauben an eine andre Welt hat. Denn wie kann ich mir vorstellen, daß ein Mensch mit so vielen auszeichnenden Segnungen des Himmels gekrönt werden könnte, wenn er nicht einen außerordentlichen Fond von Verdienst oder Vollkommenheit in sich hätte, der dem höchsten Auge sichtbar ist, wenn er gleich von mir nicht bemerkt wird? Woher kömmts, daß Homers oder Virgils Helden keinen Entschluß fassen, keinen Hieb auf den Feind thun, ohne Rath oder Leitung irgend einer Gottheit? Ohne Zweifel, weil die Dichter es für die größte Ehre hielten, von den Göttern begünstigt zu seyn, und weil sie einen Menschen nicht besser loben zu können glaubten, als wenn sie diese Gunstbezeugungen erzählten, welche natürlicher Weise ein außerordentliches Verdienst in der Person voraussetzten, der sie widerfuhren.

Diejenigen, die einen künftigen Stand der Belohnungen und Strafen glauben, handeln sehr ungereimt, wenn sie sich in ihrer Meinung von den Verdiensten eines Menschen nach seinem Glücke richten. Aber wenn ich glaubte, daß der ganze Umfang unsers Daseyns vom unsrer Geburt und unserm Tode umschränkt würde, so müßte ich in der That das Glück eines Menschen für das Maaß

seines

seines Verdienstes halten, indem die Vorsehung alsdann keine Gelegenheit haben würde, seine Tugenden und Vollkommenheiten anders, als in diesem Leben, zu belohnen. Ein tugendhafter Ungläubiger, der unter dem Druck des Unglücks seufzt, hat Ursach, auszurufen, wie Brutus kurz vor seinem Tode gethan haben soll: O Tugend, ich verehrte dich als ein wesentliches Gut, finde aber jezt, daß du nur ein leerer Nahme bist!

Doch, um wieder auf unsern ersten Punkt zu kommen, wenn gleich die Klugheit großentheils unser Glück oder Unglück in der Welt macht, so ist es doch gewiß, daß es mancherley unvorhergesehene Zufälle und Ereignisse gibt, die sehr oft die feinsten Entwürfe, welche die menschliche Weisheit nur ausdenken kann, vereiteln. Zum Laufen hilft nicht immer schnell, noch zum Schlagen stark seyn. Nur die unendliche Weisheit allein hat eine unumschränkte Gewalt über das Glück; der höchste Grad desselben, welchen der Mensch besitzen kann, ist keinesweges sicher vor zufälligen Begebenheiten, und vor solchen Ereignissen, als in der Betreibung unsrer Angelegenheiten uns aufstoßen können. Ja, es geschieht sehr oft, daß die Klugheit, die immer einen starken Zusatz von Behutsamkeit und

Vorsichtigkeit hat, einen Menschen hindert, so glücklich zu seyn, als er vielleicht ohne sie hätte seyn können. Ein Mensch, der nur das zu erreichen strebt, was wahrscheinlicher Weise glücken wird, und den Vorschriften der menschlichen Klugheit aufs genaueste folgt, hat nie die großen und unerwarteten Glücksfälle zu hoffen, die oft die Wirkung eines sanguinischen Temperaments, oder einer glücklichern Raschheit sind; und dieß ist vielleicht der Grund, warum, der gemeinen Bemerkung zufolge, *Fortuna*, gleich andern Frauenzimmern, den Jungen günstiger ist, als den Alten.

Kurz, da der Mensch ein so kurzsichtiges Geschöpf ist, und der Zufälle, die ihn betreffen können, so mancherley sind, so kann ich nicht anders, als der Meinung Tillotsons beypflichten, daß, wenn man auch an einer Vorsehung zweifeln könnte, es doch sehr wünschenswürdig seyn würde, daß es ein solches Wesen von unendlicher Weisheit und Güte gäbe, auf dessen Leitung wir uns in der Führung des menschlichen Lebens verlassen könnten.

Es ist große Vermessenheit, unser Glück unserm eignen klugen Verhalten zuzuschreiben, und nicht vielmehr uns wegen jedes Segens, mehr, weil

weil er eine Wohlthat des Himmels, als weil er ein Werk unsrer eignen Klugheit ist, zu schätzen. Ich habe daher immer die Schaumünze mit Vergnügen betrachtet, welche die Königinn Elisabeth kurz nach der Niederlage der unüberwindlichen Armada schlagen ließ, um das Andenken dieser außerordentlichen Begebenheit zu verewigen. Es ist bekannt, daß der König von Spanien und Andre, welche Feinde dieser großen Königinn waren, um ihren Ruhm zu verkleinern, den Ruin ihrer Flotte mehr der Gewalt der Stürme, als der Tapferkeit der Engländer zuschrieben. Die Königinn Elisabeth, statt dieß als eine Verminderung ihrer Ehre anzusehen, war vielmehr stolz auf eine so ausgezeichnete Gunst der Vorsehung, und ließ demnach auf der Rückseite der obgedachten Schaumünze eine Flotte vorstellen, die durch einen Sturm überfallen und auf einander geworfen wurde, mit der religiösen Ueberschrift: Afflavit Deus, et dissipantur. Gott blies darein, und sie zerstoben.

Es ist merkwürdig, was man von einem Griechischen General erzählt, dessen Nahmen mir aber jetzt nicht einfällt. Er war immer ein besondrer Günstling des Glücks gewesen, und da er einst

unter guten Freunden von seinen Siegen erzählte, setzte er am Ende einer Reihe von großen Thaten hinzu: Und daran hatte das Glück keinen Theil. Nach dieser Zeit aber hatte er, wie die Geschichte erzählt, in allem, was er unternahm, kein Glück mehr.

Wie Uebermuth und Einbildung auf unsre eigne Fähigkeiten Leuten von Vernunft und Tugend sehr anstößig und widerlich sind, so können wir auch versichert seyn, daß sie demjenigen Wesen höchst mißfällig seyn müssen, welches ein demüthiges Herz liebt, und durch verschiedne seiner Fügungen uns ausdrücklich zeigen zu wollen scheint, daß unsre eignen Entwürfe und unsre eigne Klugheit an unserm Fortkommen keinen Theil haben.

Da ich über diese Materie schon verschiedne Stellen aus andern Schriftstellern angeführt habe, welche mir beym Schreiben dieses Blatts eingefallen sind, so will ich zum Schluß noch eine kleine Persische Fabel hersetzen. Ein Wassertropfen fiel aus einer Wolke ins Meer, und da er sich in dieser ungeheuren Masse flüssiger Materie verschlungen und verloren fand, brach er in folgende Betrachtung aus: „Ach! welch ein unbedeutendes Geschöpf bin ich doch in diesem unermeßlichen Ocean

von

von Wassern! mein Daseyn ist in dem großen Weltall nicht einmahl der Bemerkung werth; ich bin fast ein bloßes Nichts, und weniger, als das geringste der Werke Gottes." Es fügte sich aber, daß eine Muschel, die in der Nähe dieses Tropfens lag, sich aufthat, und ihn mitten in seinem demüthigen Selbstgespräche verschlang. Der Tropfen, sagt die Fabel, lag eine Zeitlang in der Muschel und verhärtete sich, bis er nach und nach zu einer Perle gereift war, welche, nachdem sie einem Taucher in die Hände fiel, nach einer langen Reihe von Begebenheiten, nunmehr diejenige berühmte Perle ist, die an der Spitze des Persischen Diadems steht.

L.

Hundert vier und siebzigstes Stück.

(295)

Vom Stecknadelgelde der Damen.

Prodiga non sentit pereuntem foemina censum:
At velut exhausta redivivus pullulet arca
Nummus, et e pleno semper tollatur aceruo,
Non unquam reputat, quanti sibi gaudia
constant.

IUVEN.

„Mein Herr Zuschauer,

Ich habe mein großes Stufenjahr zurückgelegt, und bin von Natur ein gutherziger, sanftmüthiger Mann. Vor ein Dutzend Jahren etwa verheurathete ich mich, zur Strafe meiner Sünden, mit einem jungen Frauenzimmer von guter Familie und hohem Geiste; konnte sie aber nicht eher zum Jawort bringen, als bis ich einen Kontrakt mit ihr geschlossen hatte, der wenigstens eben so lang ist, als der große Allianztraktat. Unter andern Artikeln ward darin stipulirt, daß sie jährlich

lich baare 400 Pfund zum Stecknadelgelde haben sollte, die ich mich vierteljährig an einen Gewissen, den sie zu ihrem Bevollmächtigten in dieser Sache bestellte, auszuzahlen verbindlich machte. Ich bin seitdem immer dieser feyerlichen Verpflichtung aufs gewissenhafteste nachgekommen. Nun aber hat diese Dame, seit unsrer Verheurathung, eine gute Anzahl Kinder zur Welt gebracht; wozu ihr, wenn ich unsern boshaften Nachbarn glauben dürfte, ihr Stecknadelgeld nicht wenig behülflich gewesen. Die Erziehung dieser meiner Kinder, die mir, meiner Erwartung zuwider, jährlich geboren werden, treibt mich so sehr in die Enge, daß ich ihre Mutter gebeten habe, mich der Verbindlichkeit des obgedachten Stecknadelgeldes zu entledigen, damit ich es zur künftigen Versorgung ihrer Familie zurücklegen könnte. Dieser Vorschlag aber entflammte das edle Blut in ihren Adern dermaßen, daß sie mir, da ich mit der Auszahlung des letzten Quartals ein wenig zaudre, täglich droht, mich arretiren zu lassen; ja sie geht so weit, daß sie mir sagt, wofern ich ihr nicht Recht widerfahren ließe, sollte ich im Gefängniß sterben. Diesem fügt sie noch hinzu, wenn ihr Zorn ihr gelassen zu reden verstattet, sie habe verschiedne Spielschulden, die sie ehestens bezahlen

müsse, und unmöglich könne sie ihr Geld verlieren, wie es einer Dame von ihrem Stande und Charakter gezieme, wenn sie mir in diesem Artikel das geringste nachlassen sollte. Ich hoffe, mein Herr, Sie werden hieraus Gelegenheit nehmen, uns Ihre Meinung über eine Sache zu sagen, die Sie noch nie berührt haben, und uns benachrichtigen, ob es rechtsgegründete Beyspiele für diesen Gebrauch unter unsern Vorfahren gibt, oder ob Sie im Grotius, Puffendorf, oder andern Civilisten, des Stecknadelgeldes erwähnt finden?

Ihr 2c.
Josias Schalk.

Da wohl kein Mensch auf der Welt ein so erklärter Verfechter des schönen Geschlechts ist, als ich, so kann auch wohl keiner ungeneigter seyn, irgend eines seiner alten Rechte und Privilegien zu schmählern; allein, da die Lehre vom Stecknadelgelde sich nur von ganz kurzer Zeit herschreibt, und unsern Urgroßmüttern unbekannt gewesen, auch von vielen unsrer neuen Damen noch nicht angenommen ist, so glaube ich, das Interesse beider Geschlechter erfodert es, daß man ihrer weitern Ausbreitung Einhalt thue.

Herr

Herr Josias Schalk irrt sich vielleicht nicht sehr, wenn er zu verstehen gibt, daß eine Frau mit Stecknadelgelde versehen, eben so viel sey, als ihr Waffen gegen sich selbst in die Hände geben, und ihr gewissermaßen zu seiner eignen Entehrung behülflich seyn. Man wird überhaupt bemerken, daß, je nach dem eine Frau mehr oder weniger schön, und ihr Mann mehr oder weniger alt ist, sie einer größern oder geringern Quantität von Stecknadeln bedarf, und dem gemäß, bey einem Ehekontrakt in ihren Foderungen steigt oder fällt. Nicht weniger muß man gestehen, daß der hohe Stand einer Geliebten diesen Artikel in einem Ehekontrakt besonders erhöhet.

Wo aber Alter und Vermögensumstände beider Parteyen ungefähr gleich sind, da kömmt mir wirklich die Ausbedingung eines Stecknadelgeldes sehr außerordentlich vor; und doch finden wir, daß verschiedne Heurathen bloß aus diesem Grunde wieder zurückgehen. Was würde wohl ein Fremder, oder einer, der von diesem Gebrauche nichts weiß, von einem Liebhaber denken, der seine Geliebte fahren läßt, weil er sie nicht in Stecknadeln frey halten will? aber was würde er von der Geliebten denken, wenn er hörte, daß sie 5 oder 600 Pfund jährlich zu diesem Gebrauch verlange? Er-

zählte man jemanden, der mit unsern Gewohnheiten unbekannt wäre, was für Summen man in Großbritannien unter dem Nahmen des Stecknadelgeldes verschreibt, welch eine Vorstellung würde er sich von der ungeheuren Menge von Stecknadeln machen, die in dieser Insel verbraucht würden? Alle Tage eine Stecknadel, sagt unser frugales Sprichwort, macht im Jahr einen Grot *); so daß, dieser Rechnung zufolge, die Frau meines Freundes Schalk in jedem Jahr 8 Millionen 640,000 neue Stecknadeln gebrauchen muß.

Ich weiß sehr wohl, daß unsre Damen anführen, sie begriffen unter diesem allgemeinen Ausdruck noch verschiedne andre Bequemlichkeiten des Lebens; eben deswegen wünschte ich aber, zur Ehre meiner Landsmänninnen, daß sie dieß Geld lieber Nähnadelgeld genannt hätten; denn so hätte die Sache doch ein haushältiges Ansehen bekommen, und der bösen Welt nicht Gelegenheit gegeben zu glauben, daß Putz und Kleinigkeiten in den Gedan-

*) Der Englische Grot hält sieben Bremische Grote, oder 2 Gr. 4 Pf. Meißn. S. Adelungs Wörterbuch.

danken eines Frauenzimmers allemahl den obersten Platz einnehmen.

Verschiedne meiner schönen Leserinnen werden zur Vertheidigung dieses Gebrauchs anführen, es sey bloß eine nothwendige Versorgung für sich selbst, auf den Fall, daß ihr Mann ein grober Filz oder Knicker seyn sollte; so daß sie diese Verschreibung als eine Art von Wittwengehalt ansehen, welches sie schon bey Lebzeiten ihres Mannes, und ohne sich von ihm zu trennen, fodern können. Allein, *man nehme mir es nicht übel*, ich glaube, daß ein Frauenzimmer, welches sich einem Manne zur Ehehälfte übergibt, bey dem sie den geringsten Grund zu einer solchen Besorgniß hat, und ihre Person einem Menschen anvertraut, dem sie nicht zutraut, daß er sie mit den gemeinen Bedürfnissen des Lebens versorgen werde, verdient mit Recht, daß man das gemeine Sprichwort auf sie anwende, sie habe pfennigschweren Verstand und pfundschwere Thorheit.

Man hat bemerkt, daß gar zu vorsichtige Generale sich nie in ein Treffen einlassen, ohne sich einen Rückzug zu sichern, im Fall der Ausgang ihrer Erwartung nicht gemäß seyn sollte; da im Gegentheil die größten Eroberer ihre Schiffe verbrannt, und die Brücken hinter sich abgebrochen haben,

haben, weil sie entschlossen waren, zu siegen oder zu sterben. Eben so würde mir ein Frauenzimmer sehr verdächtig seyn, welches solche Vorkehrungen zu einem sichern Rückzuge träfe, und auf Mittel sönne, auch ohne die Liebe dessen, mit dem sie sich auf Lebenslang verbindet, glücklich leben zu können. Abgesonderte Geldbeutel sind, dünkt mich, eben so unnatürlich zwischen Mann und Frau, als abgesonderte Betten. Eine Ehe kann nicht glücklich seyn, wo die Vergnügungen, Neigungen und Interessen beider Parteyen nicht eben dieselben sind. Es gibt wohl keinen stärkern Bewegungsgrund zur Liebe in der Seele eines Mannes, als der Gedanke, daß eine Person sich in Ansehung ihrer Zufriedenheit und Glückseligkeit ganz auf ihn verläßt; so wie sich eine Frau alle Mühe geben wird, der Person zu gefallen, die sie als ihre Ehre, ihren Trost, und ihre einzige Stütze ansieht.

Aus diesem Grunde wundre ich mich nicht sehr über das Betragen eines rauhen Landjunkers, dem das Verfahren einer jungen Wittwe, die von dem Stecknadelgelde, welches sie verlangte, durchaus nicht abstehen wollte, so anstößig war, daß er endlich, voller Wuth über ihre eigennützige Denkungsart, zu ihr sagte: „So sehr sie sich auch einbilde,

daß er ihr Sklave sey, so wolle er doch nun aller Welt zeigen, daß er sich keine Stecknadel um sie bekümmere;" und damit aus dem Zimmer flog, ohne sie je wiederzusehen.

Sokrates erzählt in Platons Alcibiades, er habe von jemanden, der durch Persien gereist sey, gehört, als er durch einen gewissen großen Strich Landes gekommen, und gefragt, wie dieses Revier hieße, habe man ihm geantwortet, es sey der Königinn Gürtel; einen andern großen Distrikt nahe dabey habe man der Königinn Schleyer genannt; und auf eben diese Art sey für jedes Stück von Ihrer Majestät Kleidung ein eignes großes Stück Landes ausgesetzt gewesen. Diese Landgüter verdienten, dünkt mich, mit Recht den Nahmen des Stecknadelgeldes der Königinn von Persien.

Ich erinnere mich, daß mein Freund Herr Roger, der gewiß diese Stelle im Plato nie gelesen hat, mir vor einiger Zeit sagte, als er sich um die unartige Wittwe beworben, deren ich in meinen vorigen Blättern erwähnt, habe er hundert Hufen zu einem diamantnen Ringe bestimmt gehabt, den er ihr würde geschenkt haben, wenn es ihr beliebt hätte, ihn anzunehmen; und an ihrem Hochzeittage hätte sie funfzig der höchsten Ei-

chen

chen seines Guts auf ihrem Kopfe tragen sollen. Er erzählte mir ferner, daß er ihr eine Kohlengrube zu ihrer Wäsche, die Einkünfte einer Windmühle zu ihren Fächern, und alle drey Jahre seine Schafschur zu ihren Unterröcken schenken wollen. Ja, setzte der Ritter hinzu, so wenig ich mir selbst auch aus schönen Kleidern mache, so hätte doch kein Frauenzimmer im Lande besser gekleidet seyn sollen als Mylady Roverley. Herr Roger wird meinen Lesern, sowohl in diesem, als in vielen andern seiner Einfälle, *vielleicht* etwas seltsam und sonderbar vorkommen; wenn aber die Mode des Stecknadelgeldes sich behaupten sollte, so würde es, wie mich dünkt, sehr schicklich seyn, wenn jeder Besitzer eines Landguts so und so viel Morgen desselben, unter dem Titel der Stecknadeln abmarken ließe.

L.

Hundert fünf und siebzigstes Stück.

(299)

Für Bürger, die ihren Stand verlassen und in adelige Familien heurathen.

Malo Venusinam, quam te, Cornelia, mater
Gracchorum, si cum magnis virtutibus affers
Grande supercilium, et numeras in dote Triumphos.
Tolle tuum precor Annibalem, victumque Syphacem
In castris; et cum tota Carthagine migra.

Juven.

Man hat angemerkt, daß ein Mensch leichter durch Lesung der Geschichte einer vorzüglich weisen und tugendhaften Person, als durch die feinsten Lehren und Vorschriften der Moral, gebessert wird. Auf gleiche Weise macht auch eine lebendige Darstellung des Elendes und der Widerwärtigkeiten, die ein unbesonnener Mensch sich durch verkehrte Maaßregeln und übelangelegte Lebensplane zuzieht, ge-

gewöhnlicher Weise einen tiefern Eindruck auf unsre Seele, als die weisesten Maximen und Verhaltungsregeln, die man, zu Vermeidung gleicher Thorheiten und Unbesonnenheiten in unsrer Aufführung, uns geben könnte. Aus diesem Grunde lege ich meinen Lesern folgenden Brief vor, und überlasse es ihnen, je nach ihren Umständen Gebrauch davon zu machen, ohne etwas von meinen eignen Bemerkungen über die Materie beyzufügen.

„Mein Herr Zuschauer,

„Da ich Hrn. Josias Schalks Schreiben an Sie, nebst Ihren hinzugefügten Betrachtungen über das Stecknadelgeld mit Aufmerksamkeit gelesen, so wage ich es, Ihnen mit einer Beschreibung meines eignen Schicksals beschwerlich zu fallen, welches gewiß nicht weniger beklagenswürdig ist, als das Schicksal Herrn Josias Schalks. Ich bin ein Mann von geringer Herkunft, der seinen Anfang in der Welt mit einem kleinen Eisenhandel machte, und den man eine geraume Zeit nicht anders, als unter dem Nahmen Hans Ambos, kannte. Die Natur hat mich mit einem sehr glücklichen Talent, etwas zu erwerben, begabt, so daß ich in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren schon 4200 Pfund, 5 Schillinge und einige Pfen-

Pfennige zusammengescharrt hatte. Nun wagte ich mehr, ward ein kühner Handelsmann zur See und zu Lande, und erwarb mir dadurch in wenig Jahren ein sehr ansehnliches Vermögen. Für diese meine guten Dienste ward ich dann im fünf und dreyßigsten Jahre meines Alters in den Adelstand erhoben, und lebte mit großer Würde unter meinen Nachbarn unter dem Nahmen Johann von Ambos. Da ich von Natur sehr ehrgeizig bin, so war ich jetzt ernstlich darauf bedacht, der Stammvater einer Familie zu werden, und entschloß mich daher, daß meine Nachkommen eine Portion guten alten Bluts in ihren Adern haben sollten. Zu diesem Ende bewarb ich mich um Leonora von Ungelich, ein armes junges Fräulein von altem Adel. Um wegen des Ehekontrakts nicht viel Umstände zu machen, legte ich ihr eine Karteblanche vor, wie unsre Zeitungsschreiber es nennen, und bat sie, mir Bedingungen nach ihrem Belieben vorzuschreiben. Sie war sehr kurz in ihren Foderungen, und verlangte bloß, daß die Disposition über mein Vermögen und die Einrichtung meines ganzen Hauswesens gänzlich ihren Händen überlassen seyn sollte. Ihr Vater und ihre Brüder schienen mit dieser Heurath sehr unzufrieden zu seyn, und wollten mich eine Zeitlang gar nicht

sehen; jetzt aber sind sie so vollkommen mit mir ausgesöhnt, daß sie fast täglich bey mir speisen, und ansehnliche Summen von mir geborgt haben; welches Lady Leonora mir oft unter die Nase reibt, wenn sie mir zeigen will, wie gnädig ihre Verwandten gegen mich sind. Sie hat mir, wie gesagt, nichts zugebracht; was ihr aber an Vermögen abging, ersetzt sie an Geist. Gleich anfangs veränderte sie meinen Nahmen in Baron Johann von Ambos, und jetzt schreibt sie sich nicht anders, als Eleonora von Amboise. Ich habe einige Kinder von ihr, die sie alle mit den Vornahmen ihrer Familie getauft hat, um dadurch, wie sie mir sagt, die Niedrigkeit ihrer Herkunft von väterlicher Seite desto eher auszutilgen. Unser ältester Sohn heißt Junker Ungelich von Amboise, und unsre älteste Tochter Fräulein Henriette von Amboise. Sobald sie in mein Haus kam, dankte sie ein Paar fleißige Bedienten ab, die mir lange treu gedient hatten, und führte statt ihrer ein Paar Mohren und drey oder vier sehr hübsche Kerlchen in besetzten Livereyen ein, außer ihrer Französinn, die in einer Sprache, welche, außer Lady Leonoren, kein Mensch versteht, einen unaufhörlichen Lärm im Hause macht. Hiernächst ging es an eine durchgängige

Reform aller Zimmer meines Hauses, indem sie jeden Kamin mit Spiegeln behing, und in jeder Ecke solche Haufen von Porzellän aufthürmte, daß ich mich nicht ohne Angst und ohne die größte Vorsichtigkeit in meinem Hause bewegen kann, aus Furcht, etwas von diesem gebrechlichen Geräth übern Haufen zu werfen. Einmahl alle Woche macht sie in einem der größten Zimmer eine Illumination von Wachslichtern, um, wie sie es nennt, Assemblee zu geben; und dann ersucht sie mich immer, entweder auszugehen, oder in ein Dachstübchen zu kriechen, damit ich ihr unter ihren vornehmen Gästen keine Schande mache. Ihre Lakeyen, wie gesagt, sind solche feine Herren, daß ich mich wohl hüte, sie um etwas zu fragen; thue ich es, so antworten sie mir mit naseweiser Grobheit, und sagen, alles, was mir etwa nicht ansteht, sey auf Befehl der gnädigen Frau geschehen. Sie sagt mir, daß sie mit ihrer nächsten neuen Liverey auch Degen haben sollen, weil sie neulich die Lakeyen einiger vornehmen Herrn mit Degen an der Seite hat auf der Kutsche stehen sehen.“

„Als die ersten Flitterwochen unsrer Ehe vorüber waren, stellte ich ihr das Unvernünftige der täglichen Neuerungen vor, die sie in meinem Hause

 machte;

machte; sie sagte mir aber, ich hätte mich nicht länger als Herrn Ambos, sondern als ihren Gemahl zu betrachten, und setzte sehr finster hinzu, es schiene, als wüßte ich nicht, wer sie wäre. Ich erstaunte über eine solche Behandlung, nach den Vertraulichkeiten, welche zwischen uns vorgefallen waren. Allein sie hat mir seitdem zu wissen gethan, daß, so große Freyheiten sie mir auch zuweilen erlauben möchte, sie doch überhaupt mit der Ehrerbierhung behandelt zu werden verlange, die ich ihrer Geburt und ihrem Stande schuldig sey. Unsre Kinder sind von den Windeln an täglich mit so vielen Erzählungen von ihrer Familie unterhalten worden, daß sie die Geschichte aller der großen Männer und Damen, die sie hervorgebracht hat, auswendig wissen. Ihre Mutter erzählt ihnen, daß der und der in dem und dem Seetreffen das Kommando geführt; daß ihrem Urgroßvater in der Schlacht bey Edge-Hill das Pferd unterm Leibe todt geschossen worden; daß ihr Onkel der Belagerung von Buda beygewohnt, daß ihre Großmutter auf einem Ball am Hofe mit dem Herzog von Monmouth getanzt habe, und was dergleichen Wischwasch mehr ist. Ich wurde neulich etwas verlegen über die Frage meiner kleinen Tochter Henriette,

die

die mich mit vieler Unschuld fragte, warum ich ihr denn nie etwas von den Generalen und Admiralen in meiner Familie erzählte? Was meinen ältesten Sohn betrifft, so hat seine Mutter ihm den Kopf so warm gemacht, daß ich fürchte, ich werde ihn noch enterben, wenn er sich nicht bessert. Als er noch keine neun Jahr alt war, zog er schon seinen Degen gegen mich, und sagte mir rund heraus, er wolle wie ein Edelmann behandelt seyn; da ich ihn für seine Unverschämtheit züchtigen wollte, trat meine gnädige Frau dazwischen, und bat mich zu bedenken, daß doch zwischen seiner Mutter und meiner ein Unterschied wäre. Beständig findet sie die Gesichtszüge ihrer Verwandten an jedem meiner Kinder, wiewohl ich, beyläufig, einen kleinen pausbäckigen Jungen habe, der mir so ähnlich sieht, als ein Ey dem andern, wenn ichs nur sagen dürfte. Was mich aber am meisten ärgert, ist, daß, wenn sie mich mit einem derselben auf meinen Knien spielen sieht, sie mich mehr als einmahl gebeten hat, mit den Kindern doch so wenig, als möglich, umzugehen, damit sie keine von meinen tölpischen Manieren lernen."

„Da ich Ihnen einmahl mein ganzes Herz aufschließe, so muß ich Ihnen noch sagen, daß

sie sich eben so sehr an Verstande, als an Geburt über mich erhaben glaubt, und mich daher als einen einfältigen Menschen behandelt, der es zwar gut meint, aber die Welt nicht kennt. Sie schreibt mir in meinen eignen Geschäften Gesetze vor, weiset mich in Handlungssachen zurechte, und wenn ich, in Ansehung irgend eines meiner in See gegangenen Schiffe, anderer Meinung bin, als sie, so wundert sie sich, wie ich darüber mit ihr streiten könne, da ich doch wohl wisse, daß ihr Urgroßvater Admiral gewesen."

„Meine Leiden voll zu machen, hat sie mich dieß letzte Viertheljahr hindurch gequält, an einen von den Marktplätzen am andern Ende der Stadt zu ziehen, wobey sie mir, um mich desto geneigter dazu zu machen, verspricht, daß ich ein so schönes Dachstübchen haben soll, als einer an dem ganzen Markte; und der Junker Ungelich von Amboise, der Maulaffe, setzt dann immer hinzu, er hoffe, unser Haus werde so nahe bey Hofe seyn, als möglich."

„Kurz, mein Herr Zuschauer, ich bin so ganz außer meinem natürlichen Element, daß ich, um wieder mein altes Leben führen zu können, gern von neuem anfangen, und der alte **Hans Ambos** seyn wollte; aber ach! ich muß

nun

nun wohl aushalten, so lange ich lebe, und sehe mich leider genöthigt, mit kummervollem Herzen mich zu unterschreiben

Ihren
gehorsamen Diener
Johann von Amboise.

L.

Hundert sechs und siebzigstes Stück.

(301)

Vergänglichkeit der Schönheit; ein allegorischer Traum.

Possint vel juvenes visere fervidi,
Multo non sine risu,
Dilapsam in cineres facem.

HOR.

Wir haben gemeiniglich so große Freude an diesen oder jenen kleinen Vorzügen des Körpers oder des Geistes, die etwa einmahl die Augen der Welt auf uns gezogen haben, daß wir uns gern überreden möchten, es stehe nicht in der Gewalt der

Zeit, uns derselben zu berauben. Ewig jagen wir nur denselben Mitteln nach, die uns zuerst den Beyfall der Welt erwarben. Daher kömmt es, daß ein Autor noch immer fortschreibt, wenn er gleich schon durch Alter kindisch geworden ist; ohne je zu bedenken, daß sich sein Gedächtniß geschwächt, und er alle das Leben und alle den Geist verloren hat, welcher vormahls seiner Fantasie den Schwung gab, und seine Einbildungskraft entflammte. Eben dieselbe Thorheit hindert einen Menschen, sein Verhalten nach seinem Alter einzurichten, und macht, daß Klodius, der in seinem fünf und zwanzigsten Jahre ein berühmter Tänzer war, noch immer gern eine Menuet mit humpelt, ungeachtet er schon über sechzig ist. Kurz, dieß ists, was die Stadt mit alten Stutzern und überjährigen Koketten anfüllt.

Kanidia, eine Dame von dieser letztern Gattung, begegnete mir gestern in ihrer neumodigen Chaise. Sie war eine stolze Schöne des vorigen Jahrhunderts, und Schaaren von Anbethern folgten ihr damahls nach, deren Leidenschaften sie nur in so fern vergnügten, als sie ihr Gelegenheit gaben, die Tyranninn zu spielen. Damahls gewöhnte sie sich den furchtbaren Blick und die abschreckende finstre Miene an, die sie noch nicht abgelegt hat;

noch

noch immer besitzt sie allen Uebermuth der Schönheit, ohne ihre Reize. Zieht sie jetzt noch die Augen Andrer an, so geschieht es bloß, weil sie auffallend lächerlich ist; selbst ihr eignes Geschlecht lacht über ihre Affektation, und das männliche, welches immer ein bösartiges Vergnügen daran findet, eine gebieterische Schönheit gedemüthigt und verachtet zu sehen, betrachtet sie mit eben derselben Freude, mit der ein freyes Volk einen gestürzten Tyrannen ansieht. Wilhelm Honigseim, der ein großer Bewunderer der Galanterien unter Karls des Zweyten Regierung ist, theilte mir neulich einen Brief mit, welchen ein witziger Kopf dieser Zeit an seine Gebietherinn geschrieben hatte, die, wie es scheint, ein Frauenzimmer von Kanidiens Charakter war. So wenig ich nun immer mit meines Freundes Geschmack einstimme, so gefiel dieser Brief mir doch so sehr, daß ich eine Abschrift davon nahm, die ich hier meinen Lesern vorlegen will.

„An Chloen.

„Da meine wachenden Gedanken nie im Stande gewesen sind, mir Ihre Gewogenheit zu erwerben, so erlauben Sie mir zu versuchen, ob vielleicht meine Träume einigen Eindruck auf Sie

zu

zu machen vermögend sind. Hören Sie also einen sehr seltsamen Traum, den meine Einbildungskraft in der letzten Nacht, einige Stunden nachdem ich Sie verlassen hatte, mir vorstellte."

„Es kam mir vor, als würde ich auf einmahl, ohne zu wissen wie, in die anmuthigste Gegend versetzt, die meine Augen je gesehen. Es war ein großes Thal; mitten durch dasselbe floß ein Bach, so klar wie Krystall; der Boden zu jeder Seite desselben stieg allmählich aufwärts, und war mit Bluhmen von unendlicher Mannichfaltigkeit bedeckt, die sich in dem Wasser spiegelten, und solchergestalt die Schönheit des Orts verdoppelten, oder vielmehr eine eingebildete Scene vorstellten, die noch schöner war, als die wahre. An jedem Ufer des Bachs stand eine Reihe hoher Bäume, deren Zweige fast mit eben so vielen Vögeln, als Blättern, bedeckt waren. Jeder Baum war voll Harmonie."

„Ich war noch nicht weit in diesem anmuthigen Thal fortgegangen, als ich bemerkte, daß am Ende desselben ein höchst prächtiger Tempel stand. Die Bauart des Tempels war antik und regelmäßig. Auf dem Gipfel desselben stand eine Statue des Saturns, in derselben Gestalt und Kleidung,

wie

wie die Dichter gewöhnlicher Weise die Zeit schildern."

„Indem ich näher ging, um meine Neugier durch eine genauere Betrachtung zu befriedigen, ward ich durch einen Gegenstand aufgehalten, der schöner war, als alles, was ich vorher in der ganzen Gegend bemerkt hatte. Sie werden leicht errathen, schöne Chloe, daß dieß nichts anders seyn konnte, als Sie selbst. Und so war es auch in der That. Sie lagen hingestreckt auf den Bluhmen am Ufer des Bachs, so daß Ihre Hände, die Sie nachläßig hingeworfen hatten, fast das Wasser berührten. Ihre Augen waren geschlossen; raubte mir aber Ihr Schlaf das Vergnügen, diese zu sehen, so ließ er mir desto mehr Zeit, verschiedne andre Reize zu betrachten, die mir unsichtbar bleiben, wenn Ihre Augen offen sind. Ich konnte mich nicht enthalten, die Ruhe zu bewundern, mit welcher Sie schliefen, vornähmlich wenn ich bedachte, welche Unruhe Sie in so vielen Andern erregen."

„Indem ich in diese Betrachtungen ganz vertieft war, flogen die Thore des Tempels mit großem Getöse auf; ich wandte meine Augen hin, und sah zwey Personen in menschlicher Gestalt ins Thal herabkommen. Bey näherer Ansicht erkannte

ich sie für die Jugend und die Liebe. Die erste war mit einem Purpurlicht umgeben, welches einen herrlichen Glanz über die ganze Gegend ausbreitete; die andre hielt eine flammende Fackel in der Hand. Ich bemerkte, daß auf dem ganzen Wege, so wie sie sich uns näherten, die Bluhmen eine lebhaftere Farbe bekamen, die Bäume Blüthen hervortrieben, die Vögel sich gatteten, und ihnen im Vorübergehen Serenaden sangen; die ganze Natur lachte und glänzte in neuer Schönheit. Sie waren nicht so bald an den Ort gekommen, wo Sie lagen, als sie sich an beiden Seiten zu Ihnen setzten. Bey ihrer Annäherung sah ich, wie mich dünkte, neue Rosen auf Ihren Wangen blühen, und neue Reize sich über Ihre ganze Person verbreiten. Sie schienen mir mehr, als eine Sterbliche; zu meinem großen Erstaunen aber schliefen Sie noch immer fest, ungeachtet die beiden Gottheiten verschiedne sanfte Versuche machten, Sie zu erwecken.„

„Nach einer kurzen Zeit schlug die Jugend ein Paar Flügel auf, die ich noch nicht bemerkt hatte, und flog davon. Die Liebe blieb noch; sie hielt die Fackel, die sie in der Hand hatte, Ihnen vors Gesicht, und Sie schienen noch so schön, als jemahls. Der Glanz des Lichts weckte Sie end-

endlich aus dem Schlaf; worauf Sie, zu meinem Erstaunen, statt die Gewogenheit der Gottheit mit Dank zu erkennen, sie zürnend ansahen, und ihr die Fackel aus der Hand schlugen, so daß sie ins Wasser fiel. Nachdem die Gottheit mit einem Blick, der zugleich Mitleiden und Unzufriedenheit ausdrückte, auf Sie herabgesehen hatte, flog sie gleichfalls davon. Alsobald verbreitete sich eine Art von Finsterniß über die ganze Gegend. Zu gleicher Zeit sah ich ein gräßliches Gespenst an dem einen Ende des Thals hervorkommen. Seine Augen lagen tief im Kopfe, sein Gesicht war bleich und welk, und seine Haut war in Runzeln zusammengeschrumpft. So wie es am Ufer einherging, erstarrete der Bach zu Eis; die Bluhmen verwelkten, die Bäume warfen ihre Blüthen ab, und die Vögel fielen von den Zweigen, und sanken todt zu seinen Füßen. An diesen Zeichen erkannte ich das Gespenst für das Alter. Grausen und Bestürzung befiel Sie bey seiner Annäherung. Sie wollten fliehen, aber das Fantom schloß Sie in seine Arme. Welch eine Veränderung Sie in dieser Umarmung erlitten, darf ich Ihnen nicht erst sagen. So voll ich auch noch von der schrecklichen Idee bin, so will ich Sie doch nicht durch eine Beschreibung derselben kränken. Ich fuhr bey

dem Anblick so sehr zusammen, daß mein Schlaf mich verließ, und ich nun wachend Zeit hatte, über einen Traum nachzudenken, der mir zu außerordentlich scheint, als daß er nicht eine Bedeutung haben sollte."

„Ich bin mit der größten Leidenschaft ꝛc.

X.

Hundert sieben und siebzigstes Stück.

(300. 304. 308.)

Schreiben über öffentliche Zänkereyen und Liebkosungen der Eheleute; nebst zwey andern Briefen.

— Diversum vitio vitium prope maius.

Hor.

„Mein Herr Zuschauer,

Da Sie so oft von der Liebe reden, und von den Verhältnissen, die sie erzeugt, so sollten Sie, dünkt mich, keinen Fehler ungerügt lassen, welcher

cher das eheliche Leben betrifft. Ein Hauptübel, das ich in demselben wahrgenommen habe, ist, daß es einem Ehepaar gemeiniglich an Gelegenheit zu fehlen scheint, oft genug allein mit einander zu seyn, so daß es sich gezwungen sieht, vor andern Leuten zu zanken oder zärtlich zu thun. Herr Heißsporn und seine Frau Gemahlinn sagen einander in voller Gesellschaft immer so beißende Dinge, und kommen immer so nahe daran, alle Schranken zu überschreiten, daß alle Anwesende in beständiger Angst schweben, es werde zu Ausbrüchen kommen, bey denen sie nicht gegenwärtig seyn dürfen. Herr Hätschel hingegen und sein süßes Weibchen schnäbeln sich, wohin sie kommen, nicht anders, als ob sie glaubten, es müsse unsern Herzen wohl thun, es anzusehen. Können Sie denn kein Mittel vorschlagen, wie wir es anzufangen haben, um in öffentlichen Gesellschaften weder Wespen noch Tauben zu seyn? Ich dächte, wenn Sie den Leuten den Rath gäben, sich recht von Herzen zu hassen oder zu lieben, so wäre dem Uebel abgeholfen. Denn, wären sie so verständig, einander recht von Grunde der Seele zu hassen, so würde gewiß ihr Widerwille zu stark seyn, als daß sie sich jeden Augenblick mit kleinen Anzüglichkeiten necken sollten; und liebten sie einander mit der ruhi-

ruhigen und edlen Hochachtung, die im Herzen ihren Sitz hat, mit einer Wärme, gleich der Lebenswärme des Bluts, so würde ihre Leidenschaft nicht so ungeduldig seyn, daß sie in sichtbare Liebkosungen ausbräche. Diese Methode würde, in jedem Falle, doch den guten Schein beybehalten. Da aber derjenigen, die sich auf der zärtlichen Seite vergehen, bey weitem die wenigsten sind, so wünschte ich, daß Sie mit diesen den Anfang machten, und einmahl die unverschämte Freyheit rügten, welche gewisse verheurathete Frauen sich herausnehmen, indem sie nicht nur öffentlich gegen ihre Männer sehr zärtlich thun, sondern auch auf gewisse geheime Vertraulichkeiten ekelhafte Anspielungen machen, und dergleichen. Lucina ist die verständigste Frau von der Welt, und dabey in Frauenzimmerkrankheiten sehr erfahren: vermöge dieser beiden Eigenschaften spricht sie vor uns unverheuratheten Mädchen von allem möglichen; und täglich schwatzt sie mit der ernsthaftesten Miene über Dinge, die man uns nicht anders, als im Fall der höchsten Noth, zu verstehen geben sollte. Diejenigen, welche man gute Schwestern, Herzenstanten, dienstfertige Gevatterinnen, und liebe umgängliche Frauen nennt, sind die ärgsten Sünderinnen von dieser Art. Hier, dünkt mich, habe

ich Ihnen ein weites Feld zu Spöttereyen eröffnet; und ich hoffe, Sie werden diesen Leuten zeigen, daß sie wenigstens nicht witzig sind. Sie werden dadurch von mancher Schamröthe retten eine täglich Leidende, die mit wahrer Hochachtung ist ꝛc.

Susanna Liebwerth.

Das Schicksal meines nachfolgenden Korrespondenten ist so gewöhnlich, daß ich sehr unbarmherzig seyn müßte, wenn ich seinen Brief nicht öffentlich bekannt machte. Es ist etwas so niedriges und unmenschliches in der gewöhnlichen Art, seine Kinder an den Meistbiethenden zu verhandeln, daß, wenn dieser Liebhaber seinem Vorsatze getreu bleibt, und die Regeln, die er sich vorgeschrieben hat, wirklich befolgt, ich ihm nicht nur glücklichen Erfolg, sondern auch viele Nachahmer seines Beyspiels wünsche. Ich kenne keinen Bewegungsgrund, in Rücksicht auf dieses Leben, der so viel rühmliche und edle Handlungen hervorbringen könnte, als die Hoffnung, zum Besitz eines würdigen Frauenzimmers zu gelangen. Zehn tausend Wege von Industrie und edlem Ehrgeiz würden junge Leute betreten, wenn sie glaubten, die Person, welche sie lieben, setze Werth genug auf ihre Leidenschaft, um den Ausgang von den Bemü-

hungen abzuwarten, wodurch sie ihre Glücksum-stände den Pflichten angemessen zu machen suchen, welche sie sich selbst, ihrer Familie und ihrem Vaterlande schuldig sind. Denn auf alle diese Verhältnisse sollte ein Mann Rücksicht nehmen, der in den Ehestand zu treten, und ihn zu einem Stande des Vergnügens und der Zufriedenheit zu machen gedenkt.

„Mein Herr Zuschauer,

„Ich liebe schon einige Jahre her ein junges Frauenzimmer, das ungefähr von meinem Alter und Stande, aber viel reicher ist, als ich. Es ist nun einmahl die allgemeine Mode der Aeltern (mit welchem Recht, überlasse ich Ihrem Urtheil) alle andere Rücksicht dem einzigen Punkt des Reichthums nachzusetzen. Diese Betrachtung hat mich bewogen, die heiße Leidenschaft, die ich für sie fühle, bisher verborgen zu halten; ich verdanke aber der Stärke meiner Liebe viele Vortheile in Ansehung meines Lebens und Verhaltens. Eine gewisse Gefälligkeit gegen Jedermann, eine starke Begierde, andre zu verbinden, wo es irgend in meiner Macht steht, und Vorsicht und Behutsamkeit in allen meinen Worten und Handlungen, haben mich besonders bey meinen Angehörigen und

Bekannten ungemein beliebt gemacht. Dieselbe gute Wirkung hat die Liebe auf mein Vermögen gehabt, und in eben dem Verhältniß, wie ich es in den Künsten, die einen Menschen angenehm und liebenswürdig machen, weiter gebracht habe, hat auch mein Reichthum zugenommen. Es gibt eine gewisse Sympathie, die meiner Geliebten aus diesen Umständen entdecken wird, daß ich es bin, der dieses schrieb, damit sie es läse, wenn es Ihnen belieben sollte, es einzurücken. Zwischen unsern Aeltern herrscht keine erklärte Feindschaft, aber doch eine große Kälte; so daß, wenn eins von uns beiden etwas von Zärtlichkeit gegen das andre zu erkennen gäbe, ihre Angehörigen eben so abgeneigt seyn würden, unsrer Familie eine Verbindlichkeit aufzulegen, als die meinigen, sich von der ihrigen eine auflegen zu lassen. In diesen delikaten Umständen ist es wahrlich nicht leicht, sich so zu betragen, daß man nicht alles verderbe. Ich habe keinen Grund mir einzubilden, daß meine Geliebte Ursach hätte, mir günstig zu seyn, als wegen meiner ganz uneigennützigen Hochachtung für sie. Sollte sie mir durch irgend einen Wink in einem Ihrer folgenden Blätter die geringste Aufmunterung geben, so zweifle ich nicht, ich werde alle andern Schwierigkeiten überwinden; und zur

möglichsten Beförderung meines Glücks von einem so edeln Bewegungsgrunde beseelt, als der Glaube ist, daß sie dabey interessirt sey, werde ich nicht zweifeln, sie dereinst noch aus ihres Vaters eignen Händen zu empfangen. Ich bin rc.

Klytander.

„Mein Herr Zuschauer,

„Ich bin auch einer von den unglücklichen Männern in diesen Stadtmauern, die mit adligen Frauen verheurathet sind; aber das Temperament der meinigen ist noch etwas anders, als der gnädigen Frau von Ambos ihres. Sie wendet ihre ganze Zeit und alle ihre Gedanken darauf, nach der Mode zu seyn, nicht nur in Kleidungen, sondern auch im Hausgeräth und in Mobilien. Alle Dinge in meinem Hause haben binnen sieben Jahren schon dreymahl eine gänzliche Verwandlung erfahren. Ich habe sieben Kinder von ihr, und unserm Ehekontrakt zufolge mußte ihr Zimmer jedesmahl, so oft sie in die Wochen kam, neu möblirt werden. Nichts in unserm Hause ist brauchbar, als was neumodisch ist. Mein Zinngeräth hält sich gemeiniglich sechs Monathe, mein Silbergeschirr zur Noth ein volles Jahr; auf Stühlen, die vor zwey Jahren gemacht wurden,

läßt sich nicht mehr sitzen, und Betten, die schon länger, als diese Zeit, gestanden haben, taugen zu allem eher, als darin zu schlafen. Meine gnädige Frau ist der Meinung, daß ein altmodischer Rost wohl Kohlen frißt, aber keine Wärme gibt. Trinkt sie aus Gläsern vom vorigen Jahr, so kann sie den Wein nicht vom Halbbier unterscheiden. O! mein werthester Herr, das Uebrige können Sie leicht errathen!

Der Ihrige, ꝛc.

17. S. „Alles könnte ich noch ausstehen, wenn ich nicht genöthigt wäre, auch neumodisch zu essen. Ich habe einen altfränkischen Magen, und daher einen Ekel vor allem, was auf meinen eignen Tisch kömmt. Daher speise ich denn wenigstens dreymahl wöchentlich in der Garküche, wo die gute Gesellschaft sich wundert, Sie seit einiger Zeit gar nicht mehr bey sich zu sehen. Sie sind doch viel zu frey von Vorurtheilen, als daß Sie nicht ein größerer Freund von Brühen, als von Saucen seyn sollten.“

T.

Hundert acht und siebzigstes Stück.

(302)

Aemiliens Charakter.

— Lacrymaeque decorae,
Gratior et pulchro veniens in corpore virtus.

VIRG.

Ich habe den Aufsatz, welchen ich heute meinen Lesern zum Besten geben will, mit großem Vergnügen gelesen, und lasse ihn daher ungeändert abdrucken. Es soll mich freuen, wenn man recht viele Damen für das Original der hier geschilderten Aemilia halten wird.

„Mein Herr Zuschauer,

„Wenn einliegendes Blatt das Glück haben sollte, mit einem Platze in Ihren Schriften beehrt zu werden, so würde ich mich um so mehr freuen, weil Aemiliens Charakter keine Erdichtung ist, sondern wirklich existirt. Ich habe indeß das Ganze, durch den Zusatz einiger unbedeutenden Umstände, mit

mit Fleiß verdunkelt, damit die Person, deren Charakter ich kopirt habe, noch ferner verborgen bleibe; und damit der Verfasser nicht errathen werde, wie auch aus einigen andern Gründen, habe ich ihn lieber so, als in Form eines Briefes, eingekleidet. Sollte sich aber, außer den Fehlern der Ausarbeitung, noch sonst etwas darin finden, daß sich besser für einen Korrespondenten, als für den Zuschauer selbst, zu schreiben schickte, so unterwerfe ich es Ihrem Urtheil, und Sie mögen ihm nach Belieben eine andre Form geben. Ich bin rc.

Nichts gewährt uns einen entzückendern Anblick der menschlichen Natur, als das Anschauen der Weisheit und Schönheit. Die letztere ist das besondre Eigenthum desjenigen Geschlechts, welches man daher das schöne nennt; allein die glückliche Vereinigung beider Eigenschaften in derselben Person, ist ein zu himmlischer Charakter, als daß man ihn oft finden sollte. Schönheit ist ein übermüthiges, selbstgenügsames Ding, unbekümmert, sich mit wesentlichern Zierden zu bereichern; ja es zieht sein eignes Interesse so wenig zu Rathe, daß es oft sich selbst vereitelt, wenn es die Unschuld verscherzt, die es allein liebens- und wünschenswerth macht. Wie daher Tugend ein schönes

Frauenzimmer noch schöner macht, so macht auch Schönheit ein tugendhaftes Frauenzimmer wirklich noch tugendhafter. So lange ich mir diese beiden Vollkommenheiten in Einer Person aufs herrlichste vereinigt denke, kann ich nicht umhin, mir in Gedanken Aemiliens Bild vorzustellen.

Wer sah sie je, die reizende Aemilia, ohne zugleich das Glühen der Liebe und die Zärtlichkeit der tugendhaften Freundschaft in seinem Busen zu fühlen? Die ungesuchten Annehmlichkeiten ihres Betragens, und die lieblichen Töne ihrer Zunge, reißen Euch unvermerkt hin zu dem Wunsch, ihrer näher genießen zu können; aber selbst ihr Lächeln schreckt die erwachenden Begierden der sinnlichen Liebe zurück. Ungeachtet also der anziehende Zauber ihrer Schönheit fast unwiderstehlich auf Euch wirkt, und Begierde rege macht, so fühlt Ihr Euch doch gleich gestraft, nicht durch die Strenge, sondern durch den Anstand ihrer Tugend. Jene Süßigkeit und holdselige Güte, die in ihren Mienen so sichtbar ist, verbreitet sich natürlicher Weise über jedes Wort und jede Handlung: ein Wilder müßte der seyn, der sich, bey Aemiliens Anblick, nicht geneigter fühlte, ihr Gutes zu thun, als sich selbst zu befriedigen. Ihre Person, so sorgfältig von der Natur ausgeziert, so mit allen ungekün-

stel-

stelten Annehmlichkeiten ausgeschmückt, ist eine angemessene Herberge für eine so schöne und liebenswürdige Seele; da wohnen vernünftige Frömmigkeit, demüthige Hoffnung, und frohe Unterwerfung unter den Willen des höchsten Wesens.

Manche von den herrschenden Leidenschaften der Menschen maßen sich ungerechter Weise den Nahmen der Religion an, die sich dann, nach der Beschaffenheit des Temperaments, in dem sie ihren Sitz hat, in Handlungen äußert: so daß, wenn man nach dem Aeußern urtheilen wollte, man denken sollte, die Religion sey bey Einigen nichts besseres, als Grämlichkeit und Zurückhaltung, bey andern Furcht, bey andern Kleinmuth eines melancholischen Geblüts, bey andern förmliche Beobachtung unbedeutender todter Gebräuche, bey andern Strenge, bey andern Großthuerey. Bey Aemilien ist sie ein Principium, das sich auf Vernunft gründet, und durch Hoffnung belebt wird; sie bricht nicht in unregelmäßige Anfälle und Paroxismen von Andacht aus, sondern ist ein gleichförmiger und unwandelbarer Geist des Lebens und der Handlungen; ist strenge ohne rauhes Wesen, mitleidig ohne Schwachheit; ist der höchste Gipfel jener frohen Gutmüthigkeit, die

aus

aus dem Verstande, nicht aus dem Temperament entspringt.

Vermöge einer edlen Sympathie der menschlichen Natur fühlen wir uns geneigt, zu trauren, wenn irgend eins unsrer Mitgeschöpfe leidet; aber die leidende Unschuld und Schönheit ist ein Gegenstand, der etwas unaussprechlich rührendes an sich hat; er schmelzt das männlichste Herz zu den zärtlichsten Gefühlen der Liebe und des Mitleidens, bis es endlich seine Menschlichkeit bekennt, und in Thränen überfließt.

Sollte ich den Theil von Aemiliens Leben erzählen, welcher ihr Gelegenheit gegeben, den Heroismus des Christenthums zu beweisen, die Geschichte würde zu traurig, zu beweglich für zärtliche Herzen seyn: aber betrachte ich sie allein, mitten unter ihren Trübsalen, wie sie hinaus schaut über dieß finstre Thal der Thränen und des Grams in die Freuden des Himmels und der Unsterblichkeit, und sehe ich sie dann in Gesellschaft, sorglos und frey, als wäre sie das glücklichste Geschöpf in der Welt, so werde ich ganz entzückt von Bewunderung. Wahrlich, nie bewohnte eine so philosophische Seele einen so schönen Körper! denn gemeiniglich wird die Schönheit zum Schutzbriefe gegen Ueberlegung und Nachdenken gebraucht,

braucht: sie lacht der Weisheit, und hört nicht auf ihre ernsten Lehren.

Wäre ich im Stande, Aemiliens Tugenden in ihren wahren Farben und richtigen Verhältnissen zu schildern, so würde man vielleicht glauben, Liebe und Schmeicheley hätten das Bild zum Ideal verschönert; aber wahrlich dieß ist nur ein roher unvollkommner Entwurf eines so vortrefflichen Charakters, und da ich durchaus keine persönlichen Absichten habe, weder haben kann noch will, so ist alles, was ich von ihr sagen kann, nur unpartheyisches Lob, welches der unwiderstehliche Glanz ihrer Tugenden mir abdringt. Ein so seltnes Muster der weiblichen Vortrefflichkeit sollte nicht verborgen bleiben, sondern aufgestellt werden zur Betrachtung und Nachahmung der Welt; denn wie liebenswürdig erscheint nicht die Tugend, wenn sie uns solchergestalt in einem so schönen Beyspiel gleichsam sichtbar wird!

Wie ganz anders dagegen ist Honoriens Gemüthsart! Eroberung und willkührliche Gewalt sind ihre einzigen Gedanken. Etwas Witz und Schönheit kann keiner ihr absprechen; und alle ihre Bekannten schätzen sie daher als ein Frauenzimmer von angenehmer Person und Umgange; allein dieß ist, was ihr Mann auch davon denken mag,

Hono-

Honorien nicht genug: sie verschmäht diesen Anspruch auf Hochachtung, als etwas Kleines, und verlangt Verehrung, als eine Göttinn, die sich gleichwohl vor Runzeln und dem Alter fürchtet, welches denn ihre natürliche Liebe zum Leben unaufhörlich verbittert.

Aemilia muß es ohne Zweifel wissen, daß sie Reize hat, wiewohl sie nichts davon zu wissen scheint; aber sie baut ihre Glückseligkeit nicht auf ein so mißliches Gut, da ihre Seele mit Schönheiten von einer viel höheren und unvergänglicheren Natur geschmückt ist. Als wir sie in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit mit einem Haufen von Anbethern umringt sahen, fand sie kein Vergnügen an Morden und Blutvergießen, gab keine falsche täuschende Hoffnungen, die Qualen ihrer betrogenen Liebhaber zu vermehren; sondern nachdem sie einige Zeit dem Wohlstande einer jungfräulichen Blödigkeit Raum gegeben, und die Verdienste ihrer verschiednen Bewerber geprüft hatte, befriedigte sie endlich ihre eigne, indem sie sich der feurigen Liebe des Bromius ergab. Bromius besaß damahls viele gute Eigenschaften und ein mäßiges Auskommen, welches bald nachher unerwartet zu einem reichen Vermögen anwuchs. Dieß ward auf eine geraume Zeit sein Unglück, da

es

es seinem unerfahrnen Alter Gelegenheit zu böser Gesellschaft und einem sinnlichen Leben gab. Er wäre vielleicht noch länger in den Labyrinthen des Lasters und der Thorheit herumgeirrt, hätte nicht Aemiliens weises Verhalten ihn unter die Herrschaft seiner Vernunft zurückgebracht. Ihre Klugheit war immer beschäftigt, seine Leidenschaften zu veredlen, und seine Vergnügungen zu verfeinern. Sie zeigte ihm durch ihr eignes Beyspiel, daß die Tugend sich mit anständigen Freyheiten und der Fröhlichkeit sehr wohl verträgt, oder vielmehr, daß sie nicht ohne dieselben bestehen kann. Ihr guter Verstand lehrte sie gleich, daß stilles Beyspiel, und ein offenes heiteres Betragen immer überredender seyn würde, als strenge Lehren und Ermahnungen; und daß so viel Stolz mit der menschlichen Natur verwebt ist, daß man einem hartnäckigen Manne nur verdeckte Winke geben, und es ihm dann überlassen muß, sich selbst zu rathen und zu bessern. Auf diese Weise brachte sie ihn durch eine Reihe der klügsten Behandlungen und unbemerkter Ueberredungen dahin, daß er erst kein Mißfallen, und endlich ein Gefallen an dem fand, wovon er sonst nicht einmahl würde haben hören wollen. Diesen Vortheil wußte sie dann gleich zu sichern und weiter zu verfolgen, indem

sie es, als seinen eignen Gedanken pries, als seinen eignen Vorschlag betrieb. Hierdurch hat sie einige seiner herrschenden Leidenschaften auf ihre Seite gebracht, und sich derselben mit zu seiner Besserung bedient.

Einen Umstand von Aemiliens Verhalten kann ich besonders nicht unerwähnt lassen: Einigen wird er vielleicht beym ersten Blick sehr unbedeutend scheinen; was mich aber betrifft, so halte ich ihn für sehr bemerkenswerth und würdig, der Beherzigung des schönen Geschlechts empfohlen zu werden. Ich habe oft die Nachtkontuschen Schlafmützen und schmutzige Wäsche, worin manche Ehefrauen im Hause einhergehen, als das Gift der ehelichen Liebe und als eines der leichtesten Mittel betrachtet, die sich nur denken lassen, die Liebe eines Mannes, besonders eines zärtlichen Mannes, zu ersticken. Wie oft hörte ich nicht eine Dame, die in einem solchen Deshabillé von einem Besuch überfallen wurde, sich entschuldigen: Wahrhaftig, ich schäme mich recht, daß Sie mich in diesem Schmuzhabit antreffen; aber mein Mann und ich waren ganz allein, und waren uns nichts weniger vermuthen, als daß wir die Ehre haben würden, Sie bey uns zu sehen. — Dieß ist denn,

bey=

beyläufig, ein feines Kompliment für den guten Mann, welches er, zehn gegen eins, mit beißenden Antworten und einem plumpen Betragen erwiedert, ohne zu wissen, was ihn eigentlich mürrisch macht.

Aemiliens Beobachtung lehrt sie, daß, wie kleine Unachtsamkeiten und Nachlässigkeiten einen Flecken auf einen großen Charakter werfen, so auch die Nachlässigkeit im Anzuge, selbst unter den vertrautesten Freunden, unvermerkt ihre Achtung gegen einander vermindert, indem sie eine zu niedrige und verächtliche Vertraulichkeit hervorbringt. Sie weiß, wie wichtig oft die Dinge sind, die der große Haufen Kleinigkeiten nennt, und betrachtet alles das als eine Sache von Wichtigkeit, was nur im geringsten etwas zur Erhaltung oder Verminderung der Liebe ihres Mannes beytragen kann; ihn hält sie für einen Gegenstand, der es verdient, daß sie alle ihre Klugheit anwendet, ihm zu gefallen, weil sie ihm auf Lebenslang zu gefallen wünscht.

Mit Hülfe dieser und tausend anderer nahmenlosen Künste, die sie leichter ausüben, als ein Andrer beschreiben kann, durch die Beharrlichkeit ihrer Güte und zuvorkommenden Unterwür-

sigkeit, troz aller Leiden und übeln Begegnung, die sie hat ausstehen müssen, ist jezt Bromius ein verständiger und gütiger Ehegatte, und Aemilia die glücklichste Gattinn.

O! ihr schüzenden Engel, deren Sorge der Himmel seine theure Aemilia anvertraut hat, leitet sie ferner auf dem Pfade der Tugend, schüzt sie vor der Frechheit und den Beleidigungen dieser blinden Welt; und wenn endlich diese reine Seele nicht länger auf Erden unter uns wandeln soll, so führet sie sanft von hier, sie, die Unschuldige, die Unsträfliche, in einen seligern Aufenthalt, wo sie, nach einem leichten Uebergange von dem, was sie jezt ist, ewig glänzen wird als ein Engel des Lichts!

T.

Hun-

Hundert neun und siebzigstes Stück.

(305)

Plan einer zu errichtenden Französischen Staatsakademie.

Non tali auxilio, nec defensoribus istis
Tempus eget ——

VIRG.

Da unsre neuesten Zeitungen von dem Entwurf zu Errichtung einer Staatsakademie, womit man am Französischen Hofe jetzt umgeht, voll sind, und ich selbst von verschiednen Kunstverständigen unter meinen auswärtigen Korrespondenten Briefe erhalten habe, die etwas Licht auf die Sache werfen, so will ich heute dem Leser meine Bemerkungen darüber mittheilen. Eine allgemeine Nachricht von diesem Projekt findet man in dem täglichen Kourant vom vorigen Freytag, wo sie aus der Amsterdammer Zeitung übersetzt ist, wie folget.

Paris, vom 12ten Februar. „Es bestätigt sich, daß der König von Frankreich beschlossen hat,

eine neue Akademie für Staatsleute zu errichten, die unter der Aufsicht des Ministers und Staatssekretärs, Marquis de Torcy, stehen soll. Sechs Mitglieder der königlichen Akademie der Wissenschaften, welche die erfoderlichen Talente besitzen, sollen anfangs erwählt werden, diese Akademie einzurichten, in welche keiner aufgenommen werden soll, der nicht wenigstens fünf und zwanzig Jahr alt ist, und nicht ein Vermögen von tausend Livres jährlicher Einkünfte entweder schon wirklich besitzt, oder durch Erbschaft zu erwarten hat. Jedes Mitglied genießt eines Gehalts von tausend Livres; und außerdem sollen sie, auf königliche Kosten, von geschickten Lehrern in den nöthigen Wissenschaften, wie auch von allen Friedens- Allianz- und andern Traktaten, die in den letztern Jahrhunderten geschlossen worden, unterrichtet werden. Die Akademie wird sich wöchentlich zweymahl in Louvre versammeln; und aus diesem Seminar sollen die Gesandschafts-Sekretäre gewählt, und dann nach und nach zu wichtigern Bedienungen befördert werden."

Kardinal Richelieu's Politik machte Frankreich zum Schrecken von Europa. Die neuern Staatsmänner dieser Nation aber haben sie zum Gegenstande des Mitleidens oder der Verachtung

ihrer-

ihrer Nachbarn gemacht. Richelieu errichtete jene berühmte Akademie, welche alle Theile der schönern Litteratur zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat. Seine Hauptabsicht bey diesem Institut war, die guten Köpfe der Nation zu verhindern, daß sie sich nicht in politische Sachen mischen sollten, eine Provinz, in welcher er das Reich ganz allein haben wollte. Der Marquis de Torcy hingegen scheint willens zu seyn, verschiedne junge Leute in Frankreich eben so weise zu machen, als er selbst ist, und geht also jetzt damit um, eine Pflanzschule von Politikern anzulegen.

Einige Privatbriefe setzen hinzu, es werde auch ein Seminar von Politikern in Reifröcken errichtet werden, welches zu den Füßen der Madame de Maintenon auferzogen, und in nöthigen Fällen bey Gesandtschaften an fremde Höfe gebraucht werden solle. Da sich aber diese Nachricht noch nicht bestätigt hat, so mag ich noch nichts weiter davon sagen.

Verschiedne meiner Leser erinnern sich ohne Zweifel, daß gleich nach dem letzten Kriege, der so glücklich vom Feinde geführt war, seine Generale großentheils in Gesandten verwandelt wurden; hingegen hat das Verhalten derer, die im jetzigen Kriege kommandirt haben, ihrem großen Monar-

chen, wie es scheint, so wenig Ehre und Vortheil gebracht, daß er seine Angelegenheiten nicht länger den Händen dieser militärischen Herren anvertrauen mag.

Die Einrichtung dieser neuen Akademie verdient unsre besondre Aufmerksamkeit. Die Studenten sollen jeder ein Vermögen von tausend Livres jährlicher Einkünfte besitzen, oder zu hoffen haben, welches, nach dem jetzigen Wechselkours, wenigstens 126 Pfund Sterling betragen wird. Diese Summe, nebst dem königlichen Gehalt von tausend Livres, wird sie in den Stand setzen, sich mit Kaffe und Schnupftabak hinlänglich zu versorgen; der Zeitungen und Journale, der Federn und Dinte, des Lacks und der Oblaten, und andrer dergleichen Bedürfnisse für Politiker nicht zu gedenken.

Man muß wenigstens fünf und zwanzig Jahr alt seyn, ehe man in den Mysterien dieser Akademie initiirt werden kann; doch läßt sich nicht zweifeln, daß nicht auch viele gesetzte Männer von mehrern Jahren, welche von Jugend auf die Gazette de France gelesen haben, gern aufs neue ihr Glück zu machen suchen, und sich unter dieses Korps von Politikern enrolliren lassen sollten.

Die

Die Gesellschaft dieser hoffnungsvollen jungen Herren soll unter der Direktion von sechs Professoren stehen, die, wie es scheint, spekulative oder theoretische Staatsmänner seyn, und aus der Akademie der Wissenschaften genommen werden sollen. Diese sechs weisen Lehrer sollen, meinen Privatbriefen zufolge, nachstehende Verrichtungen haben.

Der Erste unterrichtet die Studenten in der Staats-Fingerkunst, zum Beyspiel, ein Siegel abzunehmen, eine Oblate zu spalten, einen Brief zu öffnen, ihn wieder zusammen zu falten, und was dergleichen sinnreiche Künste und Geschicklichkeiten mehr sind. Haben die Studenten diesen Theil ihrer Profession vollkommen inne, so werden sie ihrem zweyten Lehrer übergeben, der eine Art von Positurenmeister ist.

Dieser Künstler lehrt sie, zu rechter Zeit und mit Verstande zu nicken, in einem zweifelhaften Fall die Achseln zu zucken, bald mit dem einen, bald mit dem andern Auge zu winken, kurz die ganze Kunst der politischen Grimasse.

Der Dritte ist eine Art von Sprachmeister, der sie in dem Styl unterrichtet, dessen ein Minister sich in seinen gewöhnlichen Diskursen am füglichsten bedient. Und damit dieses Kollegium von Staatsleuten eine vollkommne Fertigkeit im poli-

tischen Styl erlange, müssen sie sich desselben schon im täglichen Umgange bedienen, ehe sie noch weder in auswärtigen noch in einheimischen Angelegenheiten gebraucht werden. Fragt, zum Beyspiel, einer den andern, wie viel Uhr es sey: so muß der andre ihm indirekt antworten, und wo möglich der Frage ausweichen. Bittet man ihn, einen Louis d'or zu wechseln: so muß er sich Bedenkzeit ausbitten. Fragt man ihn, ob der König zu Versailles oder zu Marly sey: so muß er die Antwort ins Ohr flistern. Fragt man ihn, was in der letzten Zeitung Neues stehe, oder was in einer Proklamation enthalten sey: so muß er antworten, er habe sie noch nicht gelesen; oder, will er es nicht wagen, sich so weit herauszulassen, so darf er nur die Stirne runzeln, oder die linke Schulter in die Höhe ziehen.

Der vierte Professor lehrt die ganze Kunst der politischen Charakter und Hieroglyphen; und damit sie auch darin vollkommen geübt werden, dürfen sie einander kein Billet zuschicken, wäre es auch nur einen Tacitus oder Machiavell zu borgen, das nicht in Chiffern geschrieben ist.

Zu der fünften Lehrstelle, glaubt man, werde ein Jesuit genommen werden, der in den Kontroversen über wahrscheinliche Lehrsätze, Reservatio-

nes

nes mentales, und die Rechte der Regenten wohl bewandert ist. Dieser gelehrte Mann soll sie in der Grammatik, Syntax und Konstruktion des Traktaten-Lateins unterrichten; ihnen zeigen, wie man zwischen dem Geist und dem Buchstaben unterscheiden müsse, und wie dieselben Worte und Ausdrücke oft jedem andern Regenten in Europa eine Verbindlichkeit auflegen, die dadurch keinesweges Sr. allerchristlichsten Majestät aufgelegt wird. Fernet soll er die Kunst lehren, in den feyerlichsten Verträgen Defekte, Schlupfwinkel und Ausflüchte zu finden, besonders aber ein großes rabbinisches Geheimniß, welches die Herrn Jesuiten vor einigen Jahren wieder hervorgezogen haben, daß nähmlich ganz widersprechende Auslegungen eines und eben desselben Artikels beide wahr und gültig seyn können.

Nachdem unsre Staatsmänner durch diese verschiednen Lehrer hinlänglich gebildet worden, sollen sie ihre letzte Politur von einem erhalten, der das Amt eines Ceremonienmeisters unter ihnen verrichten wird. Dieser Herr wird ihnen über die wichtigen Punkte, was in Ansehung des Lehnstuhls und der Begleitung bis zur Treppe zu beobachten ist, Vorlesungen halten, sie in den verschiednen Situationen der rechten Hand unter-

richten, und sie mit Bücklingen und Verneigungen von jeder Größe, Maaß und Proportion versorgen. Kurz, dieser Professor wird der Gesellschaft ihre rechte Haltung geben, und ihren Sitten jene schöne politische Stärke einflößen, welche sie zu Levees, Konferenzen, Besuchen geschickt, und fähig machen kann, in dem zu glänzen, was gemeine Seelen gern für Kindereyen halten möchten.

Von andern besondern Dingen, die etwa noch außerdem in dieser Gesellschaft unflücker Staatsmänner beobachtet werden sollen, habe ich noch nichts gehört; indessen muß ich gestehen, daß, wenn ich einen Sohn von fünf und zwanzig Jahren hätte, der sichs einfallen ließe, in diesem Alter schon den Staatsmann agiren zu wollen, ich ihn als einen dummen Tölpel enterben würde. Ueberdem würde ich fürchten, daß dieselben Künste, welche ihn geschickt machen sollen zwischen Potentaten zu negociiren, leicht sein gewöhnliches Verhalten im gemeinen Leben ein wenig inficiren könnten. Es ist kein Zweifel, daß nicht diese jungen Machiavelle in kurzer Zeit ihr Kollegium durch Kniffe und Ränke drunter und drüber kehren, und eben so viel Anschläge machen werden, einander bey einem Froschbraten und Salat zu kurz zu thun, als vielleicht in der Folge, einen

nen benachbarten König oder Staat zu übervortheilen.

Man weiß, daß die Spartaner den Diebstahl an jungen Leuten zwar bestraften, wenn er entdeckt ward, ihn aber für etwas sehr rühmliches hielten, wenn er gelang. Hatte ein Jüngling seinen Raub nur glücklich und ohne Verdacht davongetragen, so konnte er nachher groß damit thun. Dieß, sagen die Geschichtschreiber, sollte sie verschlagen und listig machen, und hindern, daß sie sowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten nicht so leicht betrogen würden. Ob nun dergleichen Nachlassungen der Moralität, solche kleine Jeux d'esprit in diesem vorhabenden Seminar von Politikern nicht auch gestattet werden sollten, überlasse ich der Weisheit ihres Stifters.

Unterdeß können wir vor diesem wackern Korps von Staatsmännern nur auf unsrer Hut seyn; und wie Sylla viele Marios im Cäsar sah, so, dünkt mich, können wir im voraus schon viele Torcys in diesen Akademisten sehen. Was wir auch immer von uns selbst halten, so fürchte ich doch, weder unser Snyrna noch St. James werde jenem Kollegio gewachsen seyn. Unsre Kaffehäuser sind freylich sehr gute Institute, allein

ob

ob diese unsre Brittischen Staatsschulen eben so geschickte Gesandten und Sekretäre liefern werden, als eine eigentlich zu dem Ende errichtete Akademie, das verdient unsre ernstliche Ueberlegung, besonders wenn wir bedenken, daß unser Vaterland mehr den Ruf hat, daß es ehrliche Leute, als daß es Staatsmänner hervorbringe; und daß hingegen Französische Treue und Brittische Politik eine vorzügliche Figur im Nichts machen, wie der Graf von Rochester, in seinem bewundernswürdigen Gedicht über diesen unfruchtbaren Gegenstand, sehr richtig bemerkt hat.

L.

Hundert achtzigstes Stück. (306)

Ueber den Verlust der Schönheit.

— Quae forma, ut se tibi semper
Imputet? ——

JUVEN.

„Mein Herr Zuschauer,

Mir ist ein Unglück begegnet, welches so häufig ist, daß es wohl verdient, daß Sie etwas tröstendes

tröstendes darüber sagen. Noch in diesem halben Jahre besaß ich so viel Schönheit und so viele Liebhaber, als nur irgend ein junges Frauenzimmer in England; und jetzt haben alle meine Bewunderer mich verlassen, ohne daß ich über ihr Betragen klagen kann. Ich habe nähmlich binnen dieser Zeit die Blattern gehabt; und dieß Gesicht, welches, zufolge mancher Liebesbriefe, die ich aufbewahre, der Sitz aller möglichen weiblichen Schönheit war, ist jetzt durch Gruben und Narben schrecklich entstellt. Es geht mir an die Seele, zu sagen, was ich wirklich von meinem Gesichte denke; und wiewohl ich glaube, daß ich meine Schönheit nicht zu hoch anschlug, so lange ich sie besaß, so ist doch ihr Werth bey mir außerordentlich gestiegen, seitdem ich sie verloren habe. Ein Umstand vornähmlich macht mein Schicksal sehr sonderbar; der häßlichste Mensch, der je Anspruch auf mich machte, hatte den ersten Platz in meinem Herzen und hat ihn noch, und er begegnet mir jetzt am allerunbilligsten. Könnten Sie ihn bewegen, mir eine Erkenntlichkeit zu beweisen, die er mir schuldig ist, nähmlich, eine Person zu lieben, die nicht liebenswürdig ist; — doch es ist, fürchte ich, wohl nicht möglich, die Leidenschaft durch Vorschriften der Vernunft und Dankbarkeit zu lenken. Aber

sagen

sagen Sie wenigstens alles, was Sie können, einer Unglücklichen, die sich selbst überlebt hat, und nicht weiß, wie sie sich in einer ganz neuen Existenz verhalten soll. Meine Liebhaber liegen zu den Füßen meiner Nebenbuhlerinnen, meine Nebenbuhlerinnen sehen täglich mit Mitleiden auf mich herab, und ich kann nicht genießen, was ich bin, wegen der marternden Erinnerung dessen, was ich war. Bedenken Sie, daß das Frauenzimmer, welches ich war, nicht vor Alter starb, sondern in der Blüthe ihrer Jugend hingerissen ward, und nach dem Lauf der Natur noch ein vierzigjähriges Afterleben zu erwarten hat. Nichts, von allem, was mir übrig ist, gefällt mir, außer, daß ich bin 2c.

Parthenissa.

Als Ludewig der Vierzehnte die Schlacht bey Ramilies verloren hatte, waren die damahligen Addressen an ihn voll von Lobeserhebungen seiner Tapferkeit; man kehrte sein Unglück zu seinem Ruhme, weil er nähmlich während seines Glücks nie seine heroische Standhaftigkeit hätte offenbaren können, und also die Welt den glänzendsten Theil seines Charakters würde verloren haben. Parthenissens Zustand gibt ihr dieselbe Gelegenheit; denn Eroberungen aufzugeben ist eben

so schwer für eine Schöne, als für einen Helden. Gleich beym Anfange dieses Werks muß sie alle ihre Liebesbriefe verbrennen; oder, da sie so ehrlich ist, daß sie die Liebhaber, die ihr nicht länger nachgehen, nicht treulos nennt, so würde es ein sehr guter Anfang zu einem neuen und ganz andern Leben, als dem Leben einer Schönen, seyn, wenn sie dieselben ihren Verfassern zurückschickte, mit der Aufschrift: **Artikel eines durch die Blattern abgebrochenen Heurathstraktats.** Mir ist nur ein einziger Fall bekannt worden, wo nach einem ähnlichen Unglück der angefangene Handel noch zu Stande kam. Die unglückliche Geliebte, ein Frauenzimmer von vielem Geist, schrieb nähmlich an ihren Liebhaber folgendes Billet:

„Mein Herr,

„Wenn Sie mir schmeichelten, ehe ich diese fürchterliche Krankheit hatte, so bitte ich, kommen Sie, und sehen mich jetzt: liebten Sie mich aber aufrichtig, so bleiben Sie weg; denn ich bin nicht mehr dieselbe

Korinna.

Der Liebhaber glaubte etwas so Edles und Geistreiches in ihrem Betragen zu finden, daß er antwortete:

„Made-

„Mademoiselle,

„Da Sie nicht mehr dieselbe sind, so halte ich mich nicht für verbunden, Ihnen zu sagen, ob ich Ihnen geschmeichelt habe, oder nicht; aber versichern kann ich Sie, daß ich Ihnen nicht schmeichle, wenn ich sage, daß ich Sie jetzt vor allen andern Ihres Geschlechts liebe, und hoffe, Sie werden das, was mir begegnen kann, wenn wir beide nur Eins sind, eben so gut ertragen, als das, was Ihnen jetzt, da Sie noch einzeln sind, begegnet ist. Ich bin also bereit, mich mit einem Frauenzimmer von so edlem Muth, wie Sie sind, auf ewig zu verbinden, so bald es Ihnen beliebt.

Amilkar.

Wenn Parthenissa jetzt ihrer selbst mächtig seyn, und so wenig an ihre Schönheit denken kann, als sie hätte thun sollen, da sie dieselbe noch besaß, so werden ihre Reize durch die Blattern nicht sehr vermindert seyn; und wenn sie vormahls zu sehr mit ihrer Schönheit beschäftigt war, so wird ein ungezwungenes freyheiteres Betragen ihr den Verlust derselben mehr als ersetzen. Man nehme das ganze Geschlecht zusammen, und man wird finden, daß diejenigen, welche über Männerherzen am unbeschränktesten herrschen, sich gar nicht

nicht durch ihre Schönheit auszeichnen. Man sieht oft, daß die, welche einen Liebhaber zu dem größten Ungestüm der Leidenschaft hinreißen, gerade solche sind, von denen ein andrer, der sie nicht kennt, glauben würde, sie wären zu nichts weniger, als dazu fähig. Der zärtlichste Liebhaber, den ich kenne, sagte mir einst unter einem Haufen von Frauenzimmern auf einem Koncert: Sie haben mich oft von meiner Geliebten reden hören; sehen Sie da ihr wahres Ebenbild! wobey er auf ein gewisses Frauenzimmer wies, und lächelte, als ich sie ins Auge faßte. Dieß Frauenzimmer zeichnete sich in der ganzen Versammlung gerade am wenigsten durch seine Schönheit aus; weil aber meine Neugier außerordentlich rege gemacht war, so konnte ich kein Auge von ihr verwenden. Ihre Augen begegneten endlich den meinigen, und mit sichtbarer Verwunderung sah sie sich zu allen Seiten um, zu sehen, welche Schönheit neben ihr ich wohl so aufmerksam betrachten möchte. Dieser kleine Zug erklärte mir das Geheimniß: sie betrachtete sich selbst nicht als einen Gegenstand der Liebe, und eben darum war sie es. Der Liebhaber ist ein rechtschaffener gerader Mann; und was ihn reizte, war eine Person, welche die Sorgen und Freuden des Lebens mit

ihm theilt, nicht mit sich selbst beschäftigt, sondern immer mit williger und heitrer Seele bemüht, ihn in beiden zu begleiten.

Ich kann Parthenissen zu ihrem Trost sagen, daß die größten Schönheiten, überhaupt genommen, die abgeschmacktesten und unausstehlichsten Frauenzimmer sind. Eine sichtbare Begierde bewundert zu werden, ein beständiges Bewußtseyn ihres eignen Verdienstes, und ein affektirtes Wesen in ihrem ganzen Betragen, sind fast unvermeidliche Nebenumstände bey der Schönheit. Alles was man von ihnen auswirkt, wird bloß ungestümem Anhalten, Flehen und Bitten gewährt, und ist doch am Ende bey weiten der verlornen Zeit nicht werth, ist nur ein leerer Traum, wenn man nach dem Genuß desselben wieder zu sich selbst kömmt.

Wir schämen uns der Ausschweifungen der Fantasie, die uns so seltsam irre geführt hat, und unsre Bewunderung einer Schönheit, bloß als solcher, beweist, daß wir gar nicht zum Nachdenken über uns selbst gewöhnt sind. Die fröhlichen, gutherzigen Geschöpfe, denen es nie eingefallen ist, daß sie irgend eine Mannsperson unglücklich machen könnten, sind gerade dazu gemacht, Männer glücklich zu machen. Da ist

Miß

Miß Liddy; sie kann einen Schwäbischen Tanz tanzen, einen Kuchen backen, eine gute Hand schreiben, eine Rechnung führen, eine vernünftige Antwort geben, und thun, was ihr geheißen wird. Ihre ältere Schwester, Mamsell Martha, hingegen ist nie aufgeräumt, hat Vapeurs, und lernt aus dem, was sie von Leuten höheren Standes hört, immer neue Mittel sich zu quälen und sich das Leben zur Last zu machen. Und dieß alles aus keiner andern Ursache in der Welt, als weil die arme Liddy weiß, daß sie kein solches Ding an sich hat, als eine gewisse Nachlässigkeit ist, die so allerliebst kleidet, daß sich in ihrem Air kein ich weiß nicht was findet, und daß, wenn sie wie eine Thörinn schwatzt, keiner sagen wird: Wahrhaftig! ich weiß zwar nicht, was sie will, aber alles, was sie spricht, gefällt.

Man frage einen von den Männern unsrer großen Schönheiten, und sie werden gestehen müssen, daß sie ihre Frauen neun Stunden an jedem Tage, den sie zusammen zubringen, hassen. Sie affektiren immer etwas so sonderliches, daß ihre Reize ihnen bey allem, was sie sagen oder thun, gleichsam im Wege stehen. Sie beten beym öffentlichen Gottesdienste nicht anders, als

es Schönheiten gebührt. Sie betragen sich im täglichen Umgange nicht anders, als es Schönheiten gebührt. Fragt einmahl Belinden, was die Glocke ist, und sie wird sich bedenken, ob es einer so großen Schönheit auch gebühre, Euch zu antworten. Kurz, mich dünkt, statt Parthenissen zu trösten, sollte ich ihr vielmehr zu ihrer Verwandlung Glück wünschen; und ungeachtet sie glaubt, daß sie in den guten Tagen ihrer Reize nicht im geringsten stolz gewesen, so war sie es doch gewiß genug, um einzusehen, daß man sich in solchem Unglück, wie sie jetzt betroffen hat, zu einer viel liebenswürdigern Person machen kann. Die Bemühung zu gefallen wird ungemein erleichtert durch das Bewußtseyn, daß der Beyfall der Person, welcher man gefallen will, eine Gewogenheit ist, die man nicht verdient; denn in diesem Fall ist Zuversicht des Siegers der sicherste Weg, geschlagen zu werden. Ein gutes Herz wird den Mangel der Schönheit immer ersetzen, aber Schönheit ersetzt den Mangel des guten Herzens gewiß nie lange.

T.

Hun=

Hundert ein und achtzigstes Stück.
(307)
Ueber die Erziehung zu einer bestimmten Lebensart.

— Versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri. —

HOR.

Folgender Brief hat mir so sehr gefallen, daß ich nicht zweifle, er werde auch dem Publiko ein angenehmes Geschenk seyn.

"Mein Herr,

„Ungeachtet wohl keiner Ihrer Leser Ihre sinnreiche Art, Kleinigkeiten zu behandeln, mehr bewundern kann, als ich, so dünkt mich doch, da Ihre Blätter jetzt zu Bänden anwachsen, und aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Nachwelt kommen werden, daß keine Materie darin unvollendet bleiben sollte, die das allgemeine Wohl der Menschen betrifft."

„Ich habe lange mit Ungeduld erwartet, daß Sie sich über die gewöhnlichen Fehler in der Erziehung unsrer Kinder weiter herauslassen würden; und schmeichelte mir um destomehr, diese Materie aufs neue wieder von Ihnen vorgenommen zu sehen, da Sie das, was Sie bisher darüber gesagt haben, selbst nur für abgebrochene Winke erklären. Da ich mich aber bis jetzt in meiner Hoffnung betrogen sehe, so wage ich es, Ihnen meine eigne Gedanken über diese Materie zuzusenden.“

„Ich erinnere mich eines Gedankens, den Perikles, in seiner berühmten Rede bey der Beerdigung jener jungen Athenienser, welche in dem Samischen Feldzuge umgekommen waren, gehabt haben soll, und der von verschiednen alten Kunstrichtern sehr gepriesen wird, daß nähmlich der Verlust, welchen der Staat durch die Vertilgung seiner Jugend erlitten, dem gleich sey, welchen das Jahr durch Vertilgung des Frühlings erleiden würde. Der Nachtheil, welchen der Staat von einer verkehrten Erziehung der Kinder erleidet, ist ein Uebel von gleicher Art, da sie gewissermaßen die Nachkommenschaft zu Grunde richtet, und das Vaterland um Bürger betriegt, die, bey gehöriger Sorgfalt, eine ansehnliche Figur

in

in ihren verschiednen Posten würden machen können."

„Ich habe ein Buch des Spanischen Arztes, Juan Huartes, unter dem Titel Examen de Ingenios, gesehen, worin er, als einen der vornehmsten Grundsätze, behauptet, daß nichts, als die Natur, einen Menschen zur Gelehrsamkeit fähig mache; und daß, ohne die gehörige Anlage zu der besondern Kunst oder Wissenschaft, die er studirt, alle Mühe und Fleiß, unter den geschicktesten Lehrern, ihm zu nichts nützen werde."

„Zur Erläuterung dieses Satzes führt er den Markus, den Sohn des Cicero, an."

„Cicero, um seinen Sohn in derjenigen Art von Gelehrsamkeit, wozu er ihn bestimmt hatte, vollkommen zu machen, schickte ihn nach Athen, der berühmtesten damahligen Akademie in der Welt, wo der große Zusammenfluß von Menschen aus den aufgeklärtesten Nationen dem jungen Herrn nothwendig eine Menge großer Beyspiele und Vorfälle an die Hand geben mußten, die ihn unvermerkt in den ihm bestimmten Studien hätten unterrichten können. Er übergab ihn der Aufsicht des Kratippus, eines der größten Philosophen der Zeit, und, gleich als ob alle

bis dahin geschriebnen Bücher zu seinem Gebrauch nicht hinlänglich gewesen wären, verfertigte er noch andre ausdrücklich für ihn. Ungeachtet alles dessen, blieb Markus, wie die Geschichte uns sagt, ein Erzdummkopf, und die Natur (die, wie es scheint, dem Sohn, wegen ihrer Freygebigkeit gegen den Vater, nichts schuldig zu seyn glaubte) machte ihn unfähig, von allen Regeln der Beredtsamkeit, allen Lehrsätzen der Philosophie, allen seinen eignen Bemühungen und allem Umgange mit den besten Köpfen in Athen, den geringsten Nutzen zu ziehen. Dieser Schriftsteller thut daher den Vorschlag, der Staat sollte gewisse Prüfer oder Examinatoren bestellen, um das Genie jedes besondern Knaben zu untersuchen, und ihm die Rolle anzuweisen, die seinen natürlichen Fähigkeiten am angemessensten wäre."

„Plato erzählt in einem seiner Gespräche, daß Sokrates, welcher einer Hebamme Sohn war, zu sagen pflegte, wie seine Mutter, ungeachtet sie sehr geschickt in ihrer Profession gewesen, kein Frauenzimmer hätte entbinden können, wenn es nicht schwanger gewesen, so könne auch er keine Erkenntniß aus einer Seele ans Licht bringen, wenn die Natur ihr keine eingepflanzt hätte."

„Die

„Die Methode dieses Philosophen also, seine Schüler durch mancherley Fragen zu belehren, war bloß eine Geburtshülfe, eine Hervorziehung ihrer eignen Gedanken.“

„Der obgedachte Spanische Arzt geht mit seinen Spekulationen immer mehr ins Feine, und behauptet, jede Art von Witz habe eine eigne mit ihr übereinstimmende Wissenschaft, in welcher allein sie wirklich vortrefflich werden könne. Und was die Genies betrifft, die eine gleich große Fähigkeit zu verschiednen Dingen zu haben scheinen, so betrachtet er sie als so viele unvollendete und von der Hand geschlagene Werke der Natur.“

„Es gibt wirklich nur wenig Menschen, gegen welche die Natur so stiefmütterlich gewesen, daß sie nicht fähig seyn sollten, sich in einer oder der andern Wissenschaft hervorzuthun. Jede Seele hat einen gewissen Hang zur Erkenntniß, welcher durch gehörige Bearbeitung verstärkt und veredelt werden kann.“

„Die Geschichte des Klavius ist bekannt. Er war in ein Jesuiterkollegium gethan, und nachdem man in verschiednen Theilen der Gelehrsamkeit Versuche mit ihm gemacht hatte, war man im Begriff, ihn als einen hoffnungslosen Dummkopf wegzuschicken, als einer der Väter auf den Ein-

fall kam, seine Talente in der Geometrie zu versuchen, welches denn sein Genie so glücklich traf, daß er nachher einer der größten Mathematiker seiner Zeit ward. Man hält gemeiniglich dafür, daß der Scharfsinn dieser Väter in Entdeckung der Talente eines jungen Schülers nicht wenig zu der Figur beygetragen, die ihr Orden in der Welt gemacht hat."

„Wie verschieden von dieser Art der Erziehung ist die, welche in unserm Vaterlande herrscht! wo nichts gewöhnlicher ist, als vierzig bis funfzig Knaben von verschiednem Alter, Temperament und Neigungen zu sehen, die in Einer Klasse zusammensitzen, sich mit denselben Autoren beschäftigen, und dieselben Dinge treiben müssen! Ihr natürliches Genie sey beschaffen, wie es wolle, so will man sie doch alle, einen wie den andern, zu Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern machen. Alle werden sie gezwungen, dieselben Fähigkeiten zu haben, dieselbe Anzahl von Versen, dieselbe Portion von Prosa zu liefern. Jeder Knabe ist verbunden, ein so gutes Gedächtniß zu haben, als der Oberste in der Klasse. Kurz, anstatt die Studien dem besondern Genie eines jungen Menschen anzupassen, erwarten wir von ihm, daß er sein Genie seinen Studien anpasse. Dieß

ist

ist indeß freylich nicht so sehr dem Lehrer beyzumessen als den Aeltern, welche nie glauben wollen, daß ihr Sohn nicht fähig seyn sollte, es eben so weit zu bringen, als ihres Nachbars Sohn, und daß sie ihn nicht machen könnten, wozu es ihnen nur beliebt."

„Wenn unser jetziges Jahrhundert in irgend einem Stück mehr Lob verdient, als die vorigen, so ist es wegen der edelmüthigen Sorge verschiedner gutdenkender Personen für die Erziehung armer Kinder; und da in diesen Armenschulen die verzärtelnde Liebe der Aeltern nicht Statt findet, so würden die Aufseher derselben sie noch wohlthätiger fürs gemeine Wesen machen, wenn sie auf die Regel, die ich bisher empfohlen habe, Rücksicht nähmen. Leicht könnten sie, bey genauer Prüfung der Talente derer, die unter ihrer Aufsicht stehen, sie in gehörige Abtheilungen und Klassen vertheilen, und ihnen dieses oder jenes besondre Studium anweisen, je nach dem ihr Genie sie zu diesem oder jenem Theil der Gelehrsamkeit, des Handels, der Handwerke, oder des Diensts zur See oder zu Lande fähig machte."

„Wie sehr fehlt es nicht an dieser Art von Einrichtung in den drey gelehrten Professionen!"

„Dr.

„Dr. South sagt irgendwo, da er sich beklagt, daß Leute in den geistlichen Stand träten, die gar kein Geschick zu den Pflichten desselben hätten: Mancher zerstößt seinen Kopf an einer Kanzel, der seinem Vaterlande vortreffliche Dienste hinter dem Pfluge geleistet haben würde.“

„Eben so würde mancher Jurist, der jetzt als Advokat eine schlechte Figur macht, ein wackrer Bothsmann werden, oder an der Treppe des Juristenkollegiums glänzen können, wiewohl er jetzt drinnen nichts zu thun finden kann.“

„Ich habe einen Leichdornschneider gekannt, der bey einer angemessenen Erziehung ein vortrefflicher Arzt geworden seyn würde.“

„Und wenn wir uns unter dem gemeinen Volk umsehen, sind nicht unsre Straßen voll von scharfsichtigen Karrenschiebern und Politikern in Livereyen? Wir haben Schneider, die sechs Fuß hoch sind, und finden manches Paar breite Schultern, das an einen Barbier weggeworfen ist, da wir vielleicht zu derselben Zeit einen Pygmäen von Träger unter einer Last taumeln sehen, der eine Nadel mit großer Behendigkeit geführt, und einen Bart mit mehr Vergnügen für sich und größerm Nutzen fürs Publikum heruntergenommen haben würde.“

„Die

„Die Spartaner handelten nach den Grundsätzen, die ich hier vorgetragen habe, und trieben die Sache noch weiter, als ich vorschlage. Unter ihnen stand es dem Vater selbst nicht frey, seine Kinder nach seinem eignen Gutdünken zu erziehen. So bald sie sieben Jahr alt waren, wurden sie in verschiedne Kompagnien vertheilt, und stunden dann unter der Zucht des Publikums. Die Alten waren Zuschauer ihrer Handlungen; sie erregten oft Streit unter ihnen, und hetzten sie gegen einander auf, um aus diesen frühzeitigen Aeußerungen zu sehen, worauf ihre Talente gingen, und dem gemäß, ohne die geringste Rücksicht auf ihren Stand, zum Dienst des Staats Gebrauch von ihnen zu machen. Hiedurch wurde Sparta bald zur Gebieterinn von Griechenland, und in der ganzen Welt wegen seiner Kriegeszucht und bürgerlichen Zucht berühmt.“

„Sollten Sie glauben, daß dieser Brief unter Ihren Blättern einen Platz verdiene, so werde ich Ihnen vielleicht mit noch einigen andern Gedanken über dieselbe Materie beschwerlich fallen.

Ich bin ꝛc.

X.

Hun-

Hundert zwey und achtzigstes Stück.
(312)
Ueber die Standhaftigkeit im Unglück.

Quod huic officium, quae laus, quod decus erit tanti, quod adipisci cum dolore corporis velit, qui dolorem summum malum sibi persuaserit? Quam porro quis ignominiam, quam turpitudinem non pertulerit, ut effugiat dolorem, si id summum malum esse decreverit?

Cic.

Es ist ein sehr trauriger Gedanke, daß die Menschen gewöhnlicher Weise so schwach sind, daß sie nothwendig erst Gram und Schmerz kennen lernen müssen, wenn sie zur Vernunft kommen sollen. Leute, denen es in der Welt wohl gehet, (denn eigentlich glückselige gibt es auf Erden nicht) taumeln in dem süßen Gefühl ihres gegenwärtigen Zustandes durchs Leben hin, ohne an die Veränderlichkeit des Glücks zu denken. Glück ist ein Wort, wodurch wir in solchen Aufsätzen, wie dieser, dasjenige verstehen, was die unsichtbare

bare Hand dessen wirkt, der alle Dinge dieser Welt nach seinem Wohlgefallen lenkt und ordnet. Nun ist, meiner Meinung nach, nur diejenige Seele wahrhaftig groß, die sich Unglück und Gram klein vorstellt, wenn es sie selbst, groß und beklagenswürdig aber, wenn es Andre betrifft. Der abscheulichste Verbrecher von der Welt, wenn er mit Ruhe und Gelassenheit seinem Tode entgegen geht, erregt Mitleiden bey den Zuschauern; und dieß nicht, weil sein Unglück beklagenswerth ist, sondern weil er selbst es nicht zu beklagen scheint. Wir leiden für den, der sein eignes Elend minder fühlt, und sind immer geneigt, den zu verachten, der unter der Last seines Unglücks erliegt. Auf der andern Seite betrachtet eine gleichmüthige, wohlgeordnete Seele, ohne die geringste Regung von Neide, diejenigen, die durch ihr Glück aufgeblasen sind, mit einer gewissen Scham über die Schwachheit der menschlichen Natur, die so ganz vergessen kann, wie sehr sie dem Elende ausgesetzt ist, und schon schwindlig wird durch den bloßen Aufschub der Leiden, die das unvermeidliche Loos aller Menschen sind. Der also, welcher sein Gesicht von dem Unglücklichen wegwendet, der nicht noch einmahl hinblickt, wenn stiller bescheidner Gram seinem Auge begegnet, der Trüb-

sal

sal scheuet, wie eine Pest, der mästet sich nur für die Schlachtbank, und macht sich nur desto fähiger zum Elende, je mehr Mühe er sich gibt, ihm zu entgehen.

Ein gewisser Herr, bey dem ich gestern Abends war, machte eine Bemerkung, die, wie mich dünkt, von seiner gesunden Beurtheilungskraft zeugte: So oft man, sagte er, in sein Herz geht, und die Idee der wahren Vortrefflichkeit und Größe der menschlichen Natur aufsucht, so findet man immer, daß sie darin besteht, auf eine gehörige Art und mit Anstand und Würde zu leiden. Helden schildert man nie anders; als duldend unter Leiden, kämpfend mit Widerwärtigkeiten, und wie sie alle Arten von Mühseligkeiten und Beschwerden über sich nehmen, und zum Dienst der Menschen nach Schwierigkeiten und Gefahren dürsten. Er bemerkte ferner, man müsse es bloß diesem innern Gefühl von dem hohen Werth der Geduld in Leiden zuschreiben, daß die Romanendichter, wenn sie einen Charakter von der höchsten Vortrefflichkeit darzustellen suchen, die ganze Natur plündern, um recht fürchterliche Dinge zusammenzubringen; sie schaffen eine neue Welt voll Ungeheuer, Drachen und Riesen: wo die Gefahr endet, hört auch der Held auf. Hat er ein Reich

erobert,

erobert, oder sich endlich in Besitz seiner Schönen gesetzt, so ist das übrige weiter nicht erzählenswerth. Mein Freund ging so weit, daß er sagte, es sey nur für höhere Wesen, als Menschen, Glückseligkeit und Größe in Einer Idee zu vereinigen; in unserm Zustande aber hätten wir anders keinen Begriff von hoher Vortrefflichkeit und Heroismus, als in Verbindung mit einem trübenden Schatten von Widerwärtigkeit.

Es wäre gewiß die beste Erziehung, die wir uns geben könnten, wenn wir uns auf alle die unglücklichen Begebenheiten und Zufälle bereiteten und gefaßt hielten, die uns in einem zu Gram und Leiden verurtheilten Leben begegnen werden. Statt dieser Erwartung aber schmeicheln wir uns mit Aussichten immerwährender Wonne, und zerstören in uns die Keime der Standhaftigkeit und Tugend, die uns in Stunden der Angst unterstützen sollten. Das beständige Laufen nach Vergnügen hat etwas Vermessenes an sich, das sich für unser Wesen gar nicht schickt. Sehr wahr und philosophisch ist, was Horaz in seiner schönen Ode an den Dellius sagt, daß nähmlich laute Freude, oder übermäßiger Gram, und ein ungleiches Verhalten, es sey im Glück oder Unglück, für einen Mann, der doch einst sterben müsse, gleich

ungeziemend sey. Mäßigung in beiden Umständen ist das Eigenthum edler Seelen. Leute von dieser Art überlassen sich dem Genuß der Vergnügungen der Gesundheit und aller andern Güter des Lebens immer nur so, als ob sie dieselben leicht verlieren könnten; und werden sie derselben beraubt, so entsagen sie ihnen mit einer Größe der Seele, welche beweist, daß sie den Werth und die Dauer derselben kennen. Verachtung des Vergnügens ist ein sicheres Vorbereitungsmittel zur Verachtung des Schmerzens: ohne das wird eine Seele durch jede unvorhergesehene Begebenheit gleichsam wie im Schlaf und wehrlos überfallen; aber der, welcher immer, so lange er noch gesund war und es ihm wohlging, in seinen Vergnügungen enthaltsam gewesen ist, genießt, selbst unter den schlimmsten Widerwärtigkeiten, des Trostes, daß sein Leiden nicht durch die Vergleichung mit vergangenen Freuden, die seinen jetzigen Zustand höhnen, noch mehr verbittert wird. Cicero erzählt eine Geschichte, die er vom Pompejus gehört hatte, welche uns eine gute Idee von der launigen Art gibt, wie Männer von Witz und Philosophie in alten Zeiten die Uebel des Lebens durch die Kraft der Vernunft und Philosophie zu mildern

pflegten. Als Pompejus nach Rhodus kam, war er neugierig, den berühmten Philosophen Posidonius kennen zu lernen; er ging hin, fand ihn aber krank zu Bette, und bedauerte daher, daß er jetzt nicht das Glück haben würde, ihn über eine philosophische Materie reden zu hören. Doch! versetzte Posidonius, du sollst mich hören; und alsobald ließ er sich in eine Abhandlung des Satzes der stoischen Philosophie ein, daß der Schmerz kein Uebel sey. Während seiner Rede litt er eben große Schmerzen von seiner Krankheit; aber bey jedem Stich lächelte er, und rief: Schmerz, Schmerz! sey so heftig und unverschämt, als du willst, ich werde doch nie gestehen, daß du ein Uebel bist!

T.

Hundert drey und achtzigstes Stück.
(313)

Ueber die öffentliche und Privaterziehung.

Exigite ut mores teneros ceu pollice ducat,
Ut si quis cera vultum facit —

JUVEN.

„Mein Herr,

Ich übersende Ihnen hier, meinem Versprechen zu Folge, einige fernere Gedanken über die Erziehung der Jugend, und werde dieses Mahl besonders die berufene Frage zu erörtern suchen: Ob die Erziehung in einer öffentlichen Schule, oder unter einem Privatlehrer, den Vorzug verdiene?“

„Da einige der größten Männer alter und neuer Zeiten sehr verschiedner Meinung über diesen Punkt gewesen, so will ich die besten Gründe, die, meiner Meinung nach, von beiden Seiten angeführt werden können, kürzlich vorlegen, und dann Jeden für sich selbst entscheiden lassen.“

„Wer

„Wer den Sueton gelesen hat, kann nicht zweifeln, daß die Römer die Erziehung ihrer Kinder für ein Geschäft hielten, das eigentlich den Aeltern selbst zukomme; und Plutarch erzählt, im Leben des Kato, daß dieser große Mann, so bald sein Sohn fähig war, etwas zu lernen, nicht leiden wollte, daß er von irgend jemanden anders, als von ihm selbst, unterrichtet würde, ungeachtet er einen Sklaven, Nahmens Chilo, hatte, der ein vortrefflicher Grammatiker war, und auch viele andre Jünglinge unterrichtete."

„Die Griechen hingegen schienen mehr von öffentlichen Schulen und Seminarien zu halten."

„Herr Locke gesteht, in seinem berühmten Buch über die Erziehung, daß man auf beiden Seiten gewisse Nachtheile zu befürchten habe. Behalte ich, sagt er, meinen Sohn zu Hause, so bin ich in Gefahr, einen kleinen Herrn an ihm zu bekommen; thue ich ihn von mir weg, so ist es fast nicht möglich, ihn vor der herrschenden Ansteckung der Ungezogenheit und des Lasters zu verwahren. Zu Hause bleibt er vielleicht unschuldiger; aber dagegen lernt er auch die Welt nicht kennen, und weiß nicht, wie er sich geberden soll, wenn er unter die Leute kömmt. Indeß hält

er dafür, Tugend sey schwerer zu erlangen, als Kenntniß der Welt, und das Laster sey ein hartnäckigerer, und zugleich ein gefährlicherer Fehler, als ungeschliffene Einfalt, und er erklärt sich daher ganz für die Privaterziehung; um so mehr, da er nicht sieht, warum nicht ein Jüngling bey gehöriger Behandlung, dieselbe Zuversicht und Dreistigkeit in seines Vaters Hause erlangen sollte, wie in einer öffentlichen Schule. Zu diesem Ende räth er den Aeltern, ihre Kinder an alle fremden Gesichter zu gewöhnen, die in ihr Haus kommen; sie mitzunehmen, wenn sie ihre Bekannten besuchen, und sie oft mit verständigen und wohlgesitteten Leuten umgehen zu lassen."

„Gegen diese Methode läßt sich einwenden, der bloße Umgang sey nicht das Einzige, worauf es ankomme; denn, wäre der Umgang nicht mit ihres Gleichen an Jahren und Fähigkeiten, so würde weder Nacheiferung, noch Anstrengung, noch verschiedne andre der lebhaftesten Gemüthsbewegungen, Statt finden, welche nothwendig zuweilen auf diese Art erregt werden müßten, wenn sie nicht ganz stumpf und unempfindlich werden sollten."

„Einer der größten Schriftsteller, die unsre Nation je hervorgebracht, bemerkt, daß ein Knabe,

be, welcher sich in einer Schule oder in einem Kollegio einen Anhang zu machen und in Ansehen zu setzen wisse, einst in einem Senat oder geheimen Konseil mit gleicher Geschicklichkeit dieselbe Rolle spiele; und Herr Osburn behauptet, als ein Mann, der die Welt genau kennt, ein Jüngling, der einen Plan zur Plünderung eines Obstgartens geschickt anzulegen und auszuführen wüßte, würde dadurch unvermerkt zur Behutsamkeit, Verschwiegenheit und Wachsamkeit gewöhnt, und zu Dingen von größerer Wichtigkeit geschickt gemacht."

„Kurz, die Privaterziehung scheint das natürlichste Mittel zu seyn, einen tugendhaften Mann, die öffentliche aber, einen Geschäftsmann zu bilden. Die erstere wird einen guten Bürger für Platons Republik, die andre aber ein taugliches Mitglied für einen solchen Staat liefern, wo Arglist und Sittenverderbniß herrschen."

„Man muß indeß gestehen, daß der Vorsteher einer öffentlichen Schule oft so viele Knaben unter seiner Aufsicht hat, daß er unmöglich auf jeden derselben die erfoderliche Sorgfalt wenden kann. Dieß ist aber wirklich etwas, woran wir bloß selbst Schuld sind; denn sieht man nicht oft zwanzig Aeltern, die alle verlangen, daß ihr

Sohn ein Gelehrter werden soll, und doch nicht zusammentreten, um einen geschickten und rechtschaffenen Mann so zu belohnen, daß es ihm der Mühe werth sey, allen seinen Fleiß auf die Erziehung ihrer Kinder zu wenden?"

„In unsern großen Schulen ist freylich dieser Fehler seit kurzem verbessert worden, so daß jetzt die Oberlehrer an denselben nicht nur selbst geschickte Leute sind, sondern auch tüchtige Unterlehrer und Gehülfen haben. Gleichwohl muß ich gestehen, daß, aus Mangel gleich guter Anstalten auf dem Lande, manches viel versprechende Genie in diesen kleinen Pflanzschulen verwildert und verdorben wird."

„Was mich in dieser Meinung noch mehr bestärkt, ist, daß ich selbst in den Händen zweyer Dorfschulmeister gewesen bin, die beide zu dem wichtigen Geschäft, dem sie sich unterzogen hatten, sehr ungeschickt waren. Der erste bürdete mir viel mehr auf, als meine Kräfte, wiewohl keine der schwächsten, zu tragen fähig waren, und behandelte mich ganz barbarisch, weil unmögliche Dinge mir unmöglich waren. Der andre war von ganz entgegengesetzter Gemüthsart; und ein Knabe, der nur fleißig für ihn auslief, seinen Kaffetopf spühlte, oder in die Schule läutete,

mochte

mochte sich dann um die alten Autoren so viel oder so wenig bekümmern, als es ihm beliebte. Ich erinnere mich noch, daß einer meiner Schulkameraden, der sein Exercitium nicht gemacht hatte, sich damit entschuldigte, daß er der Köchinn geholfen; und der Sohn eines gewissen benachbarten Edelmanns war fünf Jahre lang bey uns, ohne etwas anders zu thun, als daß er unsers Lehrmeisters Grauschimmel fütterte und zur Tränke ritt. Ich konnte mich nicht dazu bequemen, meine Fehler durch dergleichen saubre Dienste gut zu machen, und war also zwar der gelehrteste, aber auch der geplagteste Knabe in der ganzen Schule."

„Zum Schluß will ich noch eines vom Quintilian erwähnten Vortheils der öffentlichen Erziehung gedenken, den ich noch nicht berührt habe; daß wir nähmlich auf Schulen oft Freundschaften machen, die uns auf unser ganzes Leben nützlich werden."

„Zur Bestätigung dieses Satzes will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die verschiednen Personen sehr wohl bekannt ist, und auf deren Wahrheit Sie sich verlassen können."

„Jeder, der die Westminsterschule kennt, weiß, daß sich in dem Schulzimmer ein Vorhang befindet, welcher queer durchgeht, um die obere

Klasse von der untern abzusondern. Ein gewisser Knabe hatte das Unglück, unvorsetzlicher Weise ein großes Loch in den Vorhang zu reißen; und er kannte die Strenge des Lehrers zu gut, als daß er Verzeihung eines so großen Vergehens hätte hoffen sollen. Der arme Knabe, der etwas furchtsam und zärtlich war, gerieth außer sich vor Angst bey dem Gedanken, wie es ihm ergehen würde, wenn der Lehrer hineinkäme; sein Freund aber, der neben ihm saß, hieß ihn gutes Muths seyn, versprach, alles auf sich zu nehmen, und hielt Wort. Als sie erwachsen waren, brach der bürgerliche Krieg aus, in welchem unsre beiden Freunde entgegengesetzte Partey nahmen, indem der Eine es mit dem Parlament, der Andre mit dem Könige hielt."

„Ihrem verschiednen Temperament gemäß, suchte der Jüngling, welcher den Vorhang zerrissen hatte, im Civilstande, und der andre, welcher die Prügel dafür angenommen, im Militärstande sein Glück zu machen. Dem ersten gelang es so wohl, daß ihn der Protektor in kurzer Zeit zum Richter machte. Der andre befand sich bey dem unglücklichen Unternehmen auf Penruddock und Grove. Was für einen Ausgang dieses Unternehmen hatte, darf ich Ihnen nicht erst sagen.

gen. Jeder weiß, daß die Royalisten geschlagen, und alle Anführer derselben, unter denen sich auch unser Schulheld befand, zu Exeter gefangen gesetzt wurden. Es fügte sich, daß sein Freund eben die Landgerichte in dieser Gegend hielt. Der Proceß der Rebellen, wie man sie damahls nannte, war sehr kurz, und es blieb nun nichts übrig, als ihnen das Todesurtheil anzukündigen. Da nun der Richter bey dieser Gelegenheit den Nahmen seines alten Freundes hörte, und ihm etwas aufmerksamer ins Gesicht sah (denn er hatte ihn seit vielen Jahren nicht gesehen), fragte er ihn, ob er nicht vormahls in der Westminsterschule gewesen? Die Antwort überzeugte ihn bald, daß er sein alter großmüthiger Freund sey; und, ohne damahls ein Wort weiter zu sagen, eilte er alsobald nach London, und ruhete nicht, bis er es durch seine Freunde und sein Ansehen beym Protektor dahin gebracht hatte, daß er seinem Freunde das Leben schenkte.“

„Der Herr, dem die Dankbarkeit seines Schulkameraden auf diese Weise das Leben rettete, ward nachmahls Vater eines Sohns, dessen Beförderung in der Kirche er noch erlebte, und der noch jetzt eine der höchsten Würden in derselben rühmlichst bekleidet.“

X.

Hun=

Hundert vier und achtzigstes Stück.
(316)

Schreiben eines Faulen.

Libertas; quae sera tamen respexit inertem.
VIRG.

„Mein Herr Zuschauer,

Wenn Sie je einen Ihnen eingesandten Brief mit desto größerem Vergnügen lasen, weil die Klagen, die er enthielt, wahr waren, so kann gewiß auch dieser eine günstige Aufnahme hoffen; und wenn kein Verlust unwiderbringlicher ist, als der Verlust der Zeit, so werden Sie hoffentlich meinen Gram für den allergerechtesten halten, der nur seyn kann. Ich habe mich endlich aus einer vieljährigen Tyranney der Trägheit und Unthätigkeit losgerissen; und die Begierde, den fernern Eingriffen der Faulheit zu widerstehen, und der Verdruß, mit welchen ich an die vergangenen Jahre zurückdenke, und die Besorgniß, womit ich

die

die Zukunft erwarte, alles dieß treibt mich an, mich an Sie zu wenden."

„Faulheit ist ein so allgemeines Uebel, daß ich nicht anders glauben kann, als, eine Abhandlung über diesen Gegenstand werde von allgemeinem Nutzen seyn. Kaum Einen Menschen gibt es, der nicht einigen Ansatz dazu haben sollte; und Tausende, außer mir selbst, verschwenden mehr Zeit in müßiger Ungewißheit, welches von zwey Dingen sie zuerst angreifen sollen, als sie gebraucht haben würden, alle beide zu Ende zu bringen. Die Ursach hievon scheint der Mangel irgend einer nothwendigen Beschäftigung zu seyn, wodurch die Lebensgeister in Bewegung gesetzt, und aus ihrer Schlafsucht aufgeweckt würden. Hätte ich weniger Zeit, so würde ich mehr haben; denn sie würde dann in gewisse Stücke zertheilt seyn, deren einige zu Geschäften, andre zum Vergnügen bestimmt wären; dahingegen jetzt ein ewiges Einerley von Indolenz alles überzieht, und keine Marksteine mir bezeichnen, was ich zu thun habe. Ist unsre Zeit durch Geschäfte ein wenig eingeengt, so hat sie, gleich einem Wasser, das in seine Ufer eingedämmt ist, einen gewissen bestimmten Lauf; da sie hingegen, wenn sie in keinen gewissen Kanal geleitet wird, auch keinen Fluß hat, sondern

ein stehender Sumpf wird, der weder Nutzen, noch Bewegung hat."

„Als Skanderbey, der Fürst von Epirus, todt war, so bildeten die Türken, die in den Schlachten, welche er ihnen abgewonnen, nur zu oft die Stärke seines Arms gefühlt hatten, sich ein, daß, wenn sie ein Stückchen von seinen Knochen auf ihrem Herzen trügen, dieselbe Stärke und Unerschrockenheit, welche ihn im Leben beseelt hatte, auch sie beseelen würde. Da ich nun in meinem Leben vermuthlich wenig Nutzen schaffen werde, so bin ich entschlossen, wenigstens nach meinem Tode noch so viel Gutes zu thun, als ich kann; und habe daher befohlen, daß meine Gebeine dereinst auf gleiche Art zum Nutzen meiner Landsleute, die mit einem gar zu übermäßigen Grade von Feuer behaftet sind, gebraucht werden sollen. Alle Fuchsjäger würden, wenn sie ein Stückchen von mir trügen, es in kurzem so weit bringen, daß sie des Morgens in ihren Betten aushalten könnten, und sie vielleicht gar um zehn Uhr ungern verlassen würden: anstatt über Stock und Block zu rennen, um ein armes Thier zu quälen, und ihren eignen Gedanken zu entlaufen, würden sie dann vielleicht eine Chaise oder Sänfte für das wünschenswürdigste Mittel halten, die Bewegung

von

von dem einen Orte zum andern zu bewerkstelligen.
Ich würde Herrn Trotts unnatürliche Begierde
zum Tanzen bald kuriren, würde der Mamsell
Bachstelzen Neigung zur Bewegung vermindern,
und machen, daß sie jedes Mahl mit dem Ort, wo
sie sich befände, zufrieden wäre; kurz, keine
Aegyptische Mumie muß je halb so wirksam in der
Medicin gewesen seyn, als ich für diese fieberhaf-
ten Konstitutionen seyn würde, um die ungestü-
men Aufwallungen der Jugend zu dämpfen, und
jeder Handlung ihre gehörige Schwere und Ruhe
zu geben."

„Jede heftige Neigung kann ich ersticken, und
den stärksten Strom des Zorns oder der Rachbe-
gierde aufs nachdrücklichste aufhalten. Indeß muß
ich gestehen, daß die Faulheit auch ein Strom ist,
welcher zwar langsam fließt, aber den Grund jeder
Tugend untergräbt. Ein Laster von lebhafterer
Natur wäre mir ein wünschenswürdigerer Tyrann,
als dieser Rost der Seele, welcher jeder Handlung
des Lebens einen Anstrich seiner Natur gibt. Es
wäre eben so wenig Gefahr dabey, in einem Sturm
umhergeworfen zu werden, als so vor beständiger
Windstille nicht aus der Stelle zu können; und
wozu hilft es uns, den Samen tausend guter Ei-
genschaften in uns zu haben, wenn es uns an

nöthiger Kraft und Entschlossenheit zur Aeußerung derselben fehlt? Der Tod bringt alle Menschen in einen Stand der Gleichheit zurück; und dieß Bild des Todes, dieser Schlummer der Seele hebt allen Unterschied zwischen dem größten Genie und dem armseligsten Verstande auf. Ein Vermögen die preiswürdigsten Dinge zu thun, welches auf solche Weise begraben liegt, nützt dem Besitzer nicht mehr, als ein Haufen Gold dem Geizhalse, der ihn nicht zu gebrauchen wagt."

„Morgen ist immer die Zeit der Thaten, da alles besser gehen soll. Der Morgen kömmt, er verstreicht, und ich vergnüge mich noch immer an dem Schatten, unterdeß ich das Wesen verliere; uneingedenk, daß bloß die gegenwärtige Zeit unser, die künftige noch ungeboren, die vergangene aber schon todt ist, und nur (wie Aeltern in ihren Kindern) in den Handlungen leben kann, die sie hervorgebracht hat."

„Die Zeit unsers Lebens sollte nicht nach der Anzahl der Jahre berechnet werden, sondern nach dem Gebrauch, den wir von ihnen gemacht haben. Nicht der Umfang des Bodens, sondern der jährliche Ertrag ist es, was einem Landgute seinen Werth gibt. Elende, gedankenlose Geschöpfe! sind wir denn bloß in dem einzigen Dinge, wo

Karg-

Kargheit Tugend wäre, Verschwender! Nichts liegt uns als eine so schwere Last auf den Schultern; auf nichts hat man mehr gesonnen und raffinirt, als wie man dieß Ding unvermerkt und ungenützt durchbringen mag. Jeden Groschen legt man sorgfältig zurück, unterdeß man das, was mehr als ein Königreich werth ist, sorglos und mit Verachtung verschleudert. Nichts vermeidet man heut zu Tage so sehr, als eine sorgfältige Benutzung eines jeden Theils der Zeit; denn dieß wäre ein übler Ruf, den man um so mehr scheuen muß, je mehr einem an dem Nahmen eines schönen Geistes oder Genies gelegen ist, und je mehr man den schrecklichen Charakter eines arbeitsamen Plackers fürchtet. Gleichwohl dachten die größten Köpfe, welche die Welt je hervorgebracht hat, hierin ganz anders; denn wer kann wohl glauben, daß Sokrates oder Demosthenes weniger hochgeachtet und geehrt worden, weil sie sich unaufhörlich Mühe gaben, die Fehler der Natur zu überwinden, und die Gaben derselben vollkommner zu machen? Jedermann weiß, wie viele Arbeit und Anstrengung es dem Cicero kostete, sich seine Beredtsamkeit zu erwerben. Seneka versichert den Lucilius in seinen Briefen, es ginge kein Tag vorbey, an welchem er nicht

etwas schriebe, oder läse, oder aus irgend einem guten Schriftsteller Auszüge machte; und Plinius sagt in einem seiner Briefe, worin er von seinen verschiednen Methoden, jeden leeren Augenblick seiner Zeit auszufüllen, Nachricht gibt, unter andern auch folgendes: „Zuweilen gehe ich auf die Jacht; aber auch dann habe ich mein Taschenbuch bey mir, damit ich, unterdeß meine Leute mit Aufstellung der Netze und andern Dingen beschäftigt sind, etwas zu thun habe, das mir in meinen Studien nützlich seyn kann; und damit ich, wenn ich ja kein Wildpret fange, doch wenigstens einige Gedanken mit nach Hause bringe, und nicht den Verdruß habe, den ganzen Tag nichts erjagt zu haben.“

„Sie sehen also, mein Herr, wie viele Beyspiele ich mir ins Gedächtniß rufe, und welcher Gründe ich mir bey mir selbst bediene, um mich aus meiner Sklaverey loszureißen. Da ich aber gleichwohl besorge, daß gewöhnliche Ueberredungsmittel hier nicht zulangen werden, so erwarte ich Ihre Gedanken über diese Materie mit größter Ungeduld, besonders da der Nutzen derselben sich nicht auf mich allein einschränken, sondern allgemein seyn wird. Denn es läßt sich keine Besserung hoffen, so lange die Menschen noch an ihrem Verderben

derben Vergnügen finden, und Faulheit für ein Lob halten; es sey nun, daß der Zustand selbst ihnen gefällt, oder daß sie sich einbilden, es würde ihnen einen ganz besondern Glanz geben, wenn es schiene, sie wären im Stande, das ohne Anstrengung und Arbeit zu thun, was andern so viel Fleiß und Mühe kostet. Ich bin rc.

Samuel Schlapp.

Z.

Hundert fünf und achtzigstes Stück.

(317)

Tageregister eines Müßiggängers.

—— *Fruges consumere nati.*

Hor.

Augustus fragte, einige Augenblicke vor seinem Tode, seine umstehenden Freunde, ob sie glaubten, daß er seine Rolle gut gespielt habe? und als er eine Antwort erhielt, die seinen außerordentlichen Verdiensten angemessen war, sagte er: Nun,

so klatscht denn in die Hände! ein Ausdruck, dessen die Römischen Schauspieler sich am Ende eines Stücks beym Abtritt von der Bühne zu bedienen pflegten. Es wäre zu wünschen, daß alle Menschen, so lange sie noch gesund sind, wohl bedenken möchten, was für eine Rolle sie in der Welt spielen, und was für eine Figur sie in dem Urtheil der einst nach ihnen auf dem Schauplatz Zurückbleibenden machen werden: ob es sich auch der Mühe verlohne, darum in die Welt gekommen zu seyn; ob sie eines vernünftigen Wesens würdig sey; kurz, ob sie ihnen in diesem Leben Ehre mache, oder ihnen im künftigen zum Vortheil gereichen werde? Der Schmarotzer oder Possenreißer, der Satiriker oder Schmausbruder überlege doch einmahl, wie ihm, wenn einst sein Körper ins Grab gelegt wird, und seine Seele in einen andern Zustand der Existenz übergehen soll, das Lob behagen wird, daß kein Mensch im ganzen Lande besser gegessen, als er; daß er eine bewundernswürdige Geschicklichkeit besessen, seine Freunde lächerlich zu machen; daß kein Mensch es ihm in boshaften Spöttereyen zuvorgethan, oder daß er nie zu Bette gegangen, ehe er mit der dritten Flasche fertig gewesen. Dieß sind gleichwohl sehr gewöhnliche Leichenreden und Lobpreisungen verstorbener Personen,

nen, die unter den Menschen eine glänzende und beliebte Rolle gespielt haben.

Sehen wir aber auf den großen Haufen der Menschen, so besteht er fast ganz aus solchen, deren man sich kaum einen Augenblick nach ihrem Abtritt erinnert. Sie lassen keine Spur ihres Daseyns zurück, sondern sind gleich vergessen, als wären sie nie gewesen. Sie werden weder von den Armen vermißt, noch von den Reichen bedauert, noch von den Gelehrten gepriesen. Der Staat verspürt ihren Abgang nicht, und keine Privatperson klagt über ihren Verlust. Ihre Handlungen sind für das menschliche Geschlecht von keiner Bedeutung, und hätten durch Geschöpfe von viel geringerer Würde, als die, welche sich durch das Vermögen der Vernunft auszeichnen, verrichtet werden können. Ein berühmter Französischer Schriftsteller sagt irgendwo: Ich habe oft aus meinem Fenster zwey edle Geschöpfe betrachtet, beide von aufgerichtetem Antlitz, und mit Vernunft begabt. Diese beiden vernünftigen Wesen beschäftigten sich vom Morgen bis an den Abend damit, zwey glatte Steine auf einander zu reiben, das heißt, wie man im gemeinen Leben spricht, Marmor zu poliren.

Mein Freund, Andreas Freeport, erzählte uns im letzten Klub von einem ehrbaren Bürger, der vor einigen Tagen gestorben war. Dieser gute Mann, der in seinen eignen Gedanken von größerer Wichtigkeit war, als in den Augen der Welt, hatte seit einigen Jahren ein Tageregister seines Lebens geführt. Herr Freeport zeigte uns eine Woche desselben; und da die darin aufgeschriebenen Begebenheiten gerade einen solchen Lebenswandel abschildern, als der ist, wovon ich rede, so will ich meinen Lesern eine getreue Abschrift desselben vorlegen, und nur vorher erinnern, daß der Verstorbne in seiner Jugend die Handlung gelernt, aber, da er keine Neigung zu Geschäften bey sich verspürte, schon seit vielen Jahren von einem mäßigen Einkommen gelebt hatte.

Montag. Acht Uhr. Zog mich an, und ging in der Stube herum.

Neun Uhr. Band mir die Strumpfbänder um, und wusch mir die Hände.

Zehn, eilf und zwölf Uhr. Rauchte drey Pfeifen Knaster. Las die Zeitungen und Supplement. Im Norden steht es schlecht. Hrn. Nisby's Meinung darüber.

Ein Uhr Nachmittags. Schmählte mit Ralph, weil er meine Tabaksdose verlegt hatte.

Zwey Uhr. Aß zu Mittage. NB. Zu viel Rosinen am Pudding, und nicht fett genug.

Drey bis vier. Hielt meine Mittagsruhe.

Vier bis sechs. Spazierte ins Feld. Wind S. S. O.

Sechs bis zehn. Im Klub. Hrn. Nisby's Meinung vom Frieden.

Zehn Uhr. Ging ich zu Bette, und schlief gut.

Dienstag, Feyertag. Acht Uhr. Stand auf, wie gewöhnlich.

Neun Uhr. Wusch mir Hände und Gesicht, ließ mich rasiren, zog meine doppelsohligen Schuhe an.

Zehn, eilf, zwölfe. Machte einen Spaziergang nach Islington.

Ein Uhr. Trank ein Glas von Mutter Kob's Buttermilch.

Zwey bis drey. Ging ich nach Hause, speiste von einer Kalbskeule und aß ein Stück Schinken. NB. Zu wenig Spruten *).

*) Diesen Nahmen führen im gemeinen Leben die jungen Sprossen, die aus dem Kohl wieder ausschlagen.

Drey. Mein gewöhnliches Schläfchen.

Vier bis sechs. War auf dem Kaffehause. Las die Zeitungen. Ein Schälchen Twist *). Großvezier strangulirt.

Sechs bis zehn. Im Klub. Hrn. Nisby's Erzählung vom Großtürken.

Zehn. Traum vom Großvezier. Unruhiger Schlaf.

Mittwoch. Acht Uhr. Zerbrach die Zunge in meiner Schuhschnalle. Wusch die Hände, aber nicht das Gesicht.

Neun. Bezahlte dem Fleischer seine Rechnung. NB. Für die letzte Hammelkeule bin ich ihm noch schuldig.

Zehn, eilf. Im Kaffehause. Im Norden sieht es immer schwieriger aus. Ein Fremder in einer schwarzen Perücke fragte mich, wie die Aktien stünden.

Zwölf bis eins. Spazierte ins Feld. Südwind.

Eins bis zwey. Rauchte anderthalb Pfeifen.

Zwey. Wie gewöhnlich gegessen. Hatte guten Appetit.

*) Mischung von Kaffe und Thee.

Drey. Wurde durch Herabfallen einer zinnernen Schüssel im Schlaf gestört. NB. Die Köchinn denkt nur auf ihre Kerle, und wird sehr unachtsam.

Vier bis sechs. Im Kaffehause. Nachricht von Smyrna, daß der Großvezier erst erdrosselt, und dann enthauptet worden.

Sechs Uhr Abends. Wartete eine halbe Stunde im Klub, ehe jemand kam. Herr Nisby ist der Meinung, daß der Großvezier am 6ten dieses nicht strangulirt worden.

Zehn Uhr. Ging zu Bette. Schlief, ohne zu erwachen, bis neun Uhr Morgens.

Donnerstag. Neun Uhr. Blieb zu Hause bis zwey Uhr, und wartete auf Herrn Timotheus, der mir mein Jahrgeld nicht brachte, wie er doch versprochen hatte.

Zwey Uhr Nachmittags. Aß zu Mittag. Hatte keinen Appetit. Das Bier war sauer. Das Rindfleisch versalzen.

Drey. Konnte nicht schlafen.

Vier und fünf. Gab Ralphen eine Ohrfeige. Jagte die Köchinn weg. Schickte zu Herrn Timotheus. NB. Ich ging die-

sen Abend nicht in den Klub. Legte mich um neun Uhr zu Bette.

Freytag. Brachte den ganzen Morgen mit Gedanken über Hrn. Timotheus zu, der endlich um ein Vierthel auf Zwölfe kam.

Zwölf Uhr. Kaufte einen neuen Knopf auf mein Rohr, und eine Zunge in meine Schnalle. Trank ein Glas Wermuthbier, um bessern Appetit zu bekommen.

Zwey und drey. Speiste, und schlief gut.

Vier bis sechs. Ging aufs Kaffehaus. Traf Hrn. Nisby an. Rauchte einige Pfeifen. Herr Nisby ist der Meinung, daß Kaffe mit Zucker für den Kopf nicht gut sey.

Sechs Uhr. Im Klub, als Verwalter. Blieb zu lange da.

Zwölf Uhr. Ging zu Bette; träumte, ich tränke mit dem Großvezier Halbbier.

Sonnabend. Wachte um eilf Uhr auf. Spazierte ins Feld. Nordostwind.

Zwölf. Ein Regenschauer. Wurde ganz naß.

Ein Uhr Nachmittags. Ging nach Hause, und trocknete mich ab.

Zwey. Herr Nisby aß bey mir. Erster Aufsatz, Marksknochen. Zweyter, Ochsenzungen, mit einer Flasche von Brooks und Hellier.

Drey Uhr. Verschlief die Zeit.

Sechs. Ging in den Klub. Wäre beynahe in eine Gosse gefallen. Großvezier gewiß todt. 2c. 2c.

Ich zweifle nicht, der Leser wird sich sehr wundern, daß dieser Journalist so viel Aufmerksamkeit auf ein Leben wandte, das mit so unbedeutenden Handlungen angefüllt, und so leer an allem Guten war. Und doch, wenn wir auf das Verhalten vieler Menschen, mit denen wir täglich umgehen, Acht geben wollen, werden wir finden, daß ihre meisten Stunden bloß mit den drey Hauptpunkten, Essen, Trinken und Schlafen beschäftigt sind. Ich bin gar nicht der Meinung, daß ein Mensch seine Zeit verliert, der nicht in öffentlichen Geschäften arbeitet, oder lauter glänzende Handlungen verrichtet. Vielmehr glaube ich, daß unsre Stunden oft viel nützlicher zu solchen Handlungen verwandt werden können, die keine Figur in der Welt machen, als zu solchen, welche die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich

ziehen.

ziehen. Man kann sich auf mancherley Weise in der Einsamkeit und Stille so beschäftigen, daß man besser und weiser wird, und ohne alles Geräusch und Gepränge löbliche Thaten thun. Indeß rathe ich jedem meiner Leser, wenigstens auf eine Woche ein Tageregister seines Lebens zu halten, und die ganze Reihe seiner Beschäftigungen während dieser Zeit pünktlich aufzuschreiben. Diese Art von Selbstprüfung würde ihm ein wahres Bild von sich selbst geben, und ihn geneigt machen, über sein ganzes Beginnen ernstlich nachzudenken. Ein Tag würde die Mängel des andern wieder gut machen, und wir würden selbst alle die gleichgültigen Handlungen abwägen lernen, für die wir, so leicht sie auch vergessen werden, doch gewiß einst Rechenschaft geben müssen.

L.

Hundert sechs und achtzigstes Stück.
(262)
Ueber Miltons verlornes Paradies.
Einleitung.

Nulla venenato Littera mista ioco est.
OVID.

Ich halte mich meinen Lesern für die gütige Aufnahme eines Blatts, welches sie jeden Morgen besucht, und doch mit nichts von dem allen gewürzet ist, was so viele unsrer allgemein beliebten Schriften empfiehlt, aufs höchste verbunden.

Wie mein Blatt, auf der einen Seite, kein Wort von Neuigkeiten, keine Bemerkung über politische Materien, keinen Zug von Parteygeist enthält; so findet man, auf der andern, darin keine Spur von der neumodischen Freygeisterey, keine schmutzigen Gedanken, keine Satiren auf die Geistlichkeit, auf den Ehestand, und mehr dergleichen beliebte Gegenstände des Spottes; keine Privatverläumdung, keine ärgerlichen Anekdötchen, kurz nichts,

nichts, was zur Beschimpfung besonderer Personen, Familien oder Gesellschaften gereichen könnte.

Jedes von diesen erwähnten Stücken würde der allermittelmäßigsten Schrift Abgang verschaffen; und dieß würde also ein sehr leichtes Mittel gewesen seyn, mir Beyfall zu erwerben, wenn ich den Gedanken haben könnte, dem Publikum durch solche niedrige und verächtliche Mittel gefallen zu wollen. Ungeachtet ich aber auf diese Weise alles, was irgend nach Parteygeist schmeckt, alles, was irgend unzüchtig und unmoralisch ist, und alles, was irgend besondern Personen Verdruß machen könnte, vermieden habe: so finde ich doch, daß die Nachfrage nach meinen Blättern mit jedem Monath seit ihrer Entstehung zugenommen hat. Vielleicht macht dieses mir selbst nicht so viel Ehre, als meinen Lesern, die solchergestalt Aufsätzen, welche bloß Tugend und Moralität zum Gegenstande haben, mehr Aufmerksamkeit schenken, als ich je erwartet hatte, oder wirklich erwarten konnte.

Als ich mich von jener großen Klasse von Schriftstellern, die ihren Witz und ihre Talente zur Ausbreitung des Lasters und der Irreligion anwenden, losriß, zweifelte ich nicht, daß man mich als einen Sonderling, behandeln würde, der

in

in seiner Art zu schreiben etwas Eignes affektire; allein die allgemein gute Aufnahme, die ich gefunden habe, überzeugt mich, daß die Welt nicht so verderbt ist, wie wir uns gemeiniglich einbilden, und daß die guten Köpfe, welche ihre Talente zur Verführung ihrer Zeitgenossen gebraucht haben, wenn sie sich statt dessen bemüht hätten, sie weiser und besser zu machen, gar nicht nöthig gehabt haben würden, ihre gesunde Vernunft und Tugend ihrem Ruf und Ansehen aufzuopfern. Kein Mensch ist so sehr in Laster und Unwissenheit versunken, daß nicht noch einige verborgene Keime von Güte und Erkenntniß in ihm übrig seyn sollten, die ihn an solchen Gedanken und Betrachtungen Geschmack finden lassen, die zur Vervollkommnung des Geistes und zur Besserung des Herzens abzwecken.

Ich habe schon vormahls gezeigt, mit wie großer Sorgfalt ich alle zu freyen, unzüchtigen und unmoralischen Gedanken vermieden habe; und ich glaube, meine Leser würden noch besser von mir denken, wenn sie wüßten, wie viel Mühe ich es mir kosten lasse, alles, was ich schreibe, so einzurichten, daß nichts für Spott oder Anzüglichkeit gegen besondre Personen angesehen werden kann. Schildre ich daher irgend einen fehlerhaften Charakter,

rakter, so denke ich erst hin und her, auf wen die Bosheit der Welt ihn vielleicht deuten könnte, und webe dann immer solche besondre Umstände hinein, daß alle dergleichen bösartige Auslegungen unmöglich werden. Schreibe ich etwas von einem schwärzlichen Manne, so gehe ich erst in Gedanken alle angesehenen Männer unsrer Nation durch, die von dieser Komplexion sind; und gebe ich irgend einem Charakter einen eingebildeten Nahmen, so untersuche ich erst jede Sylbe, ja jeden Buchstaben desselben, damit er ja keine Aehnlichkeit mit irgend einem wirklichen Nahmen habe. Ich weiß, wie sehr lieb Jedem sein guter Nahme ist, und wie sehr es schmerzt, sich dem Spott und Gelächter des Publikums Preis gegeben zu sehen, und wollte daher um vieles nicht meine Leser auf Kosten irgend eines besondern Menschen belustigen.

Bey dieser Zärtlichkeit gegen den guten Nahmen eines jeden Menschen, wer er auch sey, habe ich mich ganz besonders sorgfältig gehütet, Männer zu beleidigen, denen die höhern Würden des Staats anvertraut sind. Ich möchte mich nicht einmahl über einen Pappendeckel, der mit einem öffentlichen Charakter bekleidet wäre, lustig machen; und daher habe ich denn auf die neulich im Werk gewesene Procession seiner Heiligkeit und

seiner

seiner Hofstatt, so viel Gelegenheit sie mir auch zu manchem spaßhaften Stücke gegeben hätte, nie nur einen Seitenblick geworfen.

Unter den Vortheilen, welche das Publikum von diesen Blättern vielleicht haben kann, ist der keiner von den geringsten, daß sie die Gemüther der Menschen von der Bitterkeit der Parteysucht abziehen, und ihnen Materien zum Gespräch an die Hand geben, über die man sich ohne Hitze und Leidenschaft unterhalten kann. Eben dieß soll, wie man sagt, die erste Absicht der Herrn gewesen seyn, welche die königliche Societät stifteten; und sie hatte damahls wirklich die gute Wirkung, daß sie viele der größten Genies jener Zeit auf Untersuchungen in der Naturwissenschaft lenkte, die, wenn sie mit denselben Talenten und denselben Fleiß politische Dinge getrieben hätten, ihr Vaterland vielleicht würden in Flammen gesetzt haben. Die Luftpumpe, das Barometer, der Quadrant, und mehr dergleichen Erfindungen, wurden für diese rastlosen Köpfe ausgeworfen, wie Tonnen für einen Wallfisch, der, unterdeß er sich mit diesen unschuldigen Spielwerken belustigt, das Schiff ruhig fortsegeln läßt.

Ich bin in dem Punkt, keines Menschen Ehre zu verletzen, so gewissenhaft gewesen, daß ich mich

so gar enthalten habe, solcher Schriftsteller, die ich nicht mit Ehren nennen konnte, nur zu erwähnen. Und dieß kostete mir, die Wahrheit zu gestehen, nicht wenig Selbstverläugnung; denn wie nichts den Gaumen des Publikums mehr kitzelt, als Spöttereyen über einen Schriftsteller von irgend einigem Ansehen, so ist auch für einen, der nur ein alltägliches Talent zum Spotten besitzt, nichts leichter, als dieß. Ohne Mühe kann man das Publikum über die Werke eines Mannes, der nur wenige Bände herausgegeben hat, ein ganzes Viertheljahr lang zu lachen machen; und daher wundert es mich, daß es denen, welche bisher gegen diese Blätter aufgetreten sind, damit so wenig hat glücken wollen. Meine bisherigen kritischen Stücke haben mehr die Absicht gehabt, Schönheiten und Vortrefflichkeiten in den Schriftstellern meiner Zeit auszuzeichnen, als etwas von ihren Fehlern und Unvollkommenheiten aufzudecken. Indessen würde ich es als eine sehr große Gefälligkeit von einigen meiner lichtscheuen Verläumder ansehen, wenn sie einmahl so weit alles Maaß überschritten, daß ich einen guten Vorwand bekäme, ihre Arbeiten mit unparteyischem Auge zu beleuchten; auch werde ich es nie für eine Versündigung gegen die christliche

Liebe

Liebe halten, den Schriftsteller zu kritisiren, so lange ich nur den Menschen unangetastet lasse.

Unterdessen, und bis ich zu solchen Feindseligkeiten gereizt werde, will ich mich von Zeit zu Zeit bemühen, denen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die sich in der schönern Litteratur ausgezeichnet haben, und auf solche Schönheiten in ihren Werken aufmerksam zu machen, die der Bemerkung andrer vielleicht entgangen sind.

Da Milton den ersten Rang unter unsern Englischen Dichtern behauptet, und ich mehr Stellen aus ihm, als aus irgend einem andern, angeführt habe, so will ich meinen Lesern eine regelmäßige Kritik über sein **verlornes Paradies** vorlegen, die ich nach und nach alle Sonnabende einrücken werde, bis ich alles, was mir besonders bemerkenswerth scheint, darüber gesagt habe. Ich maße mir dabey gar nicht an, mein besonderes Urtheil über diesen Dichter andern aufzudringen, sondern gebe es bloß als meine Privatmeinung. Die Kritik ist von sehr weitem Umfange, und jeder besondre Meister in dieser Kunst hat seine Lieblingsstellen in einem Schriftsteller, die darum auf jeden andern guten Richter nicht immer eben so starken Eindruck machen. Für mich wird es genug seyn, wenn ich manche Schönhei-

ten oder Unvollkommenheiten entdecke, die Andre nicht bemerkt haben, und es würde mich sehr freuen, wenn andre unsrer besten Schriftsteller ihre Entdeckungen über eben diesen Gegenstand bekannt machen wollten. Kurz, ich bitte meine Leser sich immer zu erinnern, daß meine kritischen Blätter in dem Geist geschrieben sind, welchen Horaz in den bekannten Versen ausdrückt:

— Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

— — Weißt du was bessers, als dieses, so theil' es
Ehrlich mir mit; wo nicht, so halte dich mit mir an dieses.

C.

Hun=

Hundert sieben und achtzigstes Stück.
(267)

Ueber Miltons verlornes Paradies.
Die Handlung des Gedichts.

Cedite Romani scriptores, cedite Graii.

PROPERT.

Nichts in der Welt ist so langweilig, als allgemeine Abhandlungen, besonders wenn sie vornähmlich nur Worte betreffen. Aus diesem Grunde werde ich mich auf die Erörterung der Frage, die vor einigen Jahren aufgeworfen ward: ob Miltons verlornes Paradies ein heroisches Gedicht genannt werden könne? gar nicht einlassen. Wer es so nicht nennen will, mag es, wenn es ihm beliebt, ein göttliches Gedicht nennen. Zu seiner Vollkommenheit ist es hinreichend, wenn es alle Schönheiten der höchsten Art von Poesie besitzt; und wer dagegen anführt, daß es kein Heldengedicht sey, der sagt dadurch gerade so wenig zu seinem Nachtheile, als wenn er

 sagte,

sagte, Adam sey nicht Aeneas, und Eva nicht Helena.

Ich werde es daher nach den Regeln der epischen Dichtkunst untersuchen, und sehen, ob es in denjenigen Schönheiten, welche dieser Dichtungsart wesentlich sind, der Iliade oder Aeneide nachsteht. Das erste, was bey einem epischen Gedicht in Betrachtung kömmt, ist die Fabel, welche vollkommen oder unvollkommen ist, je nach der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Handlung, die es erzählt. Diese Handlung sollte drey Eigenschaften besitzen; sie sollte nähmlich, erstlich, nur Eine Handlung, zweytens, eine ganze Handlung, und drittens, eine große Handlung seyn. Wir wollen nun die Handlung der Iliade, der Aeneide und des verlornen Paradieses aus diesen drey verschiednen Gesichtspunkten betrachten. Homer, um die Einheit seiner Handlung zu erhalten, versetzt den Leser gleich mitten in die Begebenheiten hinein, wie Horaz bemerkt; hätte er mit dem Ey der Leda, oder auch viel später, nur mit dem Raube der Helena, oder der Belagerung von Troja angefangen, so wäre offenbar die Geschichte des Gedichts eine Reihe verschiedner Handlungen geworden. Er eröffnet daher das Gedicht mit dem Streite seiner Helden, und webt nachher,

her, in den verschiednen folgenden Theilen, eine Nachricht von den wesentlichsten Sachen, die sie angingen, und die vor diesem unglücklichen Streite vorgegangen waren, aufs künstlichste ein. Auf gleiche Weise erscheint Aeneas gleich anfangs im Tyrrhenischen Meere und im Angesicht Italiens, weil die Handlung, welche der Dichter besingen wollte, seine Niederlassung in Latium war. Weil aber der Leser wissen mußte, was ihm bey der Eroberung von Troja und in den vorhergehenden Theilen seiner Reise begegnet war, läßt Virgil dieß seinen Helden im zweyten und dritten Buch, als eine Episode, erzählen. Der Inhalt dieser beiden Bücher gehört also, dem Faden der Geschichte nach, vor den Inhalt des ersten Buchs, kömmt aber, in der Anordnung des Gedichts, nach demselben zu stehen, um diese Einheit der Handlung zu erhalten. Milton ahmt diesen beiden großen Dichtern nach, und eröffnet sein verlornes Paradies mit einer höllischen Rathsversammlung, welche Anschläge zum Fall des Menschen macht, als der Handlung, die er besingen wollte; und was jene großen Handlungen betrifft, welche der Zeit nach vorhergingen, die Schlacht der Engel, und die Schöpfung der Welt, (welche die Einheit seiner Haupthandlung, wenn er sie in der Ordnung

erzählt hätte, wie sie sich zugetragen, gänzlich zer-
stört haben würden) so versetzt er sie in das fünfte,
sechste und siebente Buch, als Episoden seines er-
habnen Gedichts.

Aristoteles selbst gesteht, daß Homer, in
Ansehung der Einheit seiner Fabel, eben nicht Ur-
sach sich zu rühmen habe, wiewohl dieser große
Kunstrichter und Philosoph zu gleicher Zeit diese
Unvollkommenheit des Griechischen Dichters zu
beschönigen sucht, indem er die Schuld davon ge-
wisser Maßen der Natur eines epischen Gedichts
selbst beymißt. Einige sind der Meinung gewesen,
die Aeneide sey in dieser Betrachtung auch nicht
ohne Tadel, und habe Episoden, die man mehr
wie Auswüchse, als wie Theile der Handlung be-
trachten müsse. Das Gedicht hingegen, welches wir
jetzt vor uns haben, hat keine andre Episoden, als sol-
che, die natürlich aus dem Gegenstande entspringen,
und ist doch voll von solch einer Menge erstaunens-
würdiger Begebenheiten, daß es uns zu gleicher Zeit
das Vergnügen der größten Mannichfaltigkeit und
der größten Simplicität gewährt, einförmig in sei-
ner Natur, wiewohl abwechselnd in der Ausführung.

Ich muß auch bemerken, daß, wie Virgil
in dem Gedicht, welches den Ursprung des Römi-
schen Reichs verherrlichen sollte, die Geburt sei-

nes

nes großen Nebenbuhlers, des Karthaginiensischen Staats, beschrieben hat; so auch Milton, mit gleicher Kunst, in seinem Gedicht auf den Fall des Menschen, den Fall derjenigen Engel beschreibt, die seine erklärten Feinde sind. Außer den vielen andern Schönheiten einer solchen Episode, ist der Umstand merkwürdig, daß sie mit der großen Handlung des Gedichts parallel läuft, und folglich die Einheit nicht so sehr unterbricht, als eine andre Episode, die keine so nahe Verwandtschaft mit dem Hauptgegenstande gehabt hätte, gethan haben würde. Kurz, dieß ist dieselbe Art von Schönheit, welche die Kunstrichter in dem Spanischen Mönch oder der doppelten Entdeckung bewundern, wo die beiden verschiednen Intriguen das Ansehen von Gegengemählden und Kopien von einander haben.

Die zweyte Eigenschaft, die man von der Handlung eines epischen Gedichts fodert, ist, daß sie eine ganze Handlung sey. Eine Handlung ist ganz, wenn sie in allen ihren Theilen vollendet ist, oder, wie Aristoteles sie beschreibt, wenn sie aus einem Anfange, einer Mitte und einem Ende besteht. Nichts sollte vor ihr hergehen, mit ihr vermischt seyn, oder ihr folgen, was nicht in Verbindung mit ihr steht. Wie im Gegentheil

auch in dem geraden und regelmäßigen Fortgange, den sie, wie vorausgesetzt wird, von ihrem Anfange bis zu ihrer Vollendung nehmen muß, kein Schritt ausgelassen werden sollte. So sehen wir den Zorn Achills in seiner Geburt, seiner Fortdauer und seinen Wirkungen; und die Niederlassung des Aeneas in Italien durch alle ihm zur See und zu Lande aufstoßende Hindernisse hindurchgeführt bis zum Ziel. Miltons Handlung übertrifft, wie mich dünkt, die beiden vorigen in diesem Stücke; wir sehen sie in der Hölle entworfen, auf Erden vollzogen, und vom Himmel bestraft. Die Theile derselben werden auf die klärste, bestimmteste Art erzählt, und erwachsen aus einander aufs natürlichste.

Die dritte Eigenschaft eines epischen Gedichts ist seine Größe. Der Zorn des Achilles war von so großer Wichtigkeit, daß er die Könige Griechenlandes entzweyte, den Trojanischen Helden den Untergang brachte, und selbst unter den Göttern Parteyen erregte. Aeneens Niederlassung in Italien erzeugte die Cäsarn, und gebar das Römische Reich. Miltons Gegenstand war noch größer, als einer von den vorigen; er bestimmt nicht das Schicksal einzelner Personen oder Völker, sondern des ganzen Menschengeschlechts.

Die Kräfte der ganzen Hölle verbinden sich zum Untergange der Menschen, welchen sie zum Theil bewirken, und völlig zu Stande gebracht haben würden, wäre die Allmacht selbst nicht ins Mittel getreten. Die Hauptpersonen sind der Mann in seiner größten Vollkommenheit, und das Weib in ihrer höchsten Liebenswürdigkeit und Schönheit. Ihre Feinde sind die gefallenen Engel. Der Messias ist ihr Freund, und der Allmächtige ihr Beschützer. Kurz, alles, was in dem ganzen Umfange der Wesen nur Großes ist, es sey in dem Gebiet der Natur, oder außer demselben, hat seine ihm angemessene Rolle in diesem edlen Gedicht.

In der Poesie, wie in der Architektur, sollte nicht nur das Ganze, sondern auch die Haupttheile und jeder Nebenzweig desselben groß seyn. Ich will mir nicht anmaßen, zu sagen, daß die Beschreibung der Spiele in der Aeneide oder in der Iliade nicht von dieser Art sey, oder Virgils Gleichniß vom Kräusel und viele andre von gleicher Art, als fehlerhaft in diesem Stück, zu tadeln; aber das können wir doch, dünkt mich, behaupten, ohne jenen bewundernswürdigen Werken zu nahe zu treten, daß in jedem Theile des verlornen Paradieses unstreitig eine prachtvolle Größe

herrscht,

herrscht, und zwar in viel höherem Grade, als sie bey irgend einem heidnischen System möglich ist.

Aristoteles versteht aber unter seiner Größe der Handlung nicht nur, daß sie ihrer Natur, sondern auch, daß sie ihrer Dauer nach groß seyn, oder, mit andern Worten, daß sie sowohl eine gebührende Länge, als eigentlich so genannte Größe, haben soll. Das gehörige Maaß dieser Art von Größe erklärt er durch folgendes Gleichniß. Ein Thier, das nicht größer ist, als eine Milbe, kann dem Auge *nicht vollkommen* erscheinen, weil das Gesicht es auf einmahl umfaßt, und nur eine verworrene Idee vom Ganzen, keine deutliche Idee von allen seinen Theilen hat; denkt man sich hingegen ein Thier, daß zehn tausend Hufen lang wäre, so würde das Auge durch einen einzigen Theil desselben so ganz ausgefüllt werden, daß es der Seele keine Idee von dem Ganzen beybringen könnte. Was diese Thiere für das Auge sind, würde eine sehr kurze oder eine sehr lange Handlung für das Gedächtniß seyn. Die erstere würde sich in demselben verlieren, und gleichsam von ihm verschlungen werden, und die andre würde schwer von ihm zu fassen seyn. Homer und Virgil haben ganz besondere Kunst in diesem Stücke gezeigt;

die

die Handlung der Iliade sowohl, als der Aeneide, waren an sich selbst äußerst kurz, sind aber theils durch Episoden, theils durch die Maschinerie der Götter, theils durch andre dergleichen poetische Zierrathen, so schön ausgedehnt und bereichert, daß daraus eine sehr angenehme Geschichte erwächst, welche das Gedächtniß hinlänglich beschäftigt, ohne es zu überladen. Miltons Handlung ist mit einer solchen Mannichfaltigkeit von Umständen ausgeschmückt, daß bloß das Lesen des Inhalts seiner Bücher mir so viel Vergnügen gemacht hat, als die besterfundene Geschichte, die ich kenne. Es ist möglich, daß die Traditionen, worauf die Iliade und Aeneide gebaut waren, mehr Nebenumstände enthielten, als die Geschichte vom Fall des Menschen, wie sie in der heiligen Schrift erzählt wird. Ueberdem ward es Homeren und Virgilen leichter, die Wahrheit mit Dichtung zu vermengen, da sie in gar keiner Gefahr waren, die Religion ihres Vaterlandes dadurch zu beleidigen. Milton hingegen hatte nicht nur sehr wenig Umstände, worauf er sein Gedicht bauen konnte, sondern war auch genöthigt, in allem, was er aus eigner Erfindung hinzuthat, mit größter Behutsamkeit zu Werke zu gehen. Und doch hat er, ungeachtet aller der Fesseln, die ihn banden, seine

Ge-

Geschichte mit so vielen erstaunenswürdigen Vorfällen angefüllt, die so sehr im Geist dessen, was die Schrift uns berichtet, erfunden sind, daß es den Leser vom feinsten und ekelsten Geschmack vergnügen muß, ohne dem allergewissenhaftesten den geringsten Anstoß zu geben.

Die neuern Kunstrichter haben, aus verschiednen Winken in der Iliade und Aeneide, den Zeitraum, den die Handlung eines jeden dieser Gedichte einnimmt, bestimmt; da aber ein großer Theil der Miltonschen Geschichte in Regionen vorging, welche außer dem Kreise der Sonne und der Sphäre des Tages liegen, so ist es nicht möglich, dem Leser mit solch einer Berechnung zu willfahren, die überdieß ohne allen Nutzen seyn würde; denn kein Kunstrichter, weder von Alten noch Neuern, hat hierüber Regeln gegeben, und für die Handlung eines epischen Gedichts eine gewisse Zahl von Jahren, Tagen oder Stunden festgesetzt.

L.

Hundert acht und achtzigstes Stück.

(273)

Ueber Miltons verlornes Paradies.

Die Charakter des Gedichts.

—— Notandi sunt tibi *Mores*.

HOR.

Nachdem wir die Handlung des verlornen Paradieses untersucht haben, wollen wir hier- nächst auf die handelnden Personen sehen. So machts Aristoteles; er betrachtet erst die Fabel, und dann die Sitten, oder, wie wir es gemeinig- lich nennen, die Fabel und die Charakter.

Homer übertrifft alle Heldendichter, welche je geschrieben haben, in der Menge und Mannich- faltigkeit seiner Charakter. Jede Gottheit, die in seinem Gedicht auftritt, spielt eine Rolle, die sich für keine andre gepaßt haben würde. Seine Fürsten unterscheiden sich eben so sehr durch ihre Sitten, als durch ihre Staaten; und selbst die- jenigen unter ihnen, deren Charakter ganz aus

Tapfer-

Tapferkeit zu bestehen scheint, sind doch in Ansehung der besondern Arten von Tapferkeit, worin sie sich hervorthun, verschieden. Kurz, man findet kaum irgend eine Rede oder Handlung in der Iliade, welche der Leser nicht gleich der Person, welche redet oder handelt, zuschreiben könnte, ohne vorher ihren Namen an der Spitze derselben gesehen zu haben.

Homer verdunkelt alle andern Dichter nicht nur durch die Mannichfaltigkeit, sondern auch durch die Neuheit seiner Charakter. Er führt unter seinen Griechischen Fürsten einen Mann auf, welcher drey Menschenalter durchlebt, und mit einem Theseus, einem Herkules, einem Polyphem und andern von dem ältesten Heroengeschlecht Umgang gehabt hat. Seine Hauptperson ist der Sohn einer Göttinn; der Abkömmlinge andrer Gottheiten, welche ebenfalls in seinem Gedicht vorkommen, und des ehrwürdigen Königs von Troja, welcher so vieler Könige und Helden Vater war, nicht zu gedenken. Außer dieser Neuheit, haben die homerischen Charakter eine gewisse Würde, wodurch sie der Natur eines Heldengedichts besonders angemessen werden; wiewohl er zu gleicher Zeit, um eine desto größere Abwechselung hineinzubringen, einen Vulkan, als eine Art von

Possen=

Possenreißer, unter seinen Göttern, und einen lächerlichen Thersites unter seinen Sterblichen, geschildert hat.

Virgil steht in den Charaktern seines Gedichts, sowohl in Ansehung ihrer Mannichfaltigkeit als Neuheit, dem Homer unendlich weit nach. Aeneas ist freylich ein vollkommner Charakter, aber Achates, ob er gleich des Helden Freund genannt wird, thut in dem ganzen Gedichte nichts, was ihm diesen Titel verdienen könnte. Gyas, Mnestheus, Sergest und Kloanth sind alles Leute von demselben Schlage und Charakter:

— Fortemque Gyan, fortemque Cloanthum.

In der Rolle des Askanius sind freylich verschiedne sehr natürliche Züge und Umstände angebracht; und die Rolle der Dido kann man nicht genug bewundern. Ich finde aber nichts Neues oder Besonderes am Turnus. Pallas und Evander sind entfernte Kopien des Hektor und Priamus, wie Lausus und Mezentius fast Parallele zum Pallas und Evander sind. Die Charakter des Nisus und Euryalus sind schön, aber gemein. Wir dürfen der Rollen des Sinon, der Kamilla, und einiger wenigen andern nicht vergessen, welche der Dichter dem Griechen zwar nach-

gebildet, aber sehr fein verschönert hat. Kurz, man findet weder die Mannichfaltigkeit noch die Neuheit in den Personen der Aeneide, wodurch die Personen der Iliade sich auszeichnen.

Sehen wir nun auf die Charakter im Milton, so werden wir finden, daß er darin alle die Mannichfaltigkeit angebracht hat, die seine Fabel nur irgend verstattete. Das ganze Menschengeschlecht bestand zu der Zeit, auf welche der Gegenstand seines Gedichts sich einschränkt, aus zwey Personen. Gleichwohl haben wir in diesen beiden Personen vier ganz unterschiedne Charakter. Wir sehen Mann und Weib erst in der höchsten Unschuld und Vollkommenheit, und dann in dem verworfensten Zustande der Verschuldung und Unvollkommenheit. Die beiden leztern Charakter sind freylich sehr gemein und alltäglich, aber die beiden erstern sind dagegen auch nicht nur glänzender und erhabner, sondern auch neuer, als irgend ein Charakter im Homer oder Virgil, ja in dem ganzen Umkreise der Natur.

Milton fühlte diesen Mangel in dem Stoffe seines Gedichts, und die Armuth desselben an Charaktern so sehr, daß er die Sünde und den Tod personificirte, und also zwey Wesen der Einbildung oder Schattenpersonen einführte, wodurch

er denn seiner Fabel eine sehr schöne und wohl erfundene Allegorie eingewebt hat. Ungeachtet aber die Feinheit dieser Allegorie ihr einigermaßen zur Entschuldigung dienen mag, so kann ich doch dergleichen schimärische Wesen unmöglich für schickliche Personen eines epischen Gedichts halten, weil sie nähmlich nicht das Maaß von Wahrscheinlichkeit haben, das in Werken dieser Art erforderlich ist, wie ich in der Folge umständlicher zeigen werde.

Virgil hat freylich das Gerücht als eine handelnde Person in der Aeneide eingeführt; allein die Rolle, die es spielt, ist sehr kurz, und gehört nicht zu dem, was man in diesem göttlichen Gedicht am meisten bewundert. In komischen Heldengedichten, besonders in Garth's Dispensar und in des Boileau Lutrin, finden wir verschiedne allegorische Personen solcher Art, die in diesen Werken sehr schön sind, und vielleicht zum Beweise angeführt werden könnten, daß die Verfasser derselben der Meinung gewesen, dergleichen Charakter könnten wohl in einem epischen Gedicht statt finden. Sollten meine Leser dieser Meinung auch seyn, so wäre mir solches, des Gedichts wegen, welches ich jetzt untersuche, ganz lieb; und muß ich noch ferner hinzusetzen, daß, wenn der Gebrauch solcher leeren Schattenwesen

in diesem Falle erlaubt ist, gewiß keine feiner ersonnen und zu schicklichern, angemessenern Handlungen gebraucht worden, als die, von denen ich jetzt rede.

Eine andre Hauptperson in diesem Gedicht ist der große Feind des Menschengeschlechts. Die Rolle des Ulysses in Homers Odyssee wird vom Aristoteles wegen der angenehmen Intriguen und Verwickelungen sehr bewundert, die sie, nicht nur durch die mancherley Abenteuer seiner Reise und die Verschlagenheit seines Verhaltens, sondern auch durch die abwechselnden Verbergungen und Entdeckungen seiner Person in verschiednen Theilen des Gedichts, in die Fabel desselben bringt. Aber das arglistige Wesen, von dem ich hier rede, macht eine viel längere Reise, als Ulysses, gebraucht weit mehr Listen und Kunstgriffe, und versteckt sich unter viel mannichfaltigern Gestalten und Erscheinungen, welche aber insgesammt, zum großen Vergnügen und Erstaunen des Lesers, auf verschiedne Art entdeckt werden.

Wir können gleichfalls bemerken, mit wie vieler Kunst der Dichter den Personen, die er in seiner höllischen Versammlung reden läßt, verschiedne Charakter zu geben gewußt hat. Wie vortrefflich hat er hingegen nicht die ganze Gottheit, in der

Aeuße-

Aeußerung ihrer Fülle von Wohlwollen gegen die Menschen, unter dem dreyfachen Unterschiede eines Schöpfers, eines Erlösers und eines Trösters, dargestellt!

Auch dürfen wir die Person des Raphael nicht übergehen, der, mitten in seiner Zärtlichkeit und Freundschaft gegen den Menschen, eine Würde und Herablassung in allen seinen Reden und Handlungen zeigt, die einer höheren Natur angemessen ist. Die Engel im Milton haben wirklich eben so mannichfaltige Charakter, und unterscheiden sich eben so sehr durch ihre eigenthümlichen Rollen, als die Götter im Homer oder Virgil. Der Leser wird dem Uriel, Gabriel, Michael oder Raphael nichts zugeschrieben finden, was nicht ihren eigenthümlichen Charaktern ganz besonders angemessen wäre.

Es findet sich noch ein andrer Umstand bey den Hauptpersonen der Iliade und Aeneide, welcher diesen beiden Gedichten eine besondre Schönheit gibt, und daher mit großer Beurtheilungskraft ausgedacht war. Ich meine, daß die Dichter Personen zu ihren Helden wählten, die mit dem Volke, für welches sie schrieben, so nahe verwandt waren. Achilles war ein Grieche, und Aeneas der erste Stifter Roms. Dieß machte,

daß ihre Landsleute (von denen sie vornähmlich ge-
lesen seyn wollten) auf alle Theile ihrer Geschichte
besonders aufmerksam waren, und mit ihren Hel-
den in allen ihren Begebenheiten sympathisirten.
Ein Römer mußte sich nothwendig über jede Ret-
tung, jedes glückliche Unternehmen, jeden Sieg
des Aeneas freuen, und sich über jede Nieder-
lage, jeden Unglücksfall, jede Vereitelung seiner
Unternehmungen betrüben; so wie ein Grieche
dieselbe Theilnehmung für den Achilles fühlen
mußte. Und offenbar haben beide Gedichte diesen
großen Vortheil bey denjenigen Lesern verloren,
denen ihre Helden Fremdlinge oder gleichgültige
Personen sind.

Miltons Gedicht ist in dieser Absicht ganz
bewundernswürdig, weil alle seine Leser, zu wel-
chem Volk oder Lande sie auch gehören, mit den
Hauptpersonen desselben verwandt sind. Was aber
noch unendlich mehr zu seinem Vortheil gereicht,
die Hauptpersonen dieses Gedichts sind nicht nur
unsre Stammältern, sondern auch unsre Reprä-
sentanten. Wir haben ein wirkliches Interesse bey
allem, was sie thun, und nichts geringeres, als
unsre ewige Glückseligkeit steht bey ihrem ganzen
Verhalten auf dem Spiel.

Als eine Zugabe zu dieser Bemerkung, will ich eine vortreffliche Stelle aus dem Aristoteles hersetzen, die von einigen neuern Kunstrichtern, welche sie anführen, sehr falsch vorgestellt worden. „Wenn ein Mensch von vollkommner Tugend in ein Unglück geräth, so erregt das unser Mitleiden, aber nicht unser Schrecken, weil wir, da wir der leidenden Person nicht ähnlich sind, auch nicht fürchten, daß es uns selbst eben so ergehen werde. Aber, setzt dieser große Philosoph hinzu, sehen wir einen Tugendhaften, der dabey Schwachheiten an sich hat, in irgend ein Unglück gerathen, so erregt das nicht nur unser Mitleiden, sondern auch unser Schrecken, weil wir, bey unsrer Aehnlichkeit mit dem Charakter des Leidenden, fürchten, daß dasselbe Unglück vielleicht auch uns betreffen werde.“

Ich werde bey einer andern Gelegenheit zu zeigen suchen, daß eine Person von ganz vollkommener Tugend nie in einem Trauerspiel aufgeführt werden sollte; und will hier nur erinnern, daß die angezogene Bemerkung des Aristoteles, so wahr sie auch in andern Fällen seyn mag, doch in diesem nicht gilt; denn sind hier gleich die Personen, welche unglücklich werden, Menschen von der höchsten und vollkommensten Tugend, so ist

das doch nicht als etwas anzusehen, das uns vielleicht betreffen könnte, sondern als etwas, das uns wirklich selbst betrifft, weil wir gleichsam auf eben demselben Fahrzeuge mit ihnen eingeschifft sind, und Glück oder Unglück mit ihnen theilen müssen.

In diesen und einigen wenigen andern Fällen, passen Aristoteles Regeln für die epische Poesie (die er aus seinen Betrachtungen über den Homer abgezogen hatte) nicht genau auf alle Heldengedichte, die seit seiner Zeit erschienen sind; diese Regeln würden gewiß schon vollkommner gewesen seyn, wenn er auch hätte die Aeneide lesen können, welche einige hundert Jahre nach seinem Tode geschrieben ward.

Im folgenden Stücke werde ich andre Theile von Miltons Gedichte durchgehen, und ich hoffe, daß das, was ich alsdann sagen werde, sowohl wie das bisherige, zu einem Kommentar nicht nur über den Milton, sondern auch über den Aristoteles, werde dienen können.

L.

Hun=

Hundert neun und achtzigstes Stück.

(279)

Ueber Miltons verlornes Paradies. Die Gedanken des Gedichts.

Reddere personae scit conuenientia cuique.
HOR.

Nach unsrer allgemeinen Uebersicht der Fabel und Charakter in Miltons verlornem Paradiese, bleiben uns nun noch, der Methode des Aristoteles zu Folge, die Gedanken und die Sprache zu betrachten übrig. Ehe ich zu den erstern schreite, muß ich erinnern, daß meine Absicht ist, so bald ich mit meinen allgemeinen Betrachtungen über diese vier verschiednen Hauptpunkte fertig bin, aus diesem Gedicht besondre Beyspiele von Schönheiten und Unvollkommenheiten anzuführen, die sich unter jedem dieser Punkte bemerken lassen, wie auch von solchen andern besondern Umständen, die unter keinem derselben begriffen sind. Ich hielt es für nöthig, dieß vorauszusagen, damit der Le-

ser nicht zu voreilig über diese Kritik urtheile, oder sie für unvollkommen halte, ehe er sie in ihrem ganzen Umfange gesehen hat.

Die Gedanken in einem epischen Gedicht sind die Gesinnungen und das Verhalten, welche der Dichter den Personen, die er einführt, zuschreibt, und sie sind gut oder richtig, wenn sie den Charaktern der verschiedenen Personen gemäß sind. Die Gedanken haben auch eine Beziehung auf Dinge, sowohl als auf Personen, und sind erst dann recht vollkommen, wenn sie genau für den Gegenstand passen. Wenn in einem dieser Fälle der Dichter zu überzeugen oder zu erklären, zu vergrößern oder zu verringern, Liebe oder Haß, Mitleid oder Schrecken, oder irgend eine andre Leidenschaft zu erregen sucht, so sollten wir darauf sehen, ob die Gedanken, deren er sich dazu bedient, diesen Zwecken angemessen sind. Homer wird von einigen Kunstrichtern wegen seiner Mängel in Ansehung dieses Punkts, in verschiednen Theilen der Iliade und Odyssee, getadelt; doch haben andre, welche ehrlicher zu Werke gegangen sind, diese Mängel den Zeiten, in welchen er lebte, beygemessen. Es war die Schuld der Zeit, und nicht Homers, wenn es einigen seiner Gedanken an der Delikatesse fehlt, die man jetzt in den Werken viel

klei-

kleinerer Genies findet. Ueberdem, wenn es auch Flecken in einigen besondern Gedanken Homers gibt, so sind hingegen die meisten voll unnachahmlicher Schönheit. Kurz, gibt es gleich viele Dichter, welche nicht in das Niedrige einiger von seinen Gedanken verfallen seyn würden, so gibt es doch keinen, der sich zu der Größe andrer hätte emporschwingen können. Virgil hat alle andern in der Schicklichkeit und Angemessenheit seiner Gedanken übertroffen. Milton glänzt ebenfalls sehr in diesem Stücke; und wir dürfen besonders einen Umstand nicht übersehen, der seine Ehre nicht wenig vergrößert. Homer und Virgil nähmlich führten Personen ein, wovon die Charakter unter den Menschen gemein und bekannt sind, und als solche in der Geschichte oder im täglichen Gespräch häufig vorkommen. Miltons Charakter hingegen liegen meistentheils außer der Natur, und mußten bloß aus seiner Erfindung geschaffen werden. Shakespear bewies ein größeres Genie in der Schilderung seines Kaliban, als seines Hotspur oder Julius Cäsar; jenen mußte er ganz aus seiner Einbildungskraft erzeugen, dahingegen diese nach der Tradition, der Geschichte und Beobachtung gebildet werden konnten. Es war also dem Homer viel leichter, schickliche Gedanken für eine

Ver-

Versammlung Griechischer Generale zu finden, als es dem Milton war, in seinem höllischen Divan mancherley schickliche Charakter einzuführen, und diese mit einer Mannichfaltigkeit angemessener Gedanken zu beseelen. Die Liebesbegebenheiten des Aeneas und der Dido sind nur Kopien von dem, was zwischen andern Menschen vorgeht. Adam und Eva hingegen sind, vor ihrem Fall, eine ganz andre Gattung von Menschen, als die, welche von ihnen abstammen; und nur ein Dichter von unbegränzter Erfindungsgabe und der vorzüglichsten Beurtheilungskraft konnte ihren Umgang und ihr Verhalten, während ihres Standes der Unschuld, mit so vielen schicklichen Umständen anfüllen.

Es ist indeß nicht genug für ein episches Gedicht, voll natürlicher Gedanken zu seyn; es muß auch einen Reichthum an erhabnen Gedanken haben. Virgil kömmt in diesem Stück dem Homer nicht bey. Er hat freylich nicht so viel gemeine und pöbelhafte Gedanken, aber auch bey weitem nicht so viel erhabne und edle. Die Wahrheit ist, Virgil erhebt sich selten zu Gedanken, welche sehr in Erstaunen setzen, wo ihn nicht die Iliade dazu entflammt. Allenthalben bezaubert und vergnügt er uns durch die Kraft seines eignen Genies; aber selten erhebt und entzückt er

uns,

uns, wofern ihm nicht Homer den Anlaß dazu gegeben hat.

Miltons größtes Talent, und wirklich sein ganz unterscheidender Vorzug, besteht in der Erhabenheit seiner Gedanken. Es gibt andre unter den Neuern, die in jedem andern Theil der Dichtkunst mit ihm um den Preis streiten; aber in der Größe seiner Gedanken triumphirt er über alle andern Dichter, sowohl alte als neuere, den Homer allein ausgenommen. Es ist der Einbildungskraft des Menschen nicht möglich, sich durch größere Ideen emporzuheben, als die, welche er in seinem ersten, zweyten und sechsten Buche zusammengedrängt hat. Das siebente, welches die Schöpfung der Welt beschreibt, ist ebenfalls außerordentlich erhaben, wiewohl es die Seele des Lesers nicht so stark bewegt, und folglich nicht ganz so vollkommen in der epischen Dichtungsart ist, weil es weniger Handlung enthält. Der Leser von Einsicht vergleiche was **Longin** über verschiedene Stellen im Homer bemerkt hat, so wird er zu den meisten Parallelstellen im **verlornen Paradiese** finden.

Aus dem bisher gesagten können wir folgern, daß, so wie es zwey Arten von Gedanken gibt, natürliche und erhabne, welche durch aus in einem Heldengedicht herrschen sollten, es auch zwey

andre

andre Arten gibt, die von dem heroischen Dichter aufs sorgfältigste vermieden werden müssen. Diese sind erstlich alle gekünstelten und unnatürlichen, und zweytens alle niedrigen und pöbelhaften Gedanken. Von jenen finden wir wenig oder nichts im Virgil: er hat keine von den spielenden Pointen und Kindereyen, von denen Ovid so voll ist, keine von den epigrammatischen Wendungen Lukans, keine von den schwülstigen Gedanken, die man so häufig im Statius und Klaudianus antrifft, keine von den buntgemischten Zierrathen des Tasso. Alles ist wahr und natürlich. Alle seine Gedanken zeigen, daß er die menschliche Natur genau kannte, und vollkommen wußte, was Eindruck auf sie zu machen am fähigsten sey.

Dryden hat, in einigen Stellen seiner Uebersetzung der Aeneide, wie ich vielleicht künftig einmahl zeigen werde, Virgils Art zu denken in diesem Stücke verfälscht. So viel ich mich erinnere, verfällt auch Homer nie in die hier erwähnten Fehler, welche wirklich bloß falsche Künsteleyen späterer Zeiten sind. Milton aber hat, die Wahrheit zu gestehen, in diesem Betracht zuweilen gefehlt, wie ich in einem andern Blatt umständlicher zeigen werde; wiewohl er, wenn man bedenkt, wie sehr alle Dichter der Zeit, in welcher

er schrieb, von dieser verkehrten Art zu denken angesteckt waren, mehr Bewunderung verdient, daß er nicht öfter darein verfiel, als Tadel, daß er sich zuweilen nach dem fehlerhaften Geschmack bequemte, der noch jetzt unter unsern neuern Schriftstellern so sehr regiert.

Da aber verschiedne Gedanken natürlich seyn können, die doch niedrig und kriechend sind, so sollte ein epischer Dichter nicht nur unnatürliche und gekünstelte, sondern auch niedrige und pöbelhafte Gedanken vermeiden. Homer hat Leuten, die mehr Delikatesse, als Genie besitzen, durch das Niedrige seiner Gedanken, ein großes Feld zu Spöttereyen eröffnet. Aber, wie ich schon vorher gesagt habe, diese sind mehr der Simplicität der Zeit beyzumessen, worin er lebte, und ich setze hinzu, auch der, die er beschrieb, als irgend einer Unvollkommenheit an dem göttlichen Dichter selbst. Zoilus unter den Alten, und Perrault unter den Neuern, trieben ihren Spott über ihn, wegen einiger solcher Gedanken, sehr weit. Im Virgil findet man gar keine Flecken dieser Art, und nur sehr wenige im Milton.

Ich will nur ein einziges Beyspiel dieser Unschicklichkeit der Gedanken im Homer anführen, und es zugleich mit einem Beyspiel von eben der

Art

Art im Virgil und im Milton vergleichen. Gedanken, welche Gelächter erregen, können nur sehr selten mit einiger Schicklichkeit in einem heroischen Gedicht, welches Leidenschaften von edlerer Art erregen sollte, statt finden. Homer ist indeß, in den Charaktern des Vulkanus und Thersites, in dem Geschichtchen von Mars uud der Venus, in dem Betragen des Irus, und in andern Stellen ins Burleske gefallen, und hat sich darin von dem ernsten Wesen entfernt, welches der Würde und dem Pomp eines epischen Gedichts wesentlich zu seyn scheint. Ich erinnere mich nur Eines Gelächters in der ganzen Aeneide, welches im fünften Buch über den Monötes entsteht, als er über Bord geworfen wird, und sich auf einem Felsen abtrocknet. Allein dieser Spaß ist so sehr zu rechter Zeit angebracht, daß der strengste Kritiker nichts dagegen haben kann; denn er kömmt in der Beschreibung der Spiele und Lustbarkeiten vor, wo man voraussetzen kann, daß das Gemüth des Lesers zu einer solchen Belustigung hinlänglich abgespannt seyn wird. Die einzige spaßhafte Stelle im verlornen Paradiese ist die, wo der Dichter die Teufel, bey Gelegenheit der guten Wirkung ihrer neuerfundenen Artillerie, sich über die Engel lustig machen läßt. Diese Stelle halte ich

ich für die verwerflichste im ganzen Gedicht, da sie nichts anders ist, als eine Reihe von Wortspielen, die dazu noch sehr mittelmäßig sind.

— —' Satan sah sie verlegen,
Und begann voll Spott zu seinen Kriegesgefährten:
Freunde, warum kommen die stolzen Sieger nicht näher?
Wüthend nahmen sie kurz zuvor den Anlauf; und nun wir
Sie mit offener Stirn und Brust (was konnten wir mehr thun?)
Zu empfangen bereit sind, und ihnen wichtige Punkte
Zum Vergleiche gesandt, verändert sich ihre Gesinnung;
Denn sie fliehn, und machen seltsam tanzende Sprünge.
Doch zum Tanze scheinen die Sprüng' ausschweifend und etwas
Wild zu seyn; vielleicht vor Entzückung über den gütig
Angebotenen Frieden. Doch werden wir, hoff' ich, wenn unser
Vortrag noch einmahl gehört wird, zum schlennigsten Beyfall sie zwingen.

In gleich spöttischem Ton sprach Belial: Großer Feldhauptmann!
Wichtig waren die zugesandten Vorschläg' und hartes
Inhalts, stark eindringend; sie rührten sie, wie wir bemerkten;
Viele wurden zum Wanken gebracht. Denn wer sie wohl einnimmt,
Muß sie verstehn von Kopf bis zu Fuß. Auch haben sie diese
Tugend: sie zeigen uns an, wenn der Feind nicht aufrecht einhergeht.
Laut hohnlachend scherzten sie so —

L.

Hundert neunzigstes Stück. (285)

Ueber Miltons verlornes Paradies. Die Sprache des Gedichts.

Ne, quicunque Deus, quicunque adhibebitur heros
Regali conspectus in auro nuper et ostro,
Migret in obscuras humili sermone tabernas,
Aut, dum vitat humum, nubes et inania captet.

Hor.

Nach der Fabel, den Charaktern und den Gedanken des verlornen Paradieses, müssen wir nun auch die Sprache desselben betrachten; und da die gelehrte Welt, in Ansehung dieses Punkts, über den Milton sehr getheilt ist, so wird man mich hoffentlich entschuldigen, wenn ich in irgend einer meiner Meinungen hierüber ein Sonderling zu seyn scheine, und mich auf die Seite derer neige, welche am vortheilhaftesten über den Dichter urtheilen.

Die Sprache eines Heldengedichts sollte zugleich klar und erhaben seyn. In dem Maaß, wie

es ihr an einer dieser beiden Eigenschaften fehlt, ist sie unvollkommen. Klarheit ist die erste und nothwendigste Eigenschaft; und dieses so sehr, daß ein billiger Leser zuweilen gern einen kleinen Verstoß selbst gegen die Grammatik oder die Syntax übersieht, wenn er nur den Sinn des Dichters unmöglich verfehlen kann. Von dieser Art ist die Stelle im Milton, wo er von Satan sagt:

— — Außer Gott und dem Sohne
Gottes, achtet und fürchtet er kein geschaffenes Wesen.

Und die, worin er Adam und Eva beschreibt:

Adam der schönste von allen seither geborenen Menschen,
Seinen Söhnen, von ihren Töchtern Eva die schönste.

Es ist offenbar, daß in der ersten dieser Stellen, der natürlichen Syntax zufolge, die im ersten Verse erwähnten göttlichen Personen als erschaffene Wesen vorgestellt, und in der andern, Adam und Eva mit ihren Söhnen und Töchtern vermischt werden. Dergleichen Flecken, wie diese, sollten wir, wenn der Gedanke groß und natürlich ist, mit Horaz, einer verzeihlichen Unachtsamkeit, oder der Schwäche der menschlichen Natur zuschreiben,

welche nicht auf jede Kleinigkeit achten, und jedem Umstande in einem so langen Werke die letzte Feile geben kann. Die alten Kunstrichter, die alles mehr mit Ehrlichkeit und Billigkeit, als mit Verkleinerungssucht, betrachteten, erfanden daher gewisse Figuren der Rede, um kleine Versehen dieser Art in den Werken solcher Schriftsteller, welche dieselben durch so viele größere Schönheiten vergüteten, zu beschönigen.

Wäre es bloß um Klarheit und Deutlichkeit zu thun, so läge dem Dichter weiter nichts ob, als seine Gedanken in die verständlichsten und natürlichsten Ausdrücke zu kleiden. Da aber oft die gebräuchlichsten Redensarten, und die, deren man sich im gemeinen Leben bedient, dem Ohre gar zu familiär werden, und etwas Niedriges annehmen, weil sie täglich durch den Mund des Pöbels gehen, so sollte ein Dichter sich sorgfältig hüten, von gemeinen und alltäglichen Ausdrücken Gebrauch zu machen. Ovid und Lukan haben daher viele Armseligkeiten des Ausdrucks, weil sie mit der ersten Redensart, die sich ihnen darbot, zufrieden waren, und sich nicht die Mühe gaben, sich nach solchen umzusehen, die nicht nur natürlich, sondern auch edel und erhaben gewesen seyn würden. Milton

hat wenig Fehler dieser Art; einige Beyspiele davon geben folgende Stellen:

Embryonen und Idioten, Einsiedler und Mönche,
Weiße, schwarze, graue, mit ihrem Trödelkram irren
Hier umher —
Lange währt' ihr Gespräch; sie durften nicht fürchten, die Mahlzeit
Würde kalt; als unser Stammherr begann. —
— — — Wer wird nicht in allen
Folgenden Altern mir fluchen, so bald er das Elend empfindet,
Welches ich auf ihn brachte? Daß alles Unglück den Ahnherrn
Treffe, den Frevler! Das haben wir Adam zu danken!

Die großen Meister in der Kunst zu schreiben wissen sehr wohl, daß manche elegante Redensart für einen Dichter oder Redner untauglich wird, wenn sie erst durch den gemeinen Gebrauch erniedrigt worden. Aus diesem Grunde haben die Werke alter Schriftsteller, welche in todten Sprachen geschrieben sind, einen großen Vortheil über die Werke in lebenden Sprachen. Fänden sich auch noch so viel gemeine Redensarten oder Idiotismen im Homer und Virgil, so würden

sie

sie doch dem Ohr des delikatesten neuern Lesers bey weitem so anstößig nicht seyn, als sie dem Ohr eines Griechen oder Römers gewesen seyn müßten, weil wir sie nicht auf unsern Straßen oder in täglichen Gesellschaften aussprechen hören.

Es ist daher nicht genug für die Sprache eines epischen Gedichts, daß sie klar sey, wenn sie nicht auch erhaben ist. Zu diesem Ende sollte sie sich von den gemeinen Formen unterscheiden, und alltägliche Redensarten und Ausdrücke vermeiden. Es gereicht der Beurtheilungskraft eines Dichters sehr zur Ehre, wenn er den allbetretenen Pfaden des Ausdrucks ausweicht, ohne doch auf Wege zu gerathen, die zu einer steifen, seltsamen und unnatürlichen Sprache führen. Unter den Griechen machten Aeschylus, und zuweilen auch Sophokles, unter den Römern Klaudian und Statius, und unter unsern eignen Landsleuten Shakespear und Lee, sich dieses Fehlers schuldig. In diesen Dichtern schadet die Affektation des Großen oft der Klarheit des Styls, wie in vielen andern das Bestreben nach Klarheit der Erhabenheit desselben schadet.

Aristoteles bemerkt, daß durch folgende beiden Mittel der niedrige Styl vermieden, und der erhabne hervorgebracht werden könne. Erstlich,

durch den Gebrauch der Metaphern; wie folgende im Milton:

So verparadieset einander im Arme —
— — — Eine mit Feuer beschlagne
Gerte schwenkend — —
— — — Es kalbte der schwangre
Erdklos — —
— Mit Augen gestickt.

In diesen und unzähligen andern Stellen sind die Metaphern sehr kühn, aber richtig. Ich muß indeß bemerken, daß die Metaphern im Milton nicht gar zu dick gesäet sind, als welches immer zu sehr nach Witz schmeckt; daß nie mehrere mit einander zusammenstoßen, als welches, wie Aristoteles bemerkt, einem Satz das Ansehen eines Räthsels gibt; und daß er selten Gebrauch von ihnen macht, wo die eigentlichen und natürlichen Worte eben so gute Dienste thun.

Ein anderes Mittel, die Sprache zu heben, und ihr eine poetische Wendung zu geben, ist, wenn man sich der Idiotismen andrer Sprachen bedient. Virgil ist voll von Griechischen Redeformen, welche die Kunstrichter Hellenismen nennen, und Horaz bedient sich ihrer in seinen Oden noch häufiger, als Virgil. Ich brauche der verschiednen Dialekte nicht zu erwähnen, deren Homer

mer sich zu diesem Ende bedient. Milton hat, dem Verfahren der alten Dichter und der Vorschrift des Aristoteles gemäß, auch viele Latinismen, sowohl als Gräcismen, und zuweilen auch Hebräismen, in die Sprache seines Gedichts einfließen lassen; wie gleich nicht weit vom Anfange:

— — Zwar wurden sie weder den traurigen Zustand
Nicht gewahr, in welchem sie waren, noch fühlten sie nicht die
Grimmige Pein: doch gehorchten sie schnell auf die Stimme des Feldherrn. —
— — Wer wagt sich mit wandernden Füßen
In den finstern, bodenlosen, unendlichen Abgrund?
Späht im fühlbarn Dunkel den ungebahneten Weg aus?
Oder steuert mit unermüdeten Schwingen den Luftflug
Ueber das weite Leere?
— — — So stiegen sie beide
Zu den Angesichtern Gottes empor.

Hieher gehört auch die Stellung des Adjektivs hinter das Substantiv, die Versetzung der Wörter, die Verwandlung des Adjektivs in ein Substantiv, nebst verschiedenen andern fremden Redebildungen, welche dieser Dichter naturalisirt hat, um seinen

Versen einen höheren Klang zu geben, und sie von der Prose zu unterscheiden.

Das dritte Mittel, dessen Aristoteles erwähnt, paßt mehr für den Genius der Griechischen, als irgend einer andern Sprache, und wird daher öfter vom Homer, als von irgend einem andern Dichter gebraucht. Ich meine die Verlängerung einer Redensart durch den Zusatz von Wörtern, welche nach Belieben eingeschoben oder weggelassen werden können, wie auch durch die Ausdehnung oder Zusammenziehung besonderer Wörter, und durch Einschiebung oder Auslassung gewisser Sylben. Milton hat sich dieses Mittels, seinen Styl zu heben, so sehr bedient, als die Natur unsrer Sprache es erlaubt. Sieht man auf sein Sylbenmaaß, so hat er mit großer Urtheilskraft in verschiednen Wörtern eine Sylbe unterdrückt, und zweysylbige Wörter in eine verkürzt, wodurch er denn, außer dem obgedachten Vortheil, auch mehr Abwechselung in seinen Numerus gebracht hat. Besonders bemerkt man dieß in den Nahmen der Personen und Länder, wo er entweder den Nahmen geändert, oder einen ungewöhnlichen gebraucht hat, um sich desto mehr von der Sprache des gemeinen Lebens zu entfernen.

Derselbe Grund empfahl ihm verschiedne alte Wörter, welche zugleich auch seinem Gedicht ein ehrwürdigeres Ansehen, und eine gewisse Miene von Alterthum geben.

Ich muß auch bemerken, daß man im Milton verschiedne Wörter findet, die er selbst geprägt hat, als cerberisch, mißgeschaffen, höllverdammt, embryonische Atomen, und viele andre. Sollte dem Leser diese Freyheit bey unserm Englischen Dichter anstößig seyn, so empfehle ich ihm eine Abhandlung im Plutarch, welche zeigt, wie oft Homer sich eben dieser Freyheit bedient hat.

Milton hat durch diese Hülfsmittel, und durch die Wahl der edelsten Wörter und Redensarten, die unsre Sprache ihm nur darbot, sie zu einer größeren Höhe erhoben, als irgend ein andrer Englischer Dichter vor oder nach ihm, und seinen Styl eben so erhaben gemacht, als seine Gedanken.

Ich bin in diesen Bemerkungen über Miltons Styl etwas umständlicher gewesen, weil dieß gerade die Seite von ihm ist, wo er am meisten den Schein hat, als ob er etwas sonderbares affektirte. Was ich hier über das Verfahren andrer Dichter gesagt, nebst dem, was ich aus dem Aristoteles angezogen habe, wird vielleicht das Vorurtheil, welches einige, in Ansehung dieses Punkts, gegen

sein

sein Gedicht gefaßt haben, mildern; wiewohl ich, bey dem allen, gestehen muß, daß, meiner Meinung nach, sein Styl, so bewundernswürdig er überhaupt ist, doch an einigen Stellen, durch den zu häufigen Gebrauch der Mittel, wodurch Aristoteles ihn zu heben anräth, etwas zu gezwungen und dunkel wird.

Dieser Ueberfluß an denen verschiedenen Arten zu reden, welche Aristoteles fremde Sprache nennt, und womit Milton die Sprache seines Gedichts so sehr bereichert, und an einigen Stellen verdunkelt hat, war um desto dienlicher und zweckmäßiger für ihn, weil er in reimlosen Versen schrieb. Der Reim unterscheidet, ohne weitere Hülfe, die Sprache schon sehr stark von der Prose, und hilft oft einem sehr mittelmäßigen Ausdrucke mit durch; wo aber der Vers nicht auf Reime gebaut ist, da sind prächtiger Wortklang und Energie des Ausdrucks unumgänglich nothwendig, um den Styl zu heben, und zu verhindern, daß er nicht zu flacher Prose herabsinke.

Diejenigen, welche keinen Geschmack für diese Erhabenheit des Styls haben, und gleich über einen Dichter spotten, wenn er von den gemeinen Formen des Ausdrucks abweicht, würden sehr wohl thun, wenn sie einmahl nachsähen, wie Aristote-

les

kes einem alten Schriftsteller, Nahmens Euklid, wegen seines abgeschmackten Spotts über diesen Punkt mitspielt. Dryden pflegte diese Art Leute seine Prosekritiker zu nennen.

Ich sollte hier, bey Gelegenheit der Sprache, auch etwas von Miltons Versbau sagen, wobey er sich verschiedner Elisionen bedient hat, die bey andern Englischen Dichtern nicht gebräuchlich sind. Dieß, und einige andre Neuerungen im Sylbenmaaß, haben seinem Numerus eine solche Abwechselung gegeben, daß er nie das Ohr sätigt, noch den Leser ermüdet, welches ein und eben dasselbe gleichförmige Sylbenmaaß gewiß gethan haben würde, und die beständigen Widerhohlungen der Reime, in langen erzählenden Gedichten, immer unausbleiblich thun. Ich schließe diese Gedanken über die Sprache des verlornen Paradieses mit der Bemerkung, daß Milton in der Länge seiner Perioden, der Fülle und dem Reichthum seiner Redensarten, und dem Uebergange der Verse in einander, mehr den Homer, als den Virgil, kopirt hat.

L.

Hundert ein und neunzigstes Stück.
(291)

Ueber Miltons verlornes Paradies. Eigenschaften des echten Kunstrichters

— Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cauit natura. —

HOR.

Ich habe jetzt Miltons verlornes Paradies unter den vier allgemeinen Hauptpunkten, der Fabel, den Charaktern, den Gedanken und der Sprache, betrachtet; und habe gezeigt, daß es, überhaupt genommen, in jedem dieser Stücke vortrefflich ist. Ich schmeichele mir, verschiedne Entdeckungen gemacht zu haben, welche selbst denen, die in der Kritik keine Fremdlinge sind, neu seyn werden. Hätte ich freylich die Leser selbst zu wählen, die das Urtheil des Lebens oder des Todes über meine Arbeit fällen sollten, so würden es die seyn, die nicht nur mit den Italienischen und Französischen, sondern auch mit den alten und denjenigen neuern

Kunst=

Kunstrichtern, welche in einer von den gelehrten Sprachen geschrieben haben, bekannt sind. Vor allen Dingen wünschte ich, daß sie in den Griechischen und Römischen Dichtern wohl bewandert wären, ohne welche Jemand sich oft einbildet, einen Kunstrichter zu verstehen, wenn ihm doch in der That sein wahrer Sinn verborgen bleibt.

Es ist in der Kritik, wie in allen andern Wissenschaften und Spekulationen: wer gewisse dunkle Begriffe und Bemerkungen, die er beym Lesen der Dichter gemacht hat, zu den Werken eines guten Kunstrichters mitbringt, wird in denselben seine eignen Gedanken geordnet und erläutert, und vielleicht gewisse kleine Winke, die ihm eingefallen waren, berichtiget und weiter ausgeführt finden; da hingegen ein andrer, der diese vorgängigen Kenntnisse nicht hat, oft nichts von dem begreift, was er liest, und es leicht ganz falsch auslegt.

Doch ist es nicht genug, daß ein Mann, der sich zum Richter in der Kritik aufwirft, obgedachte Schriftsteller gelesen habe; er sollte auch ein heller und logischer Kopf seyn. Ohne dieß Talent verwickelt und verstrickt er sich beständig in seinen eignen Unbesonnenheiten; versteht das, was er widerlegen will, ganz unrecht, oder, wenn er ja einmahl richtig urtheilt, so weiß er seine Gedanken

nicht

nicht klar und deutlich vorzutragen. Aristoteles, der größte Kunstrichter, war auch einer der größten Logiker, die je in der Welt gelebt haben.

Es würde vielleicht sehr seltsam scheinen, wenn ich sagte, daß der, welcher sich durch kritische Schriften hervorzuthun wünscht, Lockens Versuch über den menschlichen Verstand vollkommen inne haben sollte; indeß ist doch nichts gewisser, als daß ein Schriftsteller, welcher nicht die Kunst gelernt hat, zwischen Worten und Dingen zu unterscheiden, und seine Gedanken zu ordnen und in ihr gehöriges Licht zu setzen, so gute Begriffe er auch haben mag, sich in Verwirrung und Dunkelheit verlieren wird. Ich könnte hier noch ferner bemerken, daß es keinen Griechischen und Lateinischen Kunstrichter gibt, der nicht, selbst in dem Styl seiner kritischen Werke, gezeigt hat, daß er von aller Eleganz und Delikatesse seiner Muttersprache Meister war.

In der That, nichts ist ungereimter, als wenn Jemand sich zum Kunstrichter aufwirft, der nicht gründliche Einsichten in alle Theile der Gelehrsamkeit besitzt; und doch sind viele von denen, die sich unter uns durch Werke dieser Art hervorzuthun gesucht haben, nicht nur voller Mängel in den obgedachten Erfodernissen, sondern verrathen auch offenbar, theils durch ihre Schreibart und Aus-

drücke,

drücke, theils durch ihre verworrene Art zu denken, daß sie die allergemeinsten und gewöhnlichsten Systeme der Künste und Wissenschaften nicht kennen. Einige wenige allgemeine Regeln, Französischen Schriftstellern nachgebetet, und ein gewisser anmaßender und gelehrtscheinender Ton, haben manchem unwissenden und ungeschickten Schriftsteller zu dem Ruf eines sehr einsichtsvollen und furchtbaren Kunstrichters verholfen.

Ein Hauptkennzeichen, woran man einen Kunstrichter ohne Geschmack und Gelehrsamkeit erkennt, ist dieß, daß er es selten wagt, irgend eine Stelle in einem Schriftsteller zu rühmen, die nicht schon vorher von dem Publiko mit Beyfall aufgenommen worden, und daß seine ganze Kritik sich bloß mit kleinen Fehlern und Versehen beschäftigt. Diese Rolle eines Kritikers ist so leicht zu spielen, daß jeder alltägliche Leser, bey Erscheinung eines neuen Gedichts, Witz und Bosheit genug besitzt, verschiedne Stellen desselben, und zwar oft am rechten Orte, lächerlich zu machen. Dryden bemerkt dieß sehr fein in den bekannten Versen:

Die Fehler kann man oben schwimmen sehn,
Wie Spreu; wer Perlen sucht, muß tiefer gehn.

Ein echter Kunstrichter sollte sich mehr bey Vortrefflichkeiten, als bey Unvollkommenheiten, aufhalten, sollte die versteckten Schönheiten eines Schriftstellers zu entdecken suchen, und der Welt nichts anders mittheilen, als was ihrer Bemerkung werth ist. Die auserlesensten Ausdrücke und feinsten Züge eines Schriftstellers sind oft die, welche einem Leser, der keinen Geschmack für die feinere Litteratur hat, die bedenklichsten oder gar verwerflichsten zu seyn scheinen; und eben diese greift ein grämlicher kurzsichtiger Kritiker gemeiniglich mit der größten Heftigkeit an. Cicero bemerkt, daß es sehr leicht sey, dem, was er Verbum ardens nennt, oder, wie wir es nennen können, einem kühnen glühenden Ausdruck, ein Brandmahl aufzudrücken, und es durch eine kalte boshafte Kritik lächerlich zu machen. Der geringste Witz reicht hin, sowohl eine Schönheit zu verkleinern, als einen Fehler zu vergrößern; und wiewohl eine solche Behandlung eines Schriftstellers natürlicher Weise Unwillen bey einem verständigen Leser erregt, so thut sie doch ihre erwünschte Wirkung auf den großen Haufen derer, denen sie in die Hände fällt; denn der Pöbel der Menschen bildet sich immer ein, alles das, worüber nur mit einem Gran von Witz gelacht wird, müsse auch wirklich an sich selbst lächerlich seyn.

Solche

Solche Spöttereyen sind bey einem Kunstrichter immer unschicklich und unzeitig, weil sie den Leser mehr bestechen, als überzeugen, und eben so leicht eine Schönheit, als einen Fehler, zum Gegenstande des Gelächters machen können. Wer nicht witzig über einen schicklichen Gegenstand schreiben kann, ist ein Dummkopf; wer aber seinen Witz zur Unzeit anbringt, ist ungezogen und ungereimt. Ueberdem findet ein Mensch, welcher die Gabe zu spotten besitzt, gern Fehler an allem, was ihm nur Gelegenheit gibt, sein Lieblingstalent zu zeigen, und tadelt oft eine Stelle, nicht weil sie fehlerhaft ist, sondern weil er sich lustig darüber machen kann. Dergleichen Lustigmacherey ist sehr unredlich und unedel in kritischen Werken; wie denn auch die größten Meister der Kunst, sowohl alte als neuere, immer, wenn sie kritisiren, in einem ernsthaften und belehrenden Tone reden.

Da ich willens bin, in meinem nächsten Blatt die Mängel in Miltons verlornem Paradiese zu zeigen, so hielt ich es für dienlich, diese wenigen Gedanken voranzuschicken, damit der Leser wisse, daß ich nicht anders daran gehe, als an eine sehr undankbare Arbeit, und daß ich auf diese Unvollkommenheiten nur eben hinweisen, aber sie nicht lächerlich zu machen und dadurch zu vergrößern

suchen werde. Ich muß auch mit dem Longin bemerken, daß die Werke eines großen Genies, mit noch so vielen Fehltritten und Unachtsamkeiten, immer unendlich mehr Werth haben, als die Werke eines geringern Schriftstellers, welche mit gewissenhafter Sorgfalt und Genauigkeit, und allen Regeln einer korrekten Schreibart gemäß, ausgearbeitet sind.

Ich schließe dieß Blatt mit einer Geschichte aus dem Bokkalini, welche zur Genüge zeigt, was dieser einsichtsvolle Schriftsteller von den hier erwähnten Kritikern dachte. Ein berufener Kritiker, sagt er, sammelte alle Fehler eines großen Dichters, und machte dem Apollo ein Geschenk damit. Apollo nahm sie sehr gnädig auf, und beschloß, dem Verfasser für die Mühe, die ihm die Sammlung derselben gekostet hatte, ein würdiges Gegengeschenk zu machen. Er setzte ihm, zu diesem Ende, einen Sack voll Weizen vor, welcher eben aus dem Stroh gedroschen war, und befahl ihm, die Spreu rein auszulesen, und sie allein zu legen. Der Kritiker ging mit großem Fleiß und Vergnügen an die Arbeit, und, als er mit der Scheidung fertig war, beschenkte ihn Apollo, für seine Mühe, mit der Spreu. L.

Hun=

Hundert zwey und neunzigstes Stück.
(297)

Ueber Miltons verlornes Paradies. Fehler des Gedichts.

— — — velut si
Egregio inspersos reprehendas corpore naeuos.
HOR.

Nach dem, was ich in meinem vorigen Blatte gesagt habe, will ich dieses sogleich ohne weitere Vorrede anfangen, und die verschiednen Mängel anzeigen, die sich in der Fabel, den Charaktern, den Gedanken und der Sprache des verlornen Paradieses finden. Ich zweifle aber nicht, der Leser wird mir es verzeihen, wenn ich zu gleicher Zeit anführe, was sich zur Entschuldigung solcher Mängel sagen läßt. Die erste Unvollkommenheit, die ich in der Fabel bemerken will, ist der unglückliche Ausgang derselben.

Die Fabel jedes Gedichts ist, nach der Eintheilung des Aristoteles, entweder einfach oder verwickelt. Einfach heißt sie, wenn gar keine

Glückswechsel darin vorkommen; verwickelt aber, wenn das Schicksal der Hauptperson vom bösen zum guten, oder vom guten zum bösen übergeht. Die verwickelte Fabel wird für die vollkommenste gehalten; vermuthlich, weil sie geschickter ist, die Leidenschaften des Lesers rege zu machen, und ihn durch eine größere Mannichfaltigkeit von Begegnissen in Erstaunen zu setzen.

Die verwickelte Fabel ist daher von zwiefacher Art; in der ersten arbeitet die Hauptperson sich durch eine lange Reihe von Gefahren und Schwierigkeiten hindurch, bis sie endlich zu Glück und Ehre gelanget, wie in der Geschichte des Ulysses. In der zweyten stürzt die Hauptperson von dem höchsten Gipfel der Ehre und des Glücks in Elend und Schande herab. So sehen wir Adam und Eva aus dem Stande der Unschuld und Glückseligkeit in den verworfensten Zustand der Sünde und des Elendes herabsinken.

Die beliebtesten Trauerspiele unter den Alten waren auf diese letztere Art der verwickelten Fabel gebaut, besonders der Oedipus, welcher sich auf eine Geschichte gründet, die, wenn wir dem Aristoteles glauben wollen, die geschickteste zum Trauerspiel war, die der menschliche Witz nur ersinnen konnte. Ich habe mir, in einem vorigen Blatt,

einige Mühe gegeben, zu zeigen, daß diese Art von verwickelter Fabel, wo der Ausgang unglücklich ist, gewöhnlicher Weise stärkern Eindruck auf die Zuhörer macht, als die von der erstern Art; ungeachtet verschiedne vortreffliche Schauspiele der Alten sowohl, als auch die meisten, welche seit einigen Jahren unter uns geschrieben worden, nach einem entgegengesetzten Plan angelegt sind. Indessen muß ich gestehen, daß diese Art von Fabel, welche die vollkommenste im Trauerspiel ist, mir nicht so angemessen für das Heldengedicht zu seyn scheint.

Milton scheint diese Unvollkommenheit seiner Fabel gefühlt zu haben, und hat ihr daher durch verschiedne Hülfsmittel abzuhelfen gesucht; besonders durch die tiefe Demüthigung, welche dem großen Feinde der Menschen bey seiner Rückkehr in die Versammlung der höllischen Geister widerfährt, wie sie in einer schönen Stelle des zehnten Buchs beschrieben wird; wie auch durch das Gesicht, worin Adam, am Schluß des Gedichts, seine Nachkommen über seinen großen Widersacher triumphiren, und sich selbst in ein glücklicheres Paradies, als das, aus welchem er fiel, wieder eingesetzt sieht.

Ein andrer Einwurf gegen Miltons Fabel, der aber mit dem vorigen fast auf eins hinaus läuft, und die Sache nur in einem andern Lichte zeigt, ist,

daß der Held im verlornen Paradiese unterliegt, und seinen Feinden auf keine Weise gewachsen ist. Dieß veranlaßte Dryden zu der Bemerkung, daß eigentlich der Teufel Miltons Held sey. Ich glaube diesen Einwurf im ersten Stücke dieser Abhandlung abgelehnt zu haben. Das verlorne Paradies ist ein episches oder erzählendes Gedicht, und wer sich nach einem Helden darin umsieht, sucht etwas, das Milton nie geben wollte; will man aber durchaus irgend eine Person desselben den Helden des Gedichts nennen, so ist es ohne Zweifel der Messias, dem dieser Nahme sowohl in der Haupthandlung, als in den vornehmsten Episoden gebührt. Das Heidenthum konnte keine wahre Handlung zu einer Fabel liefern, welche größer gewesen wäre, als die Handlung der Iliade oder Aeneide. Heiden konnten sich also kein höheres Gedicht denken, als eines von der Art, und diesen gaben sie dann den Nahmen eines Heldengedichts. Ob nun Miltons Gedicht nicht von erhabnerer Natur ist, maße ich mir nicht an zu entscheiden: genug, wenn ich zeige, daß das verlorne Paradies alle die Größe des Plans, die Regelmäßigkeit der Anlage, kurz alle die meisterhaften Schönheiten hat, die wir im Homer und Virgil bewundern.

Hiernächst muß ich bemerken, daß Milton seiner Fabel verschiedne Umstände eingewebt hat, welche nicht Wahrscheinlichkeit genug für ein episches Gedicht zu haben scheinen, als besonders die Handlungen, welche er der Sünde und dem Tode zuschreibt, und das Gemählde, welches er von dem Limbus der Eitelkeit macht, nebst andern Stellen im zweyten Buch. Dergleichen Allegorien schmecken mehr nach Spensers und Ariosts, als nach Homers und Virgils Geiste.

In der Anlage seines Gedichts hat er sich auch etwas zu viel Digressionen erlaubt. Aristoteles macht zum Schluß die Bemerkung, der Verfasser eines heroischen Gedichts sollte selten selbst reden, sondern so viel von seinem Werke, als ihm möglich, seinen Hauptpersonen in den Mund legen. Der Philosoph führt keinen Grund von dieser Regel an, vermuthlich aber gründet sie sich darauf, weil der Leser sich mehr in Ehrfurcht gesetzt und emporgehoben fühlt, wenn er einen Aeneas oder Achilles reden hört, als wenn Virgil oder Homer in ihrer eignen Person sprechen. Nicht zu gedenken, daß es die Einbildungskraft des Dichters mehr entflammen, und seine Ideen mehr erheben muß, wenn er den Charakter eines großen Mannes annimmt. Cicero erzählt, bey Gelegenheit seines Gesprächs

vom Alter, in welchem Kato der Hauptunterredner ist, daß er beym Durchlesen desselben aufs angenehmste getäuscht worden, und sich eingebildet, es sey wirklich Kato, und nicht er selbst, der seine Gedanken über diese Materie vortrüge.

Will der Leser sich die Mühe geben, nachzusehen, wie die Geschichte der Iliade und Aeneide von den handelnden Personen derselben vorgetragen wird, so wird er sich wundern, wie sehr wenig in beiden Gedichten die Verfasser selbst erzählen. Milton hat, in der allgemeinen Anordnung seiner Fabel, diese große Regel sehr schön beobachtet; so daß kaum der dritte Theil derselben aus dem Munde des Dichters kömmt; das übrige hören wir theils von Adam und Eva, theils von den guten oder bösen Geistern, die zu ihrem Verderben oder zu ihrem Schutz beschäftigt sind.

Aus diesen Bemerkungen erhellet, daß Digressionen in einem epischen Gedicht auf keine Weise erlaubt sind. Wenn der Dichter, selbst in dem gewöhnlichen Gange seiner Erzählung, so wenig als möglich reden sollte, so sollte er gewiß nie seine Erzählung schlafen lassen, um indessen eigne Betrachtungen anzubringen. Ich habe oft, mit innerer Bewunderung bemerkt, daß die längste Reflexion dieser Art in der Aeneide in der Stelle des

zehn-

zehnten Buchs vorkömmt, wo Turnus sich die Rüstung des Pallas, den er getödtet hatte, anlegt. Virgil läßt hier seine Fabel still stehen, und ruft aus: Wie wenig weiß doch der Mensch von der Zukunft! wie unfähig ist er, sich im Glücke zu mäßigen! Die Zeit wird kommen, da Turnus wünschen wird, er hätte den Leichnam des Pallas unberührt gelassen, da er den Tag verfluchen wird, an dem er diese Rüstung anlegte. Da der große Ausgang der Aeneide, und der Tod des Turnus, welchen Aeneas tödtete, weil er ihn mit der Rüstung des Pallas geschmückt sah, auf diesem Vorfall beruhte, so schob Virgil diese Betrachtung ein, ohne welche ein so kleiner Umstand dem Gedächtniß seines Lesers leicht hätte entwischen können. Lukan, der ein Dichter ohne Beurtheilungskraft war, unterbricht seine Geschichte sehr oft, um seine unnöthigen Digressionen, oder seine Diuerticula einzuflicken, wie Skaliger sie nennt. Wenn er uns von den Wunderzeichen erzählt, die vor dem Bürgerkriege vorhergingen, so deklamirt er darüber ein Langes und Breites, und zeigt, wie viel glücklicher der Mensch seyn würde, wenn er sein unglückliches Schicksal nicht schon vorher fühlte, ehe es ihn trifft, und also nicht nur unter seiner wahren Last, sondern auch unter der

Furcht

Furcht vor denselben leiden müßte. Miltons Klagen über seine Blindheit, seine Lobrede auf den Ehestand, seine Betrachtungen über das Nacktgehen unsrer Stammältern, über das Essen des Engels, und noch einige andre Stellen in seinem Gedicht, sind eben diesem Tadel unterworfen; wiewohl alle diese Digressionen so voller Schönheiten sind, daß ich sie nicht aus dem Gedichte wegwünschen möchte.

Von den Charaktern in Miltons verlornem Paradiese habe ich schon in einem der vorigen Blätter gesprochen, und über die allegorischen Personen, die er eingeführt hat, meine Meinung gesagt.

Sehen wir auf die Gedanken, so dünkt mich, daß sie in folgenden Stücken zuweilen fehlerhaft sind: Erstlich, verschiedne derselben sind zu sehr zugespitzt, und einige arten gar in Wortspiele aus. Von dieser letzten Art ist, fürchte ich, die Stelle im ersten Buch, wo er von den Pygmäen spricht, und sich des Ausdrucks bedient:

— — — gleich jener
Kleinen Infanterie *), bekriegt von Kranichen.

Ein andrer Flecken, den ich an einigen seiner Gedanken finde, ist seine häufige Anspielung auf heid=

*) Das Wortspiel, welches sich nicht ins Deutsche übersetzen läßt, steckt in dem Worte Infanterie, welches, nach seinem Stammworte Infans, Kind, auch ein Kindervölkchen bedeuten kann.

heidnische Fabeln, die gewiß zu dem göttlichen Inhalt seines Gedichts nicht passen. Ich habe nichts gegen diese Anspielungen, wo der Dichter selbst sie als fabelhaft vorstellt, wie in einigen Stellen der Fall ist; nur da verwerfe ich sie, wo er ihrer als Wahrheiten und Thatsachen erwähnt. Die Gränzen meines Blatts erlauben mir nicht, besondere Beyspiele dieser Art anzuführen; der Leser wird sie in dem Gedichte selbst leicht bemerken.

Ein dritter Fehler in seinen Gedanken ist eine unnöthige Auskramung von Gelehrsamkeit, die auch ziemlich häufig vorkömmt. Es ist gewiß, daß so wohl Homer als Virgil von aller Gelehrsamkeit ihrer Zeit Meister waren, aber sie zeigt sich in ihren Werken nur auf eine indirekte und versteckte Art. Milton scheint eine Ehre darin zu suchen, durch seine Abschweifungen über den freyen Willen und die Prädestination, und seine vielen Seitenblicke auf die Geschichte, die Astronomie, die Geographie und dergleichen, wie auch durch die Ausdrücke und Redensarten, deren er sich zuweilen bedient, uns wissen zu lassen, daß er in dem ganzen Umfange der Künste und Wissenschaften bewandert gewesen sey.

Betrachten wir endlich die Sprache dieses großen Dichters, so müssen wir gestehen, wie ich

schon

schon in einem der vorigen Blätter berührte, daß sie oft zu mühsam gekünstelt ist, und zuweilen durch alte Wörter, Versetzungen und fremde Idiotismen verdunkelt wird. Was Seneka dem Styl eines großen Schriftstellers vorwirft: Riget eius oratio, nihil in ea placidum, nihil lene, werfen manche Kunstrichter auch dem Milton vor. Da ich dieß nicht gänzlich widerlegen kann, so habe ich es doch bereits in einem der vorigen Blätter zu entschuldigen gesucht; und hier kann ich noch hinzusetzen, daß Miltons Gedanken und Ideen so außerordentlich erhaben waren, daß er sie unmöglich würde haben in ihrer vollen Stärke und Schönheit darstellen können, wenn er nicht von diesen fremden Hülfsmitteln Gebrauch gemacht hätte. Unsre Sprache erlag unter ihm, und war der Größe der Seele, die ihm so hohe und herrliche Ideen darreichte, nicht gewachsen.

Ein zweyter Fehler in seiner Sprache ist, daß er oft ein gewisses Geklingel mit den Worten affektirt, wie in folgenden und vielen andern Stellen:

Eine Welt voll Weh in die Welt gebracht —

Dieß versucht' uns zu dem Versuch —

Ich weiß, daß diese Art zu reden unter die Redefiguren aufgenommen ist, daß einige der größten Alten sich derselben schuldig gemacht haben,

und

und daß Aristoteles selbst, in seiner Rhetorik, ihr eine Stelle unter den Schönheiten dieser Kunst einräumt. Wie sie aber an sich selbst armselig und kindisch ist, so wird sie auch jetzt, wo ich nicht irre, von allen Meistern einer geschmackvollen Schreibart gänzlich verworfen.

Der letzte Fehler, welchen ich in Miltons Styl bemerken will, ist der häufige Gebrauch der so genannten technischen Wörter oder Kunstwörter. Es ist eine von den größten Schönheiten der Poesie, schwere Dinge verständlich zu machen, und das, was an sich selbst dunkel ist, in einer so leichten Sprache vorzutragen, daß selbst ein gemeiner Leser es verstehen kann; nicht zu gedenken, daß die Kenntnisse eines Dichters mehr mit ihm geboren, oder ihm inspirirt, als aus Büchern und Systemen geschöpft zu seyn scheinen sollten. Ich habe mich oft gewundert, wie Dryden sich der Wörter Backbord, Steuerbord und andrer Schifferausdrücke in seiner Uebersetzung Virgils bedienen können. Milton gebraucht das Wort Backbord ebenfalls. Wenn er von Gebäuden spricht, so hören wir von dorischen Säulen, Pilastern, Karnies, Fries, Architraven. Redet er von Himmelskörpern, so findet man Ekliptik und Excentrik, Zittern und Schwanken,

ken, Sterne, die vom Zenith herabfahren; Strahlen, die vom Aequator aufschießen; dem sich noch mehr Beyspiele gleicher Art aus verschiednen andern Künsten und Wissenschaften beyfügen ließen.

In meinen folgenden Blättern werde ich nun von den vielen besondern Schönheiten im Milton reden, deren Erwähnung unter den allgemeinen Hauptstücken, wovon ich bereits gehandelt habe, zu weitläuftig gewesen seyn würde; und damit gedenke ich denn diese Kritik zu beschließen.

L.

Ende des vierten Bandes.



